

ren-
neen-
ung.
cke.

var.

00

Collectaneen:

1 5.

Letztes G.

- 1. Utopia, d. gel. Land der Contem. ^{von} Hieronymi
- 2. ^{von} Der Egoismus ^{von} Kleinrich.
- 2. ^{von} moderne Spiritismus ^{von} Fr. Schelling
- 3. Religiöser Geist in Volk & Heer ^{von} Hoöcker
- 4. Der pol. Harmonielehre Progr. d. Demokr. Partei ^{von} Sachs. Freund.
- 5. Einfl. d. Beizgeistes ^{von} d. Tonkunst. ^{von} Arnold.

A. Müllers, Niederwies.

1787

1. Müller, Johann, geboren am 17. März 1787 in
2. Müller, Johann, geboren am 17. März 1787 in
3. Müller, Johann, geboren am 17. März 1787 in
4. Müller, Johann, geboren am 17. März 1787 in
5. Müller, Johann, geboren am 17. März 1787 in

1. 2. 25 3. 4. 5.

1.

Utopia,

der „Zukunftsstaat“ und die „neue Gesellschaft“

oder:

Das gelobte Land der Communisten.



Ein heiter-ernstes Zeitbild

von

W. Hieronymi.

P. 8, 60.

Mainz,

Berlag von J. Diemer.

1879.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Druck von Carl Sclermann in Mainz.

I.

E i n l e i t u n g.

Als vor einiger Zeit im deutschen Reichstage das Gesetz gegen die sog. Socialdemokraten berathen wurde und die Partei-leidenschaften hoch gingen, fehlte es nicht an doctrinären Stimmen, welche behaupteten, ein solches „Ausnahmegesetz“, überhaupt gesetzliche Maßregeln, würden, als gegen Gedanken und Anschauungen gerichtet, wirkungslos bleiben; jetzt nach wenigen Monaten hat die Erfahrung das Gegentheil bewiesen. Der nächste Zweck des Gesetzes ist vollkommen erreicht, die Agitation ist unterdrückt. — Augenblicklich herrscht auf diesem Gebiete eine Ruhe, gleich der Stille des Todes auf dem Felde nach beendigter Schlacht. Ja viele der verführten Arbeiter zeigen sich zufrieden damit, daß sie dem Terrorismus ihrer Agitatoren entgangen sind. Unerhört in der Geschichte ist die Erscheinung, daß eine Partei so schnell entstehen konnte, wie diese Socialdemokratie, daß sie sich so riesig ausbreiten und zu einer öffentlichen Verschwörung von Hunderttausenden gegen alles Bestehende werden konnte; allein eben so einzig ist die Erscheinung, daß eine solche Partei, gleich nach dem ersten legislativen Schlage gegen sie, so von der Oberfläche der Zeitereignisse verschwinden und wenigstens scheinbar getödtet erscheinen konnte. Allein man würde dennoch zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, die ganze socialdemokratische Frage sei nun aus der Welt geschafft. Jene Gedanken und Anschauungen bestehen innerlich noch fort. Jetzt kommt es vor Allem darauf an, auch auf dem Ge-

danfengebiete Klarheit zu schaffen. Wir behaupten, die sog. Socialdemokratie verdankt einen großen Theil ihres Erfolges in den Volksmassen der Unklarheit ihrer Zwecke und Ziele. Diese Unklarheit liegt schon in den gebrauchten Wörtern und Ausdrücken und wird von den Socialdemokraten absichtlich gefördert. Sie bezeichnen ihre Gegner, das ehrliche deutsche Bürgerthum, mit dem französischen Worte Bourgeoisie, sie reden von Classenkampf, wo sie Bürgerkrieg sagen sollten, sie sagen Expropriiren des Eigenthums, wo es Berauben heißen müßte. Die größte Unklarheit liegt schon in dem absonderlichen Worte „Socialdemokratie“. Dieses zufällig entstandene, vieldeutige, in allen Zeitungen und parlamentarischen Verhandlungen gebrauchte Wort bezeichnet nicht das eigentliche Wesen dieser Partei. Die gemeinte Partei, wie sie sie jetzt ist, und sich seit Lasalle's Tode weiter entwickelt hat, huldigt weder einem dem Wortsinne entsprechenden Socialismus, noch der Demokratie im hergebrachten politisch-bürgerlichen Sinne; die gesammte Partei ist vielmehr dem Communismus verfallen, wie jeder weiß, der die Literatur dieser Partei und ihren Entwicklungsgang kennt. Gebrauchte man in den parlamentarischen Verhandlungen, sowie in den Zeitungen, stets das rechte, die Ziele der gegenwärtigen sog. Socialdemokratie bezeichnende Wort, so würde Jedermann leichter im Stande sein, sich den Sturm, der sich gegen jene Partei erhoben hat, zu erklären und die Nothwendigkeit des gedachten Gesetzes zu begreifen.

Der Socialismus im eigentlichen Sinne oder das Bestreben, Zwecke und Ziele, die dem vereinzeltten Manne unerreichbar sind, durch genossenschaftliche Verbindung und vereinte Kräfte zu erreichen, war auch schon in früheren Zeiten, aber jetzt ist er das hervortretende Merkmal gerade unserer Zeit, wie die stets sich mehrenden Verbindungen und Vereine, die Affecuranz- und Erwerbsgenossenschaften, Aktiengesellschaften beweisen. Sociale Zwecke können möglicherweise allerdings auch durch Revolution und Gewaltthat erstrebt werden, wenn sie unvernünftig sind, allein vernünftige sociale Bestrebungen werden immer nur den friedlichen Weg des Fortschrittes und der Entwicklung gehen. Sociale Bestrebungen, welche die Rechte Anderer nicht beeinträchtigen oder die Gesetze des Staates nicht verletzen, sind daher

auch nimmermehr durch Maßregeln und staatliche Gesetze zu bekämpfen, wie z. B. die von Schulze-Delitzsch gestifteten zahlreichen Genossenschaften, welche gerade die wirksamsten Gegenmittel unserer Zeit gegen die communistische Revolution darstellen. Eben so wenig wie der Socialismus ist auch die reine politische Demokratie durch Gesetze oder Regierungsmaßregeln zu unterdrücken. In allen Zeiten und in allen Staaten hat es eine demokratische Partei gegeben und wird sie geben. Demgemäß, wenn wir uns an das Wort halten, wäre auch eine sociale Demokratie zu gestatten und die mit diesem Worte bezeichnete Partei könnte nicht gesetzlich verfolgt und unterdrückt werden. Es wäre so, wenn diese Partei wirklich nur das wäre oder das wollte, was in dem Worte liegt; allein wir haben es schon gesagt, die heutigen Socialdemokraten sind Communisten. Und der Communismus ist doch etwas wesentlich anderes als Socialismus und Demokratie. Wenn der Socialismus und die Demokratie ihre Zwecke und Ziele möglicher Weise auf dem Wege des Friedens und der fortschreitenden Entwicklung erreichen können und immer nur diesen Weg gehen sollten, so niemals der Communismus. Die heutigen Communisten, Socialdemokraten genannt, versichern zwar, besonders bei den Wahlen, daß sie niemals ein Wasser getrübt, daß ihnen Umsturz und Gewaltthat und blutige Revolution niemals in den Sinn gekommen, ja daß sie die eigentlichen Männer des künftigen Friedens und der Ordnung seien; allein dieser Versicherung Glauben zu schenken, dazu gehört eine Unwissenheit, wie sie nur einem Menschen, der keine Zeitung, kein Geschichtsbuch gelesen oder das Gelesene nie verstanden hat, zur Verfügung steht, der zwar hören und sehen, aber nichts dabei denken kann. Diese Partei trägt als ihr Symbol die blutrothe Fahne vor sich her, sie hat überall, wo sie im Stande war, ihre Gedanken in Thaten zu übersetzen, ihren Weg mit Blut und Trümmern bezeichnet. So zur Zeit Babeuf's und seiner großen Verschwörung, 1796, so beim Sturze Ludwig Philipp's, zur Zeit der mißlungenen Nationalwerkstätten und der blutigen Junischlacht, so zur Zeit des Sturzes Napoleons's III. und der Commune, so überall wo der Hand der Regierung eine Zeitlang die Zügel entfallen waren. Diese Partei hat in Deutschland und seiner

neu errungenen Freiheit eine eigene Revolutionsliteratur, eine Blutpoesie erzeugt, und doch behauptet sie jetzt, die friedlichste Partei von der Welt zu sein, schreit über Verfolgung und Unterdrückung von Seiten aller anderen Parteien. Wenn wir auch die schauerlichen beiden Mordanfalle auf den deutschen Kaiser nicht unter die Thaten dieser Partei zählen wollen, weil sich ein directer Zusammenhang nicht nachweisen läßt, so waren diese Verbrechen doch geeignet, das deutsche Volk aufzuschrecken und zu zeigen, welche giftige Leidenschaften, welche Gefahren in seinem Innern ruhen und was unter Umständen auch in Deutschland geschehen könnte. Für die Communistenpartei aber hatten diese Thatfachen den Vortheil, daß sie die unbeweisbare Behauptung ihrer directen Betheiligung zurückweisen und sich als ein unschuldiges, für die Sünden zweier Verbrecher geopfertes Volk darstellen konnten. Dieses Argument der Vertheidigung kehrt in allen Reden der socialdemokratischen Parlamentsredner immer wieder.

Die sog. Socialdemokraten sind Communisten*) und die Zwecke und Ziele des Communismus sind unter allen Umständen nur durch Gewalt, Umsturz und Blutthaten zu erreichen; das würden wir behaupten, auch wenn wir von den erwähnten Thaten und geschichtlichen Verbrechen der Partei gar nichts wüßten. Wenn wir nicht hören und sehen könnten, so müßte unser Verstand uns sagen, daß es kein anderes Mittel gibt, diese Zwecke zu erreichen, keinen anderen Weg, um zu dem verheißenen „Zukunftsstaat“ zu gelangen. Die Communisten wollen den gegenwärtigen Staat nicht nur, sondern auch die ganze bestehende Gesellschaftsform vernichten; sie wollen den Zukunftsstaat oder die „neue Gesellschaft“ wie sie sagen. Nun ist zwar der Staat und die Gesellschaft in einer steten Umwandlung begriffen und das gesellschaftliche Leben der Völker wird in

*) Das gothaer Programm sagt unter andern: „Die Befreiung der Arbeit erfordert die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft und die genossenschaftliche Regelung der Gesamtarbeit mit gemeinsamer Verwendung und gerechter Vertheilung des Arbeitsertrages.“ Und: „Der Gesellschaft, d. h. allen ihren Gliedern, gehört das gesammte Arbeitsprodukt, bei allgemeiner Arbeitspflicht, nach gleichem Recht, jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen.“

kommenden Jahrhunderten ein anderes sein als das jetzige; allein wer wäre so einfältig, zu glauben, die heutigen Communisten hätten bei ihren Bestrebungen die kommenden Generationen im Auge; nein, sie wollen den Zukunftsstaat schon jetzt und für ihre Personen, wollen ihn plötzlich, wie die Wirkung des Pulvers und des Petroleums. Wer sich einbilden könnte, es sei dieses Ziel ohne Gewalt, ohne Zertrümmerung und allgemeinen Elend zu erreichen, der müßte glauben, es würde einmal eine Zeit kommen, wo die gegenwärtigen Staatsmächte freiwillig abdanken, wo die gesammte gegenwärtige Gesellschaft sich den communistischen Agitatoren unterwerfen, wo alle Besitzer ihrem Privateigenthum zu Gunsten der Commune entsagen würden. Das zu glauben sind wir nicht einfältig genug. Möglich, daß ein großer Theil der Anhänger dieser Partei gar nicht darüber nachdenkt, möglich daß ehrliche deutsche Arbeiter sich einreden lassen, die Partei der sie anhängen, meine es gut, sie sei friedlich, ihre Forderungen seien ohne Blut zu erfüllen, aber daß auch die gegenwärtigen Führer und Agitatoren der Partei solchen Glauben hätten, das ist nicht glaublich. Wir würden eher an das Erscheinen der Mutter Gottes in Marpingen glauben, als an diesem Unschuldsglauben der communistischen Führer; sie kennen den einzig möglichen Weg zu ihrem „Zukunftsstaate“, und wissen auch, wer die Behörden dieses Staates einst sein werden; sie haben tausendmal mündlich und schriftlich gesagt, daß Revolution und Umsturz ihr nothwendiges Mittel sei; ihre gegenwärtigen Unschuldsbetheuerungen können dagegen nicht in Betracht kommen.

Lassalle, der gepriesene Urheber und Prophet dieser Partei, war noch nicht eigentlicher Communist, er war Socialist, dagegen steuerte Marx in London, das zweite große Haupt und erster Lehrer der Partei, gleichs anfangs dem Communismus zu. Lassalle verlangte noch nicht Aufhebung alles Privateigenthums und keine gänzliche Zertrümmerung der gegenwärtigen Gesellschaft, sein Ideal waren die „Produktivassocationen“, durch welche er den „Unternehmerprofit“ in die Taschen der Arbeiter leiten wollte. Um solche Arbeitsunternehmungen auf gemeinschaftliche Rechnung der Arbeiter zu errichten, verlangte er „Staatsvorschuß“, „Staatskredit“, und um diesen zu erlangen,

mußten die Arbeiter in die Staatsgesetzgebung, in das Parlament gelangen, und dazu das allgemeine Stimmrecht. Von dem allgemeinen Stimmrecht erwartete Lassalle große Wirkungen. Nun haben wir es — ein Geschenk Bismarcks — aber die direkten Wirkungen desselben bestehen nur in einem halben Duzend Socialdemokraten im Reichstage. Diese Lassalle'schen Projekte waren möglicherweise auf friedlichem Wege, in allmäliger Entwicklung, zu verwirklichen. Zwar drohete Lassalle schon, wenn es auf friedlichem Wege nicht gelinge, mit der socialen Revolution, er hörte schon „den dumpfen Massenschritt der Arbeiter-Bataillone“, allein diese Drohungen machten damals auf uns keinen stärkeren Eindruck als etwa „der böse Nikolaus mit seinem großen Dintensaß.“ Wir glaubten damals nicht, daß das Gespenst Fleisch und Blut annehmen und zu einer colossalen communistischen Verschwörung gegen Eigenthum und Besitz führen könne. Jetzt ist der böse Nikolaus zu einer realen Gestalt geworden, welche dem deutschen Bürgerthum den Revolver vorhält: La bourse ou la vie! Dein ganzes Eigenthum der Commune und ihren künftigen Obrigkeiten, oder Dein Tod! Fürst Bismarck hat ganz recht, wenn er unlängst im Reichstage behauptete, Lassalle sei doch ein ganz anderer Mann gewesen wie seine heutigen „Epigonen“.*) Wer den Entwicklungsgang der Partei seit fünfzehn Jahren verfolgt hat, der weiß, wie nach dem Tode Lassalle's und dem Rücktritte des zwar nicht saubern, aber hochbegabten v. Schweizer, die Partei immer mehr dem Marx'schen internationalen und brutalen Communismus verfallen ist. Marx erklärte schon 1847 in seinem ersten „Manifest

*) Uebrigens muß Lassalle Herrn v. Bismarck wie auch andern hochgestellten Personen jener Zeit (Alex. v. Humboldt) weit liebenswürdiger erschienen sein, als uns. Schon als wir seine erste Rede hörten, sahen wir den Agitator aus Ehrgeiz. Noch weniger stieg unser Urtheil über ihn, als wir zuerst seine Schrift lasen: „Herr Bastiat Schulze“ 2c. In dieser Schrift herrscht eine aschgraue, wahrhaft kindische Renommage, z. B.: Nach einigen hundert Seiten nationalökonomischer Definitionen und Haarspaltereien ruft er triumphirend: „Herr Schulze, jetzt sind Sie ausgeweidet, sehen Sie, hier meine Dogge hat Ihre Eingeweide im Munde!“ Und weiterhin: „Wenn mein Buch erscheint, dann sind Sie todt, und wenn es einige Tausend Leser gefunden hat, dann sind Sie begraben.“ (Vergl. „Herr Heroskrat Lassalle“ von B. Hieronymi. Wiesbaden bei Limbarth 1864.)

der communistischen Partei": „Unsere Zwecke können nur durch den gewaltsamen Umsturz aller bisheriger Gesellschaftsordnung erreicht werden.“ Und diese Erklärung hat er seitdem bei jeder Gelegenheit wiederholt. Noch auf dem Haager Congresse der Internationalen erklärte er: „An die Gewalt wird man appelliren müssen, um die Herrschaft der Arbeiter zu etabliren.“

Lassalle war in Gesinnung und Lebensweise eine durchaus aristokratische Natur, ein Herz für die Arbeiter war es nicht, was ihn zum Agitator für dieselben machte; was ihn zum Proletariat hinüber trieb, war seine Eifersucht auf Schulze-Delitzsch und sein Kampf gegen die damalige politische Fortschrittspartei. Auf den Schultern der Arbeiter suchte er in die Höhe zu kommen. Sein Redetalent und seine Leidenschaft machten diesen eitlen Bourgeois zu einem mächtigen Volkstribunen. Sein Kampf gegen die Fortschrittspartei war es ohne Zweifel, welcher ihn veranlaßte Herrn v. Bismarck aufzusuchen, der ebenfalls mit der Fortschrittspartei im Conflictkampfe stand. Marx dagegen war ein herzloser, gelehrter, vielwissender Dialectiker und volkswirthschaftlicher Philosoph; die Triebfeder seines Charakters war aber ebenfalls der Ehrgeiz. Er war der Gründer des „internationalen communistischen Arbeiterbundes“. Beide Parteihäupter, der feurige, leidenschaftliche, aber patriotische deutsche Demagoge Lassalle und der speculirende herz- und vaterlandslose Büchergelehrte Marx konnten sich nicht leiden; ihr Gegensatz zeigt sich in dem lange dauernden Kampfe der inneren Fraktionen der socialdemokratischen Partei gegeneinander. Erst nach dem Tode Lassalle's und dem Rücktritte seines Nachfolgers v. Schweizer war eine Versöhnung beider Richtungen möglich und vollzog sich auf dem Gothaer Vereinigungs-Congreß 1874.

Der Marx'sche internationale Communismus behauptete das Feld. Die communistische Theorie, welche durch Marx im Auslande ausgebrütet war, wurde nun durch seine Schüler, besonders Liebknecht und Bebel in Deutschland herrschend. Diese machten den „Zukunftsstaat“ zum Volkstraume eines großen Theiles der deutschen Arbeiterbevölkerung; sie sind die heutigen Kronprätendenten des Zukunftsstaates.

Wohl möchte man fragen: Wie ist es doch möglich, daß eine solche Theorie, welche die Gesellschaft wie ein altes Gebäude

behandelt, sie zertrümmern und nach neuem, vorher ausgedachten Pläne wieder aufbauen will, wie ist es möglich, daß sie so viel Köpfe verwirren und so viel Anhänger und Gläubige finden konnte? Die Gesellschaft ist doch ein lebendiger Organismus, wo man ihn gewaltsam verletzt, da fließt Blut und der empfindende Nerv reagiert. Wie können sich so viel Menschen bei nüchternem Verstande einreden lassen, es sei ohne Aenderung der Naturgesetze und ihrer Produktion, ohne Steigerung und größere Anstrengung der gesellschaftlichen Arbeitskraft, also ohne wesentliche Vermehrung der Lebens- und Genußmittel, es sei durch eine bloße communistische Umwandlung der Gesellschaftsform eine erhöhte Consumtion und eine größere Wohlhabenheit des ganzen Volkes möglich? Wie kann man sich einbilden, der Kampf um's Dasein, der wie die Natur, so auch das Menschenleben beherrscht, sei mit einem Male und durch eine siegreiche Gewaltthat gänzlich aufzuheben? Wie konnte die naturwidrige Lehre des Communismus so viel Anhänger gewinnen?

Wir erwidern: Der Verstand spielt bei der Ausbreitung solcher Lehren die geringste Rolle, die treibende Kraft ist die Einbildungskraft und die Leidenschaft. Die Ausbreitung des Communismus erklärt sich wie die Ausbreitung der Religionen unter den Völkern. Keine der bestehenden Religionen verdankt ihren Sieg ihren rein moralischen vernunft- und naturgemäßen Lehren; mit solchen Lehren gründet man Philosophenschulen aber nicht Volksreligionen. Voltaire soll einmal von einer vernunftgemäßen Religionspartei gesagt haben, diese Partei habe wenig Aussicht auf Verbreitung, weil sie der gesunden Vernunft nicht stark genug in's Gesicht schlage. Das klingt paradox, erweist sich aber leider erfahrungsgemäß genugsam als wahr (Verbreitung der Mormonen und Ultramontanen in Amerika). Die Religionen verdanken, wenigstens ihre erste Ausbreitung, den Verheißungen und Versprechungen die sie den Völkern machten; sie versprechen alle als Lohn des Glaubens die Gnade der Götter oder die ewige Seligkeit. Zukunftsbilder erwärmen, ja fanatisiren das Volk, Vernunftgedanken lassen es kalt. Die Masse der Menschen, denen die Gegenwart nicht gefällt, und der Neid auf den Mehrbesitz ist immer groß.

Was versprechen denn die Communisten ihren Gläubigen? Nun, sie nennen es wie gesagt, den „Zukunftsstaat“, d. h. einen

Zustand allgemeiner Gleichheit der Menschen und alles dessen, „was Menschenangeficht trägt“ und daraus folgend, allgemeine gleiche Glückseligkeit und Lebensgenuß. Das läßt sich schon hören und klingt weit besser, als der ursprüngliche Lassalle'sche „Unternehmerprofit“. Deßhalb ist denn auch schließlich nach längeren Kämpfen und Rivalitäten zwischen der Lassalle'schen und Marx'schen Richtung die letztere als meistbietende Partei siegreich geblieben und der Marx'sche internationale Communismus hat das Feld behauptet. Schulze-Delitsch versprach zu wenig: Selbsthilfe, Sparen, Genossenschaften, Bildung, Hebung des Arbeiterstandes. Lassalle versprach mehr: Staatshilfe, Produktiv-Associationen, Unternehmer-Profit und Fabrikmitbesitz. Marx und seine Schüler versprechen das meiste: Allgemeine gleiche Wohlhabenheit, Eldorado, Zukunftsstaat, viel Plaisir und wenig Arbeit. „Kann ja selbst den Herren machen, will nicht immer Diener sein!“

Der Zukunftsstaat — der Glaube an denselben steht intellectuell nicht höher, als der Glaube an das kommende Himmelreich der Pietisten; allein da der Glaube an das kirchliche Himmelreich in neuerer Zeit sehr schwach geworden ist, so ist der Glaube an das Himmelreich auf Erden, gleichsam eine modernen Nothwendigkeit geworden. Die Masse der Gesellschaft in allen Zeiten und unter allen Völkern besteht, wie schon bemerkt, aus solchen, die mit der Gegenwart, mit oder ohne Grund, unzufrieden sind, und diesen muß eine Zukunft gemalt werden, ob möglich oder nicht, darauf kommt es nicht an, je weniger möglich, desto glänzender erscheint sie doch.

Der Zukunftsstaat. — Wir kennen die Mängel der gegenwärtigen Zustände. Wir gehören auch zu denen, welche beim Blicke in die Zukunft der Menschheit ganz andere, ja und bessere als die bestehenden Zustände sehen, allein diesen „Zukunftsstaat“, dessen Weg zugestandenermaßen durch Blut und Trümmern geht, halten wir vorläufig für das größte Hinderniß einer besser gestalteten Zukunft. Wir glauben an den „Zukunftsstaat“ nicht, und vor allem deßwegen nicht, weil wir in der gesammten socialdemokratischen Literatur niemals eine deutlichere Vorstellung, ein wirkliches Bild von den Zuständen dieses Staates gefunden haben. Auch Fürst Bismarck, der sich bereit erklärt, jeden ver-

nünftigen und ausführbaren Vorschlag zur Verbesserung des Looses der Arbeiter unterstützen zu wollen, findet in der ganzen socialdemokratischen Literatur keinen positiven, greifbaren Vorschlag dieser Art. Auch ihm ist die Feindschaft der Volksanführer gegen jede wirklich mögliche Verbesserung nicht entgangen. Die wollen eben keine Verbesserung in der Lage der Arbeiter, weil eine solche den ersehnten Zukunftsstaat nur verzögern oder gar überflüssig machen könnte; so daß die schon vorhandenen Zukunftsbehörden nicht zu ihren Stellen gelangen würden. Der Zukunftsstaat erscheint überall nur in unbestimmten Umrissen wie ein Nebelbild, und gerade deshalb mag dieses Bild für den Glauben der Massen geeignet sein. Die socialdemokratischen Führer, Redner und Schriftsteller hüten sich wohl, ihren Gläubigen ein klares ausgeführtes Bild, eine anschauliche Schilderung ihres Zukunftsstaates zu entwerfen, weil sie wohl fühlen, daß sie dabei Gefahr laufen, von den ehrlichen deutschen Arbeitern als Schwärmer und Utopisten ausgelacht zu werden. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei.“ Aber sie können, auch wenn sie wollten, keine ausführliche Schilderung, kein bestimmtes Bild ihres geträumten, der menschlichen Natur widersprechenden Staates entwerfen; sie sind selbst darüber im Dunkeln. Wo es darauf ankommt, die Gestaltung dieses Staates in einer Einzelheit darzustellen, oder die Gesetze und Einrichtungen desselben zu erläutern, da sind die Communisten unter einander uneinig und sich gegenseitig widersprechend; einig sind sie nur in ihrem Hass gegen den bestehenden Staat, gegen die „Bourgeois“, das „Capital“, und die „capitalistische Produktionsweise“. Darum kommt es ihnen vor allem zunächst darauf an, die gegenwärtigen Zustände zu vernichten und alles Bestehende zu verneinen. Fragt man diese Zukunftsphilosophen nach Einzelheiten, aus welchen doch jedes Ganze zusammengesetzt sein muß, so antworten sie ausweichend oder: Das wird sich finden, das erlösete Volk wird schon seine Einrichtungen und seine Gesetze machen. Einig sind diese Weltverbesserer nicht einmal darüber, wer denn eigentlich der Besitzer aller Lebensgüter im Zukunftsstaate sein soll. Die Marx'schen internationalen Communisten wollen, daß der Staat alle Lebensgüter besitzen und den Consumenten verabreichen soll; dagegen erheben

die andern den Einwand: dann würde ja dieser Staat allmächtig sein, es würde ein Sklaventhum des arbeitenden Volkes entstehen, wie es die Welt zuvor nie gesehen; darum verlangen sie, daß nicht der Staat, sondern die einzelne Gemeinde, die Commune, Besitzerin sein soll. Gegen diese Gemeindecommunisten erhoben nun die Staatscommunisten den Einwand: dann würden ja die einzelnen unabhängigen Gemeinden gegeneinander in Concurrrenz treten und der neue Zustand würde wenig verschieden sein von dem Zustande der gegenwärtigen miteinander concurrirenden Privatbesitzer und Capitalisten. Wir sind überzeugt, wenn es diesen Zukunftsmusikanten gelingen könnte, das gegenwärtige verhaßte Bürgerthum zu vernichten, so würden sie sich alsbald nach ihrem Siege einander selbst zerfleischen. Siegen aber kann dieser Weltswindel niemals und hat noch niemals und nirgends gesiegt, weder auf friedlichem, noch auf gewaltsamem Wege; aber dieser Traum kann Unheil und Blutvergießen über die Völker bringen und hat es gethan. Ein Traum kann für den Menschen verderbliche Folgen haben und ein Kind kann bei der Fabrication von Seifenblasen aus dem Fenster fallen. Daß diese Communisten jetzt schon Putsche oder thachsfächliche Umsturzversuche machen wollen, das glauben wir nicht, dazu sind sie nicht dumm genug, aber wir sind überzeugt, daß sie es thun würden in jedem Augenblicke, wo sich ein Hoffnungsschimmer des Gelingens eröffnete, in jedem Augenblicke, wo der bestehende Staatsgewalt die Zügel der Regierung entfielen. Wenn z. B. ein neuer Krieg zwischen Franzosen und Deutschen ausbräche, dann würden diese vaterlandslosen deutschen Communisten, welche die Vaterlandsliebe für eine Dummheit der Bourgeois halten, sie würden mit den französischen Petroleum-Communisten gemeinsame Sache machen und die vaterlandslosen schwarzen Internationalen würden das Gleiche thun.

Nirgends wissen die Propheten des Zukunftsstaates eine bestimmte Antwort zu geben. Wie soll es gehen in diesem Staate, was soll aus Handel und Verkehr werden, wenn es kein Geld gibt, wie soll ein Austausch der tausendfachen Lebensgüter und Erzeugnisse der Gegenwart stattfinden können, ohne das Erleichterungsmittel des Tausches? (Ein solches und nur das ist das Geld). Suchten doch schon in den Urfanfängen der Menschheit,

die Wilden ein solches Mittel, indem sie bunte Steine oder Muscheln dazu gebrauchten. Wie soll in dem Zukunftsstaate und seiner „Arbeitspflicht“ der Faule von dem Fleißigen, der Würdige von dem Unwürdigen unterschieden werden, und durch welche Mittel, durch welche Peitsche sollen die Faulen zur Arbeit angetrieben werden? Faul und genußsüchtig wird aber stets die Mehrheit sein, vergeudend die Lebensgüter, wie sie es jetzt thut überall wo es, wie einst im Zukunftsstaate, auf Regimentsunkosten geht? Auf keine der tausend möglichen Fragen eine bestimmte und genügende Antwort. Das wird sich finden, wenn wir nur erst gesiegt haben, wenn statt Bismarck und Genossen, Bebel und Liebknecht unsere Behörden sind.

Darum nur noch eine Frage: Die ganze Arbeiter-Agitation Lassall'es gründete sich bekanntlich auf das sog. „eherne Lohngesetz“. Lassalle sophistisirte etwa so: Wenn der Lohn der Arbeiter hoch steht, dann geht es den Arbeitern wohl, wenn es ihnen aber wohl ergeht, dann vermehren sie sich alsbald; in Folge dieser Vermehrung aber übersteigt das das Angebot der Arbeit die Nachfrage, der Lohn fällt, es geht den Arbeitern wieder übel, übel bis zur äußersten Grenze der Lebensnothdurft; ihre Zahl vermindert sich; in Folge dessen steigt der Lohn, es geht den Arbeitern wieder besser, und so fort, erträglich gut, immer wieder unerträglich schlecht. In dem Zukunftsstaate gibt es nun zwar keinen „Lohn“ mehr aber doch „Arbeitsertrag;“ bei diesem erhöhten Arbeitsertrage aber steigt das Wohlergehen bis zum vollen „menschenwürdigen Dasein“. Wenn nun die Arbeiter im Zustande des Wohlergehens sich vermehren, wie, fragen wir, wie werden sie sich vermehren bei den vollkommenen Wohlergehen im Zukunftsstaate? Ihre Zahl wird in geometrischer Progression steigen. Die Natur aber, die letzte Quelle aller Lebensgüter läßt sich in vielen Fällen gar nicht, in manchen nur zu relativ größerer Production durch menschliche Arbeit steigern. Die Folge davon würde sein, ein steigendes Mißverhältniß zwischen der erzeugenden Mutter Erde und der wachsenden Menschenzahl, die sie trägt; und die Folge davon würde sein, ein gesteigerter, auf die Gesamtbevölkerung übergehender vernichtender Kampf um's Dasein. Die Menschen müßten einander planmäßig todt schlagen, oder der Generations-

trieb der Natur müßte ausgerottet werden. Schon diese eine Betrachtung ist im Stande, den ganzen Zukunftsstaatschwindel und die neue Weltperiode wegzufegen.

Was aber treiben denn die zahlreichen socialdemokratischen Blätter, wenn sie nicht daran arbeiten, einen deutlichen Begriff von ihrem Zukunftsstaate zu schaffen und zu verbreiten, ihr Ideal zu erläutern? Nun, vor der Hand, in der gegenwärtigen „kapitalistischen Weltperiode“, haben sie genug zu schaffen in wüthendem Kampfe gegen das Kapital, die Privatbesitzer und die „Mastbürger.“ Jetzt kommt es vor allem darauf an, dem „arbeitenden Volke“ sein Elend, sein menschenunwürdiges Dasein zu Gemüthe zu führen und die Sehnsucht nach dem neuen messianischen Aeon zu wecken. Zu dem Ende schildern diese Blätter das Elend der Arbeiter in der jetzigen unerlösten kapitalistischen Weltperiode in möglichst drastischen Farben. Das Manifest des allgemeinen Socialistencongresses in Gent 1877 sagt unter andern: „Alle unabhängigen und denkenden Menschen wollen, — daß das Privilegium von dieser Erde verschwinde, daß Elend und Hunger nicht mehr das Loos Derjenigen sei, welche arbeiten, und Wohlbefinden und Ueberfluß nicht mehr das Loos Derjenigen, welche Nichts produciren.“ Der verstorbene Herr Bischof von Mainz und sein Amanuensis, denen die gegenwärtige feyerliche Weltperiode auch nicht gefiel, bestätigten und beglaubigten dieses Elend und den Hunger der Arbeiter durch ihre priesterliche Autorität. Im Gefühle ihrer eigenen Kirchennoth haben diese geistlichen Herren die Arbeiternoth rührend tief mit empfunden und haben an der „Lösung der Arbeiterfrage“ rühmlichst mitgewirkt. Kein Wunder, daß am Ende die Arbeiter, die ihr Elend und ihr menschenunwürdiges Dasein auf so vielfache und glaubhafte Weise bezeugt sahen, am Ende selbst daran glaubten und, vor vollen Schoppen sitzend, sich einbildeten, sie würden bei der gegenwärtigen „kapitalistischen Produktionsweise“ am Ende noch verdursten müssen.

Außer dieser ersten Aufgabe, der Schilderung des Arbeiterelendes, hatten alle socialdemokratischen Blätter dann noch die zweite: programmäßige Aufhezung und Anreizung zum Klassenhaß. Obgleich in der gegenwärtigen Gesellschaft die alte Ein-

theilung des Volkes in verschiedene und verschieden berechnete Stände längst aufgehört hat, so machten sie die Arbeiter doch zum „vierten Stande“ und setzten ihn in Gegensatz zu allen übrigen Staatsbürgern. Das Gothaer Programm sagt: „Die Befreiung der Arbeit muß das Werk der Arbeiterklasse sein, der gegenüber alle andern Klassen nur eine reactionäre Masse sind.“ In dem Genter Manifest von 1877 heißt es, „möge bei jedem Volke die Klasse der Enterbten sich als große, von allen Bourgeoisparteien stark abgegrenzte Partei constituiren, und möge diese socialistische Partei Hand in Hand marschiren mit der socialistischen Partei aller übrigen Länder. — Proletarier aller Länder vereinigt euch!“

Man sieht, bei so großen und dringenden Aufgaben hatten die socialistischen Blätter nicht Zeit, das Land ihrer Verheißung, den Zukunftsstaat, näher zu beschreiben. Die gelehrten Blätter der Partei, wie die „Revue“, bringen vielfache volkswirthschaftliche Definitionen, Erläuterungen, längere Aufsätze, und wie wir einräumen, zumeist in anständigem Tone geschrieben, allein über die Einrichtungen, die Zustände, die Gesetze im Zukunftsstaate lassen sie ihre Leser völlig im Dunkeln.

Doch, es ist wahr, wie wir hören, soll Herr Most den Versuch gemacht haben, den Zukunftsstaat näher zur Anschauung zu bringen, dieser Versuch aber soll so ausgefallen sein, daß die besonnenen Communistenhäupter ihrem Genossen den Rath gaben, er möge den Zukunftsstaat nicht ferner compromittiren, Herr Most möge seinen unvergohrenen Wein nicht weiter verzapfen. Auch Herr Schäffle, der Professor und gelehrte Halbcommunist, hat die Idee und den Begriff des Zukunftsstaates und der „neuen Gesellschaft“ in sehr gelehrter Weise nach den Marx'schen Grundsätzen behandelt. Der Eindruck, den uns diese Abhandlung gemacht, ist aber der, daß der Zukunftsstaat für jetzt nicht wirklich und in der Zukunft nicht — möglich ist, oder doch nur möglich, wenn man die Grundbegriffe des reinen Communismus von der absoluten Gleichheit und gleichen Behandlung Aller im Staate aufgibt, wenn man, wie der Herr Professor, „die Aristokratie der persönlichen Tüchtigkeit“ anerkennt, wenn man den,

„der in der Gesellschaft mehr leistet, auch mehr belohnt,“ d. h. wenn man den echten Marx'schen Communismus verleugnet und die Grundlagen des Zukunftsstaates vernichtet.

Endlich können wir unsern Lesern mittheilen, daß wir doch in der socialdemokratischen Literatur eine in's Einzelne gehende und anschauliche Darstellung des Zukunftsstaates gefunden haben, und zwar in der schon erwähnten „Zukunft“, der gelehrten „socialistischen Revue“, einem Monatsblatte, welches zum Theil von wirklich vielwissenden und federgewandten Leuten geschrieben wird. (Heft 16, Mai 1878.) Diese Darstellung des Zukunftsstaates, seiner Geseze und Einrichtungen, ist aber nicht von einem der heute lebenden Communisten verfaßt, sondern von einem alten communistischen Philosophen und Gedankenschwärmer des vorigen Jahrhunderts, von Morelly. Wir können aber diese alte und deutliche Schilderung als noch heute gültig unserer folgenden weiteren Erläuterung zu Grunde legen, weil nur diese oder doch eine ganz ähnliche Organisation und Gesetzgebung des Zukunftsstaates möglich ist, und weil die genannte Monatschrift angibt, diese Morelly'schen Anschauungen seien im Wesentlichen auch die der heutigen Socialisten. Diese alten Communisten wie Thomas Morus, Bacon, Campanella waren noch dreister und konnten sich deutlicher ausdrücken als die heutigen, in dem Bewußtsein, daß sie eben nur Philosophen und Gedankenweber seien. Damals (1755), als Morelly seinen „Code de la nature“ zc. schrieb, war die Gleichheits- und Gütergemeinschaftslehre, der Communismus, noch nicht gefährlich, noch nicht blutbesleckt, wie heute; er hatte schon Schriften aufzuweisen, aber noch keine Barrikaden auf dem Pariser Straßenpflaster errichtet. Der heutige Communismus aber, der schon Thaten gethan, schon Pulver und Petroleum als Beweismittel seiner Wahrheit verwendet hat, er hat nicht mehr die Unbefangenheit und das gute Gewissen der alten Moral-Philosophen und Weltverbesserer. Sie bauten ja ihren Zukunftsstaat in Gedanken und auf dem Papiere und konnten dem Fluge ihrer Phantasie ungehindert folgen; das Papier blutet nicht, wenn es verletzt wird, und ein Luftschloß bedarf der Feuerversicherung nicht. Jene alten Communisten konnten daher auch ein vollständiges Bild ihres Zukunftsstaates, seiner Geseze und Einrichtungen liefern, die neueren

aber müssen vorsichtiger sein; sie sind bereits von der Theorie zur Praxis gelangt, vom Gedanken zur That. Darum schiebt denn auch die „Zukunft“ statt eines eigenen Verfassungsstatutes das des alten Morelly vor; er muß der Welt sagen, wie der Zukunftsstaat und das gelobte Land beschaffen und eingerichtet ist.

Betrachten wir also zunächst das Bild, welches dieser phantasirende Philosoph entworfen hat. Doch können wir nicht das ganze Gemälde, sondern nur einzelne Züge daraus unsern Lesern vorführen.

II.

Errichtung und Gesetze des Zukunftsstaates nach Morelly.

Der Grundgedanke Morelly's, überhaupt das Staatsgrundgesetz aller Communisten ist: „Vollständige Gleichheit aller Menschen in allen Dingen und daher kein Privateigenthum mehr!“ Das Streben nach persönlichem Besitz ist in Utopia das größte Verbrechen, der dortige Hochverrath. Morelly sagt: „Die jetzt in der Gesellschaft so zahlreich vorkommenden Laster und Verbrechen entspringen lediglich aus dem Privateigenthum, daher muß dasselbe aufgehoben werden, und nur das darf als das ausschließliche Eigenthum eines Jeden bestehen bleiben, was ein Object des wirklichen Gebrauches ist.“ Ferner: „Ein Verkauf oder Tausch existirt nicht und erhält Jeder durch Vermittelung des Communevorstandes oder des „Familienvaters“ die nöthigen Sachen von den Erzeugern und aus den öffentlichen Lagern geliefert“. — (Der „Familienvater“ ist die unterste, ausführende Behörde in Utopia.) „Mit andern Nationen wird nur ein Tauschhandel geführt.“ — „Jeder Arbeiter hat den Character eines öffentlichen Functionärs und wird auf allgemeine Kosten ernährt, erhalten und beschäftigt.“ (Also „Tauschhandel“, Geld gibt es in diesem Lande nicht, ist auch nicht nöthig, weil alles geliefert wird.)

„Das Reich wird eingetheilt in Familien, Communen und Provinzen. Die größten möglichst gleichen Communen sind Städte.“ — „Mitten in der Stadt soll sich befinden ein großer Platz mit öffentlichen Magazinen und Sälen für öffentliche Lustbarkeiten.“ — „Rings herum gehen gleichartig und regelmäßig aufgebauete Stadtkreise mit für Bürger bestimmten Wohnungen, welche geräumig und bequem sein sollen.“ — „Um die Stadtkreise in einem bestimmten Abstände ziehen sich die Gallerien, in welchen sämtliche Werkstätten für mechanische Arbeiten untergebracht sind. Ebenso, ringsherum, doch noch weiter nach Außen, sollen Wohnungshäuser für Landleute und alle jene Gebäude, welche der Landwirthschaft nöthig sind, als Schweineställe, Pferdeställe Speicher und dergleichen, aufgeführt werden.“ — „Außer dem Bereiche dieser Baulichkeiten, in gewisser Entfernung und gesunder Dertlichkeit befinden sich die Spitäler und Lazarethe.“ — „Dagegen an öden, am wenigsten anziehenden Orten sind die Strahhäuser und in ihrer nächsten Nähe sollen Gräber für Lebende, d. i. zu lebenslänglicher Kerkerstrafe Verurtheilte, errichtet werden.“ (Also Gräber für Lebende, lebenslängliche Kerkerstrafe; trotz der Unmöglichkeit alles Eigenthumes, also alles Diebstahles, dennoch solche Mittel für Erhöhung der allgemeinen Glückseligkeit, wer hätte das in Utopia vermuthet!) Weiter: „Vom 20. bis zum 25. Lebensjahre ist der Ackerbau die Beschäftigung eines Jeden.“ „Sämmtliche Zünfte besitzen eine ihnen eigene Uniform.“ — „Jeder heirathsfähige Bürger bis zum 40. Lebensjahre ist verpflichtet zu heirathen.“ (Entschuldigt nur durch Mangel an Gesundheit.) Weiter: Jedes Jahr ist allgemeine Hochzeit; wörtlich nach Morelly: „Beim Beginn jeden Jahres werden die Ehen feierlich geschlossen. Junge Leute versammeln sich im Beisein des städtischen Senates; der junge Mann wählt sich ein Mädchen aus und nimmt es nach Erlangung ihrer Einwilligung zur Frau.“ — „Jede Ehe dauert vorläufig als unzertrennlich 10 Jahre.“ — „Mit dem 5. Lebensjahre des Kindes beginnt die Umwandlung der Privaterziehung in eine öffentliche.“ — „Sämmtliche Kinder, die das fünfte Lebensjahr erreicht, werden in einem eigens hierzu bestimmten Hause untergebracht und nach den vom Senate bestimmten Vorschriften erzogen werden.“ — „Junge Leute welche das 15. Lebensjahr bereits

zurückgelegt haben, treten in den Stand der Ehe ein und übersiedeln aus den öffentlichen Akademien in das väterliche Haus, wo sie eine Wohnung beziehen, von der aus sie zur Arbeit in den Werkstätten gehen.“ — „Zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilt der oberste Senat für das Verbrechen des Mordes und des zur Einführung einer individualistischen, mit der Einrichtung des Privateigenthumes verbundenen Organisation führenden Attentates.“ (Also in Utopia gibt es keine Todesstrafe wie in den Staaten des Absolutismus, aber es gibt Gräber für Lebende, ja es gibt selbst — Attentate. Wer hätte das gedacht?) Zur Entschuldigung bemerkt der Verf. des Artikels der „socialistischen Revue“: es sei ja auch in den Ländern des Absolutismus die Wiedereinführung der früher abgeschafften Sklaverei bei schweren Strafen verboten, warum sollte in den Communestaaten die Wiedereinführung des Privateigenthumes nicht schwer bestraft werden.

So etwa das Bild Utopias nach Morelly's Projection. Und man muß gestehen: Dieses oder doch ein ganz ähnliches Bild schwebte auch unsern sog. Socialdemokraten vor bei dem Entwurfe des sog. Gothaer Programmes (1875), dort heißt es z. B. „Die Befreiung der Arbeit erfordert die Verwandlung aller Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft und die genossenschaftliche Regelung der Gesamtarbeit mit gemeinnütziger Verwendung und gerechter Vertheilung des Arbeitsertrages.“ Man muß gestehen, so von weitem betrachtet und in Phrasen gehüllt, sieht diese Insel, abgesehen von den „Gräbern der Lebenden“, die dort sind, gar nicht übel aus, aber wir fürchten, daß viele, welche Lust haben sollten, nicht nur in ihren Gedanken, sondern in Wirklichkeit und in Person dahin auszuwandern, daß sie als Lebende ihr Grab schon auf der Reise dahin finden werden.

Was den Philosophen Morelly aber veranlaßt, dies Phantasiestück zu zeichnen und zur Auswanderung nach diesem gelobten Lande aufzufordern, das ist vor allem der Gedanke den er ausspricht: „Die Ursache der so zahlreich in der Gesellschaft vorkommenden Laster und Vergehen liegt in dem Privateigenthum.“ Das ist der Gedanke,

der später auch den Schwärmer Babeuf zu seiner großen Verschwörung und endlich nebst Hunderten von Genossen zur Guillotine trieb, der Gedanke, welcher noch später Proudhon zu seiner bekannten Maxime: „Eigenthum ist Diebstahl,“ führte. Auch Babeuf meinte: „Der Anblick von Unterschieden, von Luxus und Genüssen, deren sie selbst entbehre, sei für die große Masse des Volkes stets eine unerschöpfliche Quelle von Seelenqualen und Beunruhigungen, (d. h. mit andern Worten: Der Neid ist der Ursprung und die Triebfeder des Communismus.) Alles Unglück und alle Sklaverei, meint er, wurzele in der Ungleichheit, und die Ungleichheit wurzele ihrerseits im Privateigenthum.

Aus diesen Bordersätzen ziehen nun alle Communisten den Schluß: weil das Privateigenthum die Quelle aller Uebel ist, oder auch, weil das Eigenthum von Menschen gestohlen werden kann, so muß es gänzlich abgeschafft und aufgehoben werden. Dem gleich ist der Schluß: weil das Wasser dem Menschen gefährlich werden kann, weil sich die Menschen darin ersäufen können, so muß es abgeleitet und alle Quellen müssen verstopft werden. Besser gefällt uns der folgende Schluß: da diese Maxime von dem Privateigenthum d. h. von dem Eigenthum überhaupt, — denn das Eigenthum ist seinem Begriffe nach immer etwas Privates, — da dieser irrige Gedanke der Urquell des ganzen Communismus ist und da der Communismus unter Umständen unsägliches Unheil stiften kann, so muß man ihm mit vernünftigen Gründen entgegentreten, wo aber die Communisten ihre Philosophie mit Gewalt durchsetzen wollen, da muß man ihnen mit den gleichen Mitteln begegnen. Wir könnten im Gegentheil beweisen, daß das Eigenthum die Quelle aller Tugenden sei. Nicht nur Fleiß, Sparjamkeit, sondern auch Wohlthätigkeit, Dankbarkeit, Entsagung, Selbstbeherrschung ist nur möglich, wo es Eigenthum gibt. Wenn es kein Eigenthum gäbe, so wäre ja die Kirche einer ihrer vornehmsten Tugenden beraubt, des Almosens. Schon jetzt kann sie leider nicht mehr, wie ehemals, das hungernde Volk vor der Klosterpforte sammeln, um Suppe und Knochen herauszugeben. Wo es kein Eigenthum gibt, könnte es auch keine Geschenke, keine Freund-

schaftsbeweise mehr geben. Genug, unsere ganze Moralphilosophie müßte umgearbeitet werden. Und mehr sagen wir: Das Eigenthum und das Streben nach dem Erwerbe desselben ist die Haupttriebfeder der gesammten menschlichen Thätigkeit und Arbeit, es ist die Quelle der gesammten Völkercultur, des Nationalreichtumes und des Wohlstandes. Diese Triebfeder aufheben oder schwächen, heißt das ganze Getriebe des gesellschaftlichen Lebens zerstören, die Uhr der Industrie stille stellen. Das Privateigenthum aufheben, heißt überhaupt die menschliche Individualität und Persönlichkeit vernichten, den Menschen moralisch todtschlagen. Die Communisten wollen nun zwar die Arbeit nicht abschaffen, im Gegentheil, sie hoffen die Arbeit und ihre Erträgnisse außerordentlich steigern zu können und verweisen auf die künftig noch zu erfindenden Maschinen; allein sie wollen den ursprünglichen und von der Natur selbst dem Menschen gegebenen Antrieb zur Arbeit, den Trieb nach Habe und Besitz, vertauschen gegen ein künstliches Triebmittel, gegen den Zwangsbefehl eines Arbeitsaufsehers. Wenn jetzt der Faule und Arbeitsscheue durch seine persönlichen Bedürfnisse, durch seine Lage zur Arbeit angehalten wird, so empfindet er das allerdings als ein Uebel, wenn er aber im „Zukunftsstaat“ durch die Peitsche des Aufsehers dazu getrieben wird, so muß er, falls nicht eine Sklavenseele in ihm wohnt, zu dem Uebel noch die Schmach empfinden. Wir sind überzeugt, wenn es möglich wäre, die natürliche Triebfeder der Arbeit, das Streben nach Erwerb, nach Habe und Besitz, die Sorge für sich, für Weib und Kind aufzuheben, so würde die Arbeit jämmerlich betrieben werden, ihre Erzeugnisse würden nicht billig und doch schlecht sein und die Folge dieses Zustandes allgemeine gleiche Armuth.

Das Privateigenthum aufheben, um die Laster und Verbrechen, zu welchen es verleiten kann, unmöglich zu machen, überhaupt die Sünden der Menschen unmöglich machen, das heißt auch die Tugenden aufheben. Wo keine Sünde möglich ist, da gibt es auch keine Tugend. Cessat sine adversario virtus, wo kein Feind ist, da braucht es auch keiner Tapferkeit. Der Communismus vernichtet die Wahlfähigkeit und die moralische Freiheit des Menschen. Da wäre es doch sicher ein besseres Mittel, die Eigenthumsverbrechen in der Gesellschaft aufzuheben, dadurch

daß man einfach alle Menschen einsperrte. Und in der That, dieser Zukunftsstaat sieht dem ruhig Denkenden nicht anders aus, wie ein colossales Zwangsarbeitshaus. In Kleidung, im Essen und Trinken, im Schlafengehen und Aufstehen von einem Communebeamten abhängig sein, das heißt doch ein Sklavenjoch tragen, wie es die Welt noch nicht gesehen. Es graut uns vor Utopia, und doch ist dieser Zustand das Zuckerbrod, welches, in volkwirthschaftliche Phrasen eingehüllt, unseren jetzt freien Arbeitern als Lockspeise dargeboten wird. Wir glauben nicht, daß unsere Arbeiter nach Verflüchtigung der Phrase und in Wirklichkeit diesen Zustand nur ein Jahr lang ertragen würden.

Unser alter Moralphilosoph Morelly meint es, wie aus jedem seiner Worte hervorgeht, mit der Menschheit gut; er glaubt in seinem Zukunftsbilde der Gesellschaft einen Segen darzubringen; im Grabe würde er sich umdrehen, wenn er wahrnähme, wie sein Segen schon einige Jahrzehnte später zum Fluche für sein Vaterland geworden ist. Dieser Theorie folgte Babeuf und sämtliche Schwärmer der Folgezeit. Diese hatte Louis Blanc im Kopfe, als er nach dem Sturze Ludwig Philipp's die unhaltbaren und verderblichen Nationalwerkstätten einrichtete und die enttäuschten Arbeiter sich zum Aufstande erhoben, in Folge dessen 20,000 derselben unter den Bayonetten und Kanonen Cavaignac's ihr Leben einbüßten, so daß das Pariser Straßenpflaster mit Blut überschwemmt wurde. Diese Theorie hat Napoleon dem III. zur Krone verholfen, hat den kopflosen Abenteuerer von Straßburg und Boulogne 20 Jahre lang zum Despoten Frankreichs gemacht. Die jetzige banferotte napoleonische Partei wird ihrem Lulu nimmermehr zum Throne verhelfen; wenn es aber gelingen sollte, die Geister der Commune wieder loszulassen, dann wäre seine Herrschaft sicher. Jene Wunderdoctoren und Zauberheilkünstler der Gesellschaft, welche die alte Gesellschaft zer schlagen und nach ihrem communistischen Recept im Handumdrehen die neue Gesellschaft machen wollen, sie haben seit 80 Jahren jede politische Revolution und jeden noch so berechtigten Freiheitskampf in Frankreich in das Gegentheil seines Zweckes verwandelt, haben die politische Freiheit zerstört. Wo diese Fanatiker das gesammte liberale Bürgerthum mit ihren blutigen Gesellschafts-Experimenten in Schrecken setzen, da flüchtet

sich dasselbe jedem beliebigen Gesellschaftsretter in die Arme, und die nächste Consequenz des versuchten Zukunftsstaates ist das Säbelregiment. Diese Zukunftsstaats-Fanatiker mit ihren Vettern den Intransigenten und politisch Verbissenen sind die Geburtshelfer jeder Reaction. Nur da, wo sie mit ihrer blutigen „Brüderlichkeit“ den Boden aufgewühlt haben, kann die Reaction ihren Samen streuen.

Interessant ist es, das Gebahren einer Partei im deutschen Reichstage, die von einem Theile des deutschen Volkes ihr Mandat, von Rom aber ihre Instruktion erhält, zu beobachten. Sie erklärte unlängst wieder im Reichstage durch den Mund eines ihrer Hauptleute, die socialdemokratische Lehre sei „in Wahrheit eine der schlimmsten und verwerflichsten und gefährlichsten“; allein die Partei wolle nichts dagegen thun, sie lehnte das Gesetz barsch ab. Warum? darum: gönnst du mir die Maigesetze, so gönne ich dir die Socialdemokraten. Sie behauptet, das alleinige Universalmittel gegen die Socialdemokratie befinde sich im Besitze der Kirche; allein die Kirche wolle dasselbe nicht herausgeben, weil sie durch die Maigesetze gebunden sei, an Händen und Füßen. Sie wolle das Socialistengesetz nicht, von wegen der gefährdeten Freiheit, „der Freiheit die ich meine“. Nach den alten und den neuen Instruktionen von Rom, nach Encyklika und Syllabus, ist jede politische und geistige Freiheit verdammt und doch — nun zum Besten der Kirche kann man wohl einmal ihre Gebote ignoriren und sich gebahren, als sei man der reinste Freiheitsfever. Diese Partei befolgt den Grundsatz: von zwei Uebeln wählen wir das kleinste. Auf der einen Seite die heutige Cultur, die Aufklärung, die Wissenschaft, auf der andern die Socialdemokratie. Diese „gefährliche“ Socialdemokratie hat uns zwar auch schon die Zähne gezeigt, sie droht die „Pfaffen“ zu verschlingen, allein das hat einstweilen noch gute Wege. Die Reichsregierung, auch wenn wir sie bei jeder Gelegenheit anfeinden und ärgern, sie wird uns doch durch ihre Soldaten beschützen. Und sollten die Socialdemokraten einmal den Staat und die Gesellschaft zertrümmern, dann wird es sein wie bisher immer: nach jeder niedergeschlagenen Revolution kamen die Jesuiten als Leichenbestatter und nahmen die Hinterlassenschaft der Todten in Besitz, und flüsterten dann den Siegern

in's Ohr: wir sind es gewesen, wir haben den Thron und die Gesellschaft gerettet; darum Halbpart in der Regierung des Volkes oder ein Concordat! Und die Fürsten glaubten dieser Rede, die Reaction begann, und die Reaction gebar die neue Action, die Revolution kam wieder. Potentaten aber, die dem Rathe der Thronretter gefolgt waren, gingen. Das war so der Lauf der Weltgeschichte seit dreihundert Jahren. Also nicht der Socialismus, nicht der Communismus, sondern der Liberalismus und seine Wissenschaft, die durch keine Macht der Erde zur Umkehr und in den Dienst der Kirche gezwungen werden kann, das ist es, was jenen Herren patriotische Beklemmungen macht. Nun, nach zwei und ein halb Jahren wird Herr Windthorst abermals Gelegenheit haben, in einigen Duzend Reden, seine Reichs liebe zu offenbaren und zu beweisen, daß ein Bündniß zwischen Schwarz und Roth nicht bestehe und daß sein Weihwasser gänzlich petroleumfrei sei.

Das Gesetz ist nun gegeben, wir nehmen dasselbe, wie Bamberger, nicht mit Freude, sondern aus Nothwendigkeit; wir nehmen es, weil wir es ehrlich mit unserer jungen deutschen Freiheit meinen, ehrlich auch mit unsern Arbeitern. Wir sind überzeugt, ohne kräftiges Anhalten würden unsere deutschen Arbeiter denselben Weg gegangen sein, der ihre französischen Glaubensgenossen nicht zum Zukunftsstaate, sondern nach Cayenne oder in das Grab geführt hat.

Doch kehren wir zurück zu unserem Thema. Genau betrachtet ist dieser Zukunftsstaat mit seinem Commune-Eigenthum nicht einmal im Stande, das Verbrechen des Diebstahles ganz zu verhindern. Die menschliche Natur bleibt unter allen Gesellschaftsformen in ihrem Wesen dieselbe, und der Trieb nach eigenem Besiz und persönlichem Genuß hört, wie das Ich, erst mit dem Tode auf. Da in diesem Staate, „das was ein Object des wirklichen Gebrauches ist,“ also etwa Rock und Hemde, Privateigenthum bleibt, so können diese Gegenstände auch regelrecht gestohlen werden. Da besitzt die Commune, die ja Alle speisen und tränken muß, große Magazine, Keller und Vorrathskammern, sollten diese nicht auch das Verlangen erregen können? Sie gehören dem Staate oder der Gemeinde und den Staat zu bestehlen, hat für manche Leute einen besonderen Reiz.

Wenn nun etliche junge Communarden in die Keller geriethen, da den vortrefflichen Wein in den großen Fässern und zahllosen Flaschen sähen, sollten die nicht auch auf den Gedanken kommen können: diesen Wein hier, den allerbesten, den die Väter der Stadt zur Herstellung ihrer Gesundheit von den Communedoctoren verordnet bekommen haben, diesen könnten auch wir wohl vertragen? Wenn sie nun die Theorie dieser Frage in die Praxis übertrügen, wäre das nicht auch Diebstahl? Oder wenn andere auf den Gedanken kämen, daß ein belegtes Butterbrod auch außer der Commune Essenszeit verdaulich sei, wenn sie nun im großen Privatmagazine die vielen Schinken und Würste sähen, sollten sie nicht? — oder sollte nicht der Proviantvorsteher seinen Bettern einmal einen privateigenthümlichen Bissen extra verabreichen können? Genug, wir glauben, daß die edle Schlosserzunft auch in Utopia bei Anfertigung von Schlössern und Riegeln fortbestehen wird.

Nachdem wir nun also den Zukunftsstaat Morelly's und seiner Nachfolger von weitem betrachtet haben, wollen wir mittheilen, was wir bei einem Gedankenausfluge dahin und nach eintägigem Weilen daselbst wahrgenommen haben.

III.

Ein Tag in Utopia, dem Land der Communisten.

Wir haben uns bisher bemüht, dieses wundersame Land mit flüchtigen Strichen nach der Schilderung Morelly's zu zeichnen. Führen wir jetzt unsere Gedanken selbst hinein.

Bekannt war dieses Land schon früher, allein beschrieben und mit seinem Namen benannt wurde dasselbe erst durch Thomas Morus, den gelehrten Kanzler und Diplomaten Heinrich's VIII. von England. Das berühmte, seiner Zeit fast in alle Sprachen übersezte Originalwerk von Thomas Morus: *De optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia*, ist uns nicht zur Hand. Ob es Thomas Morus mit der Verwirklichung seiner Utopia wirklich ernst war, oder ob er nur

die damalige, rein despotische Verfassung Englands persifliren wollte, können wir nicht sagen; aber gewiß ist, daß er viel Nachfolger gefunden hat. Die Auswanderung aus dem Festlande der Wirklichkeit nach jener glücklichen Insel der Phantasie hat in unserer Zeit unglaubliche Dimensionen angenommen. Daß es unseren heutigen Auswanderern, Socialdemokraten genannt, mit der Verwirklichung Utopias Ernst ist, blutig rother Ernst, das müssen wir einsehen, das beweist die Commune in Paris. Und deßhalb ist dieses Land auch unserer ernstlichsten Aufmerksamkeit werth.

Also Utopia ist das Land vollständiger Gleichheit aller Menschen und alles dessen, „was Menschenangeficht trägt.“ „Bürger“ gibt es daselbst nicht, denn ein Bürger ist ein „Bourgeois“ und die Bourgeois sind Geschöpfe, welche dem armen hungernden „Volke“ alle Nahrung vor dem Munde wegfressen, „Mastbürger“. Ob dieselben aber auch zu diesem Zwecke einen größeren Magen besitzen, darüber mögen die Herren Anatomen entscheiden. In Folge dieser Gleichheit ist Utopia auch das Land allgemeiner gleicher Glückseligkeit und Wohlhabenheit; allein — allein der Zugang zu dem Land ist gefährlich. Wie andere Zauberländer bewacht werden durch Riesen und Drachen, so dieses durch Kanonen und Bayonette. Darum Vorsicht, auch für den, der glücklich in dem Lande angelangt ist. Denn für Jeden, der ohne den Nachweis voller communistischer Rechtgläubigkeit dahin gelangt, wer sich etwa durch gar zu gute Kleider als Bourgeois verräth, der fällt der dort herrschenden allgemeinen „Brüderlichkeit“ in die liebenden Arme. Zwar ist man dort nicht so grausam, die Verbrecher und Hochverräther, d. i. die Privatbesitzer zu tödten, allein man begräbt sie, noch ehe sie gestorben sind, siehe Morelly's „Gräber für Lebende“. In dem Lande der Bourgeois kommt man erst nach Tod und Sterben in das Land der wirklichen menschlichen Gleichheit, hier schon früher, zu einer Zeit, wo man noch Bewußtsein von dem Glücke dieser Gleichheit hat. In dem Lande der Bourgeois ist alles ungleich, selbst die Ruhe auf dem Friedhofe. Da schläft der Eine unter einem prächtigen Marmorsteine mit goldener Schrift, der andere muß sich begnügen mit dem Rasenhügel, ohne Lob und ohne Schrift.

Besonders gefährlich ist es in Utopia, Schmucksachen von Gold zu tragen, etwa eine goldene Uhr, weil solche Sachen besonders geeignet sind, das Hauptlaster der Menschen, den Neid, zu erregen. Da man aber auch in Utopia wissen muß, wie viel Uhr es ist, so darf Jedermann eine Uhr besitzen; da aber alle Uhren gleich sein müssen und nicht genug Gold vorhanden ist, um sie alle von Gold zu machen, so muß man zu Tombak oder Bronze greifen. Und somit wären wir wieder glücklich in dem Zeitalter der Menschheit, dem Bronzezeitalter, angekommen.

Doch das Streben des Menschen nach einem „menschwürdigen Dasein“ ist ja zu natürlich, darum ist auch die ganze Constitution Utopias darauf berechnet. Nur finden wir diese Glückseligkeit durch einen Umstand auch in Utopia getrübt, durch — die Arbeit. Die Arbeit ist leider kein Ausnahmegesetz, die Arbeit ist vielmehr das Staatsgrundgesetz, welches Gott der Herr gab, als er im Paradiese, dem Urbilde Utopias, die erste allgemeine Weltconstitution octroyirte. Da steht geschrieben: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ Also Arbeit, sogar schwere, schweißtreibende Arbeit. „Dein Brod“ — vom Braten steht nichts geschrieben.

Also in Utopia auch Arbeit, und daher auch alle Erzeugnisse menschlicher Arbeit, tausenderlei Gegenstände der Nothwendigkeit und des Vergnügens. Das Alles und doch — kein Geld. In Utopia gründet sich nämlich, wie wir gesehen haben, aller Verkehr der Menschen unter einander, in Natur- und Arbeitserzeugnissen, wie einst im Paradiese, auf — Tausch; selbst „die Nationen tauschen ihre Erzeugnisse in Natura gegeneinander aus.“ Kein Geld — das ist der glückselige Zustand, in welchem sich die Menschen, seitdem das Paradies verloren, oft befinden, besonders wenn sie die — Rechnungen kommen sehen. Nun, das Geld ist ja der Güter höchstes nicht, der Uebel höchstes ist es nur, dasselbe nicht zu haben, besonders beim Reisen. Aber — kein Geld, wie sollen denn die Leute in diesem Lande reisen. Nun, sehr einfach, Jeder ist Arbeiter, Jeder nimmt von seinen Arbeitserzeugnissen behufs Austausch mit auf die Reise. Bist Du ein Arbeiter in der Zunft der Schuster, so nimm mit, was Du gearbeitet hast. Gegen ein Paar Schuhe bekommst Du sicher in jeder Herberge ein Beefsteak mit Eiern und einen

Schoppen dazu, genug alles, was zu einem menschenwürdigen Dasein gehört. Bist Du ein Schneider, so läßt sich dasselbe mit dem Rocke u. s. w. machen. Bist Du ein Landwirth, so nimm einen Sack Körner mit oder laß einige Ferkel neben Dir herlaufen. Als Maler nimmst Du ein Bild, als Musiker spielst Du ein Lied in der Herberge u. s. w. Doch nein, wir thun wirklich den Dichtern aller Utopien Unrecht. In diesem glücklichen Lande gebraucht man allerdings kein Geld, es existirt ja kein Privateigenthum, dasselbe erwerben wollen, ist vielmehr der alleinige Hochverrath. Alles was der Mensch bedarf zum Bedürfniß oder zum Vergnügen, wird ihm ja geliefert aus den „großen Magazinen im Mittelpunkte der Stadt.“ Kein Privateigenthum, also auch kein Diebstahl nach Proudhon, kein Pumpen, kein Credit, kein Bankerott, welcher jetzt so oft die irdische Glückseligkeit stört und die Bankerotteure reich macht, kein Wechsel, keine Actien, kein Schwindel, keine Börse 2c. Da gibt's keinen Krach, keine Geld- und Handelskrisis; was in Utopia von dergleichen allgemeinen Nothständen vorkommen kann, ist höchstens — Hungersnoth. Daß aber das Reisen in diesem Lande schwer sei, ist ein irriger Gedanke, im Gegentheil, es ist sehr leicht. Man braucht kein Eisenbahnbillet und daher auch nicht einmal ein Portemonnaie. Man geht zu dem Vorstande der Commune, läßt sich ein Papier geben, auf welchem hochcommuneobrigkeitlich bescheinigt ist, daß Inhaber, von jeglichem Verdachte des Privateigenthumes frei, ein vollkommener unbescholtener Utopist sei und Socius der Commune N. N. Auf dies Papier hin erhält der betreffende Reisende in der Nachbarcommune und allen weiteren Stationen aus den Magazinen das Nöthige verabfolgt, und „das menschenwürdige Dasein“ geht mit ihm aus einer Commune in die andere.

Was so oft das glückliche Dasein auf dieser Erde stört, das sind die Sorgen. Solche sind in Utopia abgeschafft, die Commune sorgt für Alles. Die lästige und fatale Concurrrenz im Handel und Verkehr hat aufgehört. Also in Utopien existirt kein „Privatbesitz,“ aber es existiren daselbst auch Frauen und solche, die es werden wollen, Jungfrauen; diese aber eignen sich ihrer Natur nach nur zu „Privatbesitz.“ Daher findet denn hier auch in Utopia eine Ausnahme statt. Es gibt Ehen, ja in

Morelly's Utopia ist jeder Mann vom 25. Lebensjahre bis zum 40. communestaatlich verpflichtet, zu heirathen. Dieses Gesetz ist allein schon im Stande, auf die Frauenwelt anziehend zu wirken, daß sie massenweis dahin auswandern möchten, wo die Privatwirthschaft und die Junggesellenwirthschaft aufgehört hat. Besonders möchte dies Gesetz wohl den Damen gefallen, welche zwar an Alter und Weisheit fortgeschritten, aber doch — „sizen“ geblieben sind. Zwar dauern in Morelly's Utopia die geschlossenen Ehen nur zehn Jahre; allein das hat nichts zu sagen, denn wenn der Ehemann einmal zehn Jahre lang das sanfte Joch getragen hat, dann ist er auch daran gewöhnt und wird keinen Fluchtversuch unternehmen; er wird nicht Lust haben in eine andere Provinz Utopias auszuwandern, wo die Gesetze noch freier sind, wo der Grundsatz der „freien Liebe“ herrscht. Eine kluge Frau wird auch in zehn Jahren Zeit genug gehabt haben, die Uhr der Ehe, bevor sie abgelaufen ist, wieder aufzuziehen. Genug, ein gutes solides Eheband ist wie der Mörtel der alten Ruinen, welcher mit der Zeit immer fester geworden ist.

Die Einwohner Utopias, Utopisten, auch Schlaraffen genannt, sind eigentlich alle als Ueberlebende zu betrachten; denn ehe dieses Land zu Utopia wurde, wohnte daselbst ein anderer Menschenschlag, Bourgeois oder Privatbesitzer, auch Capitalisten genannt. Diese wollten nun, nach dem der menschlichen Natur innewohnenden Besizestriebe, sich ihres Eigenthumes nicht begeben, sie mußten also — enteignet werden. Die Capitalisten, die schlimmste Sorte der Bourgeois, mußten ihr letztes Privateigenthum, ihr caput hergeben. Da sie ihr Eigenthum zu behaupten suchten, so mußten sie enthauptet werden. Das geschah vornehmlich durch das bekannte Instrument der Brüderlichkeit, welches möglichst schmerzlos alle Köpfe, die gescheidten und die dummen, gleich behandelt. So mußten diese halsstarrigen Ungleichheitsmenschen sanft hinübergeführt werden in's Paradies, wo bekanntlich schon längst alle Menschen gleich sind. Genug, die Ureinwohner Utopias, die Philister des Capitals, mußten mit Krieg überzogen und da sie widerstrebten, ausgerottet werden. Sie sind todt.

Wir sind nun in Utopia und sehen, daß das nun alles vollendet ist. Die Kanonen, welche einst die Bourgeois besaßen und damit manchen ehrlichen Utopisten in's Land der utopischen Vollendung gesendet hatten, die Kanonen dieser Menschen sind in den Händen der Utopisten, die brauchen sie nicht mehr, sie sind eingeschmolzen oder vernagelt, wie die Köpfe ihrer Erfinder einst vernagelt waren. Ja, es ist erobert das Land der Verheißung, es ist da. Die Morgensonne leuchtet über das ganze glückliche Eiland hin. Es ist 6 Uhr, die Glocke ruft zum allgemeinen Frühstück und dann zur Arbeit. Sie gehen hin, der Eine auf's Feld, der andere in die Werkstatt, die Künstler in's Atelier, der Schulmeister auf den Katheder. Aber da fehlt ja Einer, auch wohl Viele. Der „Familienvater“, sonst wohl Inspektor genannt, tritt in's Zimmer: „Habt ihr nicht gehört? warum geht ihr nicht zur Arbeit“. — „Ach, wir sind krank.“ — „Ich glaube es nicht, faul seid ihr“. Man rufe den Bruder Socius, der die Arbeit der Krankenheilung zu besorgen hat, ehemals Doktor genannt. Er kommt, befühlt den Puls der Einzelnen und spricht: ja, dieser ist krank, er fiebert; aber jene sind es nicht, sie leiden bloß am Faulfieber“. So? man rufe den Communenvorsteher (sonst Polizeirath genannt). Er kommt, findet daß es mit dem Faulfieber seine Richtigkeit hat. — „Man rufe den Bruder Ruhestifter“ (sonst auch wohl Constabler genannt). — Führe sie ab in jene öde Region „außerhalb der Stadt!“ Es geschieht. Die Arbeitscheuen haben ihren Zweck erreicht, sie brauchen nun gerade für einige gewünschte Ruhetage gar nicht zu arbeiten, bis ihnen die süße Glückseligkeit des Nichtsthuns langweilig wird. Doch die andern alle sind ja wirklich gute und folgsame Utopisten; wir sehen sie auf das Feld gehen, sie arbeiten: festina lente, eile mit Weile, kommst du heute nicht, so kommst du morgen, laß uns das Pfeisichen erst anzünden! und wenn die Arbeit heute nicht fertig wird, das Essen wird doch fertig, Mittags 1 Uhr im großen Communesaale Nr. 1 table d'hote. Doch gehen wir vom Felde einmal wieder zurück zur Stadt, blicken wir in die Arbeitergalerie. Da sitzt ein Künstlerarbeiter in seinem Atelier und daneben in der Bibliothek der Commune ein Gelehrter, sie arbeiten eifrig mit Anstrengung aller Seelen- und Geisteskräfte; die gesetzliche achtstündige Arbeit

ist ihnen zu kurz, der Eine schafft ein Kunstwerk bewundernswürth, der andere ein wissenschaftliches Buch, dessen neue Entdeckungen wiederum dem Menschengeschlecht eine Naturkraft unterwerfen. Was kosten diese Werke? alberne privateigenthümliche Frage, in Utopia kostet nichts etwas — der genannte Maler hat dafür das Recht bei der table d'hôte neben Tünchergesellen X. zu speisen, und der Schriftsteller hat die Ehre mit dem Schriftsekerlehrling Y. zu menschlicher Gleichheit erhoben zu werden.*)

Doch was ist das? Da kommt ein Arbeiter an die Communebuffette, er begehrt heute einen Schoppen extra. Was? Extraschoppen, Privatschoppen? weißt du denn nicht, daß alle Privatschoppen und Extraschoppen und Extrawürste in Utopien communemagistratlich verboten sind? Du bist zwar sonst ein lebenswürdiger Bruder Socius und vollkommener Utopist, aber es geht nicht. Wollten wir dir diesen Privatschoppen bewilligen, da würden andere auch noch kommen und diese müßten, wenn das Faß verzapft ist, ungetränkt bleiben, sie müßten dir nachstehen und würden dich beneiden, wie die Bourgeois einander beneidet und sich das Leben verleidet haben. Dahin wäre das Fundament unserer utopischen Glückseligkeit, die menschliche Gleichheit Aller, welche ein „Menschenangeficht tragen.“ Also hüte dich, daß nicht wieder solche hochverrätherische Privatgelüste in dir erwachen; denn bei Fortsetzung solcher Anwandlungen würdest du endlich dahin gelangen, wo auf der Morelly'schen Karte, das „Grab der Lebenden“ verzeichnet steht. Extra genossen wird in Utopien nur — die Medicin, welche auf Schein von Bruder Socius Doktor in den Communeapotheken verabreicht wird.

Doch wir wollen die Arbeiter nun von ihrer Morgenarbeit befreien, die Arbeit darf vor allem in Utopia nicht zu lange dauern, damit sie nicht schweißtreibend werde wie in den Ländern der Bourgeois. Die Glocke läutet wiederum: Mittagszeit! die Arbeiter der äußersten Zone kommen vom Felde und aus den Gärten, zu ihnen gesellen sich die Arbeiter der mittleren Zone, die Fabri-

*) Liebknecht erklärte bei der Berathung des Gothaer Programms: gerade darin zeige sich der menschliche, stämmliche Character des Socialismus, daß der Schwache so viel erhalte wie der Starke, daß nach der individuellen Begabung kein Unterschied gemacht werde.

fanten und Handarbeiter, dann kommen sie aus den Bureau, aus den Gerichtssälen, den Bibliotheken und aus den Schulen. Die Menge strömt nach dem Innern der Stadt, wo die großen Speisesäle der Commune errichtet sind. Wahrhaft großartige Gebäude, denn da die Commune viel, ja Alles besitzt, so konnte sie doch wohl Großartiges schaffen, und die Kunst der Arbeiter-Häuserbauer hat Geniales hervorgebracht. Gehen wir mit hinein in's Innere. Die Hallen sind prachtvoll, nicht nur daß die Arbeiter Tüncher und Vergolder ihr Möglichstes gethan, sondern auch die Arbeiter Bildermaler und Tapezierer. Blumen aller Art sind da; die erotischen Gewächse, die Palmen sind von der Commune durch Tausch gegen deutsche Birnbäume und Zwetschenbäume von den ostasiatischen Communen erworben worden. Die Arbeiter Musiker spielen auf. Zu Essen bekommen diese Arbeiter später, dürfen aber zum Ausgleich dieser Verschiedenheit nachher desto länger schlafen. Also die Gesellschaft oder Societät sitzt zu Tische. Ob auch Frauen darunter sind, hat Morelly uns nicht verrathen, indeß ist es eigentlich selbstverständlich. Denn wenn nicht einmal in Utopien die „Frauenemancipation“ zur Wahrheit geworden sein soll, wo denn sonst in der Welt? Kinder aber, das wissen wir, sind nicht darunter. Denn die Kinder vom fünften Lebensjahre an sind in den Commune-Erziehungsanstalten untergebracht und müssen dort gesondert speisen. Dort stehen denn auch alle Fortepianos, welche jetzt das Glück der Hausbewohner und das Ohr derselben beleidigen. Die Kinder unter fünf Jahren aber gehören noch den Müttern, und da diese Kinder zumeist noch Milch trinken, so ist der Unterschied in ihrer Ernährung nicht so groß, daß später gleichheitsgefährdende Unterschiede im Denken der Menschen daraus werden könnten. Die Mütter aber, welche noch kleinere Kinder haben, müssen dieselben selbst stillen, und damit hat das lästige Gewerbe der Säugammen, welches anderswo nur den Capitalistenmüttern zu Gute kommen kann, aufgehört. Die Mütter der ein- oder zweijährigen Utopisten müssen sich also trotz bestehender Emancipation gefallen lassen, abgesondert zu speisen. Denn diese Ein- oder Zweijährigen würden durch ihr Schreien die Glückseligkeit Utopias stören. Dieses Schreien aber socialpolizeilich zu verbieten, würde nichts

nützen, da diese Unverständigen noch nicht soweit sind, um die Glückseligkeit ihres Geburtslandes zu verstehen, vielmehr ihre Unzufriedenheit mit dem „menschenswürdigen Dasein“, in welches sie vor Kurzem erst eingetreten sind, oft laut zu erkennen geben.

Wir sind noch bei dem Mittagsmahle der Utopier. Die Speisen werden aufgetragen von den Arbeitern Kellnern. Was gibt es denn? Nun, Suppe und das andere scheint zu sein: Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Sauerkraut, allerdings ganz annehmbare Gaben Gottes, auch Fleisch und Wurst. Die Portionen sind ganz genau gleich abgetheilt und alle Wurstenden gleich lang, denn Gleichheit Aller ist einmal Grundprinzip in Utopia. Würde dies, wenn auch nur bei Tische, verletzt, so könnte es ja vorkommen, daß auch in Utopia Einer dem Andern vor dem Munde wegäße, wie dies in dem untergegangenen Lande der Bourgeois so lange Zeit geschehen ist, wo bekanntlich die acht Prozent Capitalisten den 92 Prozent armen Volkes alles vor dem Munde weggeschnappt haben. Siehe, da wird noch etwas aufgetragen, es scheint beim Einbringen in den Saal ein großer Braten zu sein; er wird im Saal herumgetragen, damit der Geruch Allen prinzipiell gleich zugänglich sei. Er wird von den Arbeiter Kellnern zerschnitten, die Portionen aber werden so klein, daß wir mit bloßem Auge nicht im Stande sind, die Natur des Fleisches zu erkennen. Es soll Rehbraten sein. Jetzt werden Gläser gebracht, so klein, daß später die Arbeiter Schneider sie zu Fingerhüten gebrauchen können. Sie werden gefüllt mit Champagner. Ja, es ist wirklich so. Die Commune ist heute extra guter Laune und die Commune darf auch etwas extra thun, nur darf es nicht privat sein. Aber warum sind denn die Portionen so menschenunwürdig klein? Nun, es hat seinen Grund. Die Commune ist nicht Schuld daran, die Schuld liegt allein in der ersten und ursprünglichen Commune-wirthschaft, in der Natur. Obgleich Gott der Herr einst sich selbst Bravo rief und meinte, es sei alles „sehr gut“, was er gemacht habe, so scheint uns doch die erste Communeeinrichtung verfehlt zu sein, es sei denn, daß die Theologen recht haben, indem sie, Gott entschuldigend, behaupten, der Teufel habe die ursprünglich gute Wirthschaft später verdorben. Genug, es ist nun einmal so. Die Natur, diese allgütige Mutter, scheint seit

jener Zeit Stiefmutter geworden zu sein. Wo sie nicht sehr inständig angetrieben wird, da läßt sie nicht nährnde Früchte aufgehen, sondern bekanntlich nur Dornen und Disteln, als ob ihr die besser gefielen. Dabei läßt sie ihren unbändigen Dienern, den Elementen, oft die ausgelassenste Freiheit, und „die Elemente hassen das Gebild' von Menschenhand“. Die Natur ist in manchen Jahren so eigensinnig, daß sie unsern Communen nicht einmal die nöthigen Kartoffeln liefert, und wenn wir die Kartoffeln auch noch so communemäßig — fahrlässig bearbeiten und die Natur will es nicht, so hat die Commune auch von dieser communen Speise in manchem Jahre nicht genug, und wenn die Commune nicht genug hat, so haben wir Alle nicht genug. Mit dem Weine geht es noch eher, wenn die Natur keinen schafft, so machen wir welchen, überhaupt Alles, was gemacht werden kann, wird in Utopia gemacht; aber die Fabrication der Kartoffeln, Bohnen und Linsen ist in Utopia eben so wenig gelungen, wie im Lande der Bourgeois. Champagner ist nun allerdings ein halbes Kunstprodukt, aber seine Mache kostet so viel Zeit und Arbeit, daß er selbst in Utopia nur sehr schwer einzutauschen ist. Bei der Commune in der Champagne laufen ohnehin so viel Tauschanträge aus aller Welt Enden ein, daß von Tausenden nur einer befriedigt werden kann. Die Grünberger, unsere Nachbarn, mußten unlängst für hundert Flaschen Champagner 5 Stückfaß von ihrem bekannten edlen Getränke in den Tausch geben. Der Champagner kann daher zur Hebung der Glückseligkeit in Utopia sehr wenig beitragen, er hat überhaupt die Eigenschaft, daß er nur von Wenigen getrunken werden kann. Daher kam denn über unsere Communevorsteher das logische Dilemma: entweder wir trinken ihn allein, oder wir befolgen unser Staatsgrundgesetz der Gleichheit und geben ihn Allen. Sie gaben ihn Allen, wurden aber durch die Divisionsrechnung genöthigt, die Gläser so klein zu machen, wie Figura zeigt. Sie trösteten uns dabei mit dem Gedanken, daß der Champagner ein Getränk sei, welches nur den Capitalisten gut bekomme, bei den Arbeitern aber schmerzliche Nachwirkungen hinterlasse.

Doch weiter, die Mahlzeit ist zu Ende. Die Glocke klingt, sie stehen auf. Den alten Communisten über 40 Jahre ist ein

Schläfchen gestattet, die jungen erhalten jeder eine Cigarre. Wegen der nothwendigen Gleichheit sind auch alle Cigarren von gleicher Sorte; Havannah ist nicht dabei, weil sie dort unsere Pfälzer nicht in Tausch nehmen wollten. Sie werden geliefert von der Commune, sind daher wirklich commune Cigarren von der Sorte der Stinkatores oder Knallerbollores. Die Commune liefert alles; auch den Tabak; sie hat daher — wer hätte das gedacht? — sie hat das „Ideal“ Bismarck's verwirklicht, sie hat das „Tabaksmonopol“; ja mehr noch, in Utopia ist alles Monopol, Privatbetrieb ist ja bekanntlich Hochverrath. Man sagt, Bismarck habe vor Jahren mit Lassalle und den Socialdemokraten foquettirt. Sollte dieser weitsichtige Mann einmal wieder flüger gewesen sein als wir? Sollte er schon damals eingesehen haben, daß diese von den Bourgeois angefeindete Secte das Ideal, das „Monopol“ in ihrem Schooße trage?

Wiederum tönt die Glocke: Zur Arbeit! Es geht so ziemlich wie am Morgen bis Abends 6 Uhr. Feierabend: Abendbrod im Speisesaal, Thee mit Biscuit, Butterbrod mit Schinken und Göttinger Mettwurst. Die Alten gehen in die Lesecabinette und greifen nach den Zeitungen. Neues steht nicht darin, was sollte auch in Utopia Neues passiren? Ein Tag wie der andere, und ein Jahr wie das andere. Die utopische Constitution ist einmal festgestellt und nach dem Vorbild jener natürlichen Commune- und Arbeitsgeschöpfe, der Bienen; im Frühjahr beginnt die Arbeit, ändert sich etwas im Sommer und ruht etwas im Winter. Die Weltgeschichte in Utopia hat nur ein Jahr, wer das eine kennt, der kennt alle Jahre. Daher ist das geschichtliche Studium dort sehr einfach. Die Nachrichten aus dem Lande der Bourgeois dürfen in Utopia nicht verbreitet werden, sie könnten die utopische Wohlgefinntheit trüben und Privatgelüste hervorrufen. Die einzigen Nachrichten sind die vom Wetter. Denn es ist sehr wichtig, zu erfahren, ob nicht die der Commune feindliche Natur einmal wieder ein Strich durch den Haushalt der Communisten gemacht hat, oder solchen zu machen vorhabe. Während dem sind die Andern in den Unterhaltungsjälen, sie unterhalten sich vornehmlich auch vom Wetter und erzählen, wie die Natur einmal wieder ihren Schabernack getrieben, die Arbeiter auf dem Felde durchnäßt, mit Hagelkörnern geworfen, den Mühlendammm

weggerissen habe u. s. w. Während dem spielen die Andern Gesellschaftsspiele und unten halten sie Ball. „Ach, das muß ja prächtig sein, da möcht' ich hin!“

Zehn Uhr Abends, die Glocke läutet: Schlafen gehen! Der Nachtwächter — nein, dies Gewerbe hat in Utopia aufgehört, wo nichts gestohlen werden kann, da ist auch nichts zu bewachen, folglich keine Nachtwächter — der „Familienvater“ sorgt für Ruhe und wenn man ihm nicht Folge leistet, so kommt der Communevorsteher und die Konstabler mit ihren Stöcken. Alle schlafen, und wahrscheinlich sehr fest. Zu träumen haben sie keine Veranlassung, da das Ziel ihrer Träume in Utopia verwirklicht und ihr Leben selbst ein Traum ist.

So lassen wir sie schlafen und benutzen wir die Gelegenheit, mit dem eben vorbeifahrenden Dampfer zurückzukehren aus dem glückseligen Utopia nach dem alten Euroopia, aus dem Lande der Communisten in das Land der Capitalisten und Bourgeois. Welch ein Unterschied! hier in Euroopia die vielen Kasernen, dort in Utopia nur eine einzige, nämlich die ganze Insel. Hier die nothwendige Zwangsarbeit nur für einzelne Individuen, die sich derselben besonders würdig gemacht haben und deshalb in besonderen Häusern wohnen müssen, dort diese heilsame Institution für Alle, und für Alle gleich.

Also wir sind nun wieder im Lande der Bourgeois und haben unsere freie Zeit dazu benutzt, unsere in jenem Gilande gemachten Wahrnehmungen und Beobachtungen nieder zu schreiben. Wir glauben damit einem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen. Da die Communisten uns ihren Zukunftsstaat, seine Einrichtungen und Gesetze nicht näher beschrieben haben, so mußten wir es thun. Wir glauben uns ein ähnliches Verdienst um unsere Commune-Gläubigen erworben zu haben, wie sich Pater Kochem ein solches im vorigen Jahrhundert für seine Himmels-Gläubigen erworben hat. Besagter Pater hat eine Reise gemacht in ein fast ebenso entlegenes, ebenso glückliches Land wie unser Utopia es war — im Himmel und im Fegfeuer, und hat dort so genaue Beobachtungen gemacht, und dieselben so genau in einem dicken Buch beschrieben, daß seine Leser auf das genaueste unterrichtet werden, wie es im Himmel und seinen Regionen aussieht.

Solche ausführliche Briefe, wie sie Vater Kochem von seiner Reise mitgebracht, haben wir nun zwar aus Utopia nicht mitbringen können, da dort eine strenge Censur geübt wird und nichts Mißliebigeres über die Grenze gehen darf. Doch Utopia ist das Land des Monopols und folglich auch das des Schmuggels, der dem Monopol anhängt, wie Kullmann einst den Rockschößen der Ultramontanen. Wir hatten in Utopia aber Verbindungen angeknüpft, und auf dem Wege des Schmuggels sind uns etliche weitere Nachrichten aus diesem Lande der Verheißung und der Sehnsucht zugegangen. Diese Nachrichten über die heutigen Zustände dort lauten indeß nicht gut.

Die Utopisten hatten mehr und mehr eingesehen, daß ein Kampf gegen Bismarck und die Reichsregierung am Ende doch leichter sei, als ein Kampf gegen die Natur und ihre Gesetze, daß ihre ganze Staatsverfassung naturwidrig sei, die Natur schlägt Rebellionen gegen ihre Ordnungen, wenn auch oft langsamer, doch immer grausam nieder. Und immer mehr gingen den Utopisten die Augen auf, sie sahen am Ende den dicken Strich, welchen die Natur durch das ganze utopistische System gemacht hatte. Die Menschen hatten sich nämlich bei ihrer allzugroßen Glückseligkeit und in Folge staatlichen Heirathszwanges und der alljährlichen Hochzeiten außerordentlich vermehrt. Schon Lassalle hat ja nachgewiesen, daß die Arbeiter, wenn es ihnen wohlergehe, sich alsbald vermehrten, daß es ihnen aber dann in Folge ihrer großen Zahl wieder schlechter ergehe, bis sich ihre Zahl wieder vermindert, wo es ihnen dann in Folge ihrer kleineren Zahl und höherer Löhne wieder besser gehe. Also Wohlergehen, Vermehrung, Schlechtergehen, Verminderung, Wiederbessergehen, Vermehrung, und so fort wie Ebbe und Fluth. Das ist das bekannte eherne Lohngesetz Lassalle's, durch welches er als großer Nationalökonom und Denker berühmt geworden ist.*) In Utopia gibt es nun zwar kein Geld und keinen „Lohn“, aber es gibt dort „Arbeitsertrag“; daher lautet das Gesetz für Utopia: je größer die Zahl der Arbeiter, desto kleiner der Arbeitsertrag für den Einzelnen bei der Vertheilung, oder: je größer die Zahl der Arbeiter, desto kleiner die Portionen. Dem-

*) Obgleich er es nicht erfunden hat.

nach läßt sich ermessen, wie die Arbeiter in Utopien in Folge ihres ununterbrochenen Wohlergehens sich auch ununterbrochen vermehren mußten. Die Einwohner des Landes hatten sich unglaublich vermehrt, die Natur aber, diese alte geizige Stiefmutter, hatte ihre Gaben nicht vermehrt. Daraus folgte dann, daß die Portionen in Utopien, sowie auch die Biergläser immer kleiner werden mußten. Je kleiner aber die Portionen, desto größer ward die Unzufriedenheit der Einwohner. Es erwachte eine bedenkliche Sehnsucht nach Rückkehr in's Land der Bourgeois, eine Art Heimweh nach dem verlorenen Paradiese der Capitalien, wie das Heimweh der Kinder Israels in der Wüste nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Diese Stimmung äußerte sich bald auch öffentlich. Schon sang man in den Straßen das gefährliche Lied, die Marseillaise Utopiens:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein heißer Wunsch gewährt?
Nur ein Gärtchen still und ländlich
Und ein kleiner eig'ner Heerd!

Was? eigener Heerd und ein Haus dazu, ein Garten, Privat-Eigenthum! Zerreißung des Commune-Eigenthumes! Hochverrath in der utopischen Republik!! Die Glocken läuten Sturm, die Arbeiter-Musikanten rühren ihre dicke Trommel. „Was rennt das Volk, was treibt sich dort die langen Gassen brausend fort?“ Revolution in Utopia und zugleich allgemeine Reaction. Die „Familienväter“ stürzen herbei und der Communevorstand, endlich auch der Communeprovinzial-Commandant. Sie wollen reden, werden nicht gehört. „Es ist keine Rede-, keine Bildungsfrage, sondern eine „Magenfrage!“ So schreit das Volk, ja einige schrien das gerade Gegentheil von allem Socialismus, sie schrien, gerade wie in Paris 1848: „Absolute Freiheit! Souveränität des Individuums!“ Das Volk befreit die Insassen der „Gräber für Lebende“ (lebenslänglichen Gefangenen), Militär herbei! ruft der Commandant! aber es kommt keines, weil keines da ist. Die Utopier haben das Vorrecht, ohne Soldaten sich gegenseitig todzuschlagen; das geschieht mit Knütteln, mit Stöcken und Jagdgewehren. Die Action wüthet gegen die Reaction und diese gegen jene. Nach langem blutigem Kampfe behauptet wie gewöhnlich die Reaction

das Feld. Die Action ist übergegangen in das Land der absoluten und unzerstörbaren Gleichheit; die Hälfte der Einwohner ist todt, und nun kann es den Ueberlebenden wieder um die Hälfte besser gehen. Die Constitution Utopiens ist vernichtet, es gibt wieder Privateigenthum und damit wieder Trieb und Sporn zur Arbeit und zum Sparen. Es circulirt wieder Geld, das Erleichterungsmittel des Austausches in den tausendfältigen Lebensbedürfnissen. Kurz in Utopia ist es wieder wie es gewesen war im Lande der Bourgeois und der Capitalisten. Der Traum ist vorüber.

N a c h s c h r i f t.

Wir haben nicht umhin gekonnt, den Traum des Communismus zu belächeln, er ist uns trotz aller volkswirthschaftlichen Redensarten und Abhandlungen immer nebelhafter, immer unausführbarer vorgekommen. Noch nie und nirgends ist dieser geträumte Zukunftsstaat verwirklicht worden, aber immer haben die Versuche, ihn zu verwirklichen, Unheil und Blutvergießen, namentlich über die Arbeiter gebracht. Auch ein Traum kann einen Menschen, kann ein Volk in's Unglück stürzen.

Es ist kaum zu begreifen, wie diese communistischen Luftgebilde eine so kolossale Verschwörung gegen den Staat nicht nur, sondern auch die Gesellschaft und das Eigenthum erzeugen konnten. Noch weniger ist zu begreifen, wie diese Verschwörung eine vollständig öffentliche werden konnte, wie sie eine eigene Literatur, ein Steuersystem unter den Arbeiten einführen, ihre Abgeordneten in das Parlament entsenden, fast zu einem Staate im Staate werden konnte. Warum mußten erst die beiden Schreckschüsse in Berlin, die doch zunächst nur von zwei Fanatikern ausgingen, die Augen unserer Gesetzgeber öffnen? Hatten wir doch aus dem Nachbarlande Warnungssignale genug, und hatten doch die Agitatoren ihre letzten Zwecke, trotz verhüllender Redensarten, wenigstens für denkende Zeitgenossen genugsam offenbart, in Reden, in Schriften, in Programmen und Manifesten. Klang es doch aus den Parlamentsverhandlungen

über das betreffende Gesetz fast heraus, als hätten Manche die Gefahr auch damals noch nicht klar genug eingesehen. Freilich, die Communisten nennen sich Socialdemokraten und bei diesem Worte kann man sich allerlei Möglichen und Ungefährlichen denken; aber was kann es z. B. heißen, wenn ein Häuptling dieser Partei sagt: Die politische Freiheit sei nicht der Zweck, sondern nur Mittel zum Zwecke, der Zweck der Socialdemokratie sei „Herstellung der ökonomischen Gleichheit“ in der Gesellschaft. Der Kundige weiß, was diese Worte bedeuten, aber das Volk weiß es nicht. Warum soll sie denn nicht sein, diese „ökonomische Gleichheit?“ Hörte das Volk dabei zugleich die Erklärungen des großen communistischen Propheten in London: „Unsere Zwecke können nur erreicht werden durch den gewaltsamen Umsturz der bisherigen Gesellschaftsordnung,“ so würden Manche auch im Volke schon andere Gedanken kommen. Und wüßten alle die, welche, außer dem Hemde und dem Rocke, den sie am Leibe haben, noch irgend ein Eigenthum in dieser Welt besitzen, wüßten sie, daß die „ökonomische Gleichheit“ nichts anderes bedeutet, als Confiscation dieses Eigenthums zu Gunsten der Commune, so würde ihnen das lockende Phantasiebild des Zukunftsstaates alsbald zum Schreckniß werden.

Das Volk kennt nicht die Zwecke und Ziele der sogenannten Socialdemokratie, und daß es sie nicht kennt, das ist eben das Schlimmste von allen. Hörten wir doch aus Kreisen in denen man mehr Wissen voraussetzen kann, die Frage: Was wollen sie denn eigentlich die Socialdemokraten? Menschen aber, die nur Schulen besucht haben, in denen fast nichts weiter gelernt wurde, als der Katechismus und die Glaubenslehre und etwas aus der jüdischen Geschichte von vor fast zweitausend Jahren, was können sie wissen und begreifen von den politischen und gesellschaftlichen Zuständen unseres Vaterlandes? Je weniger sie aber wissen, desto leichter glauben sie, und glaubten vor allem, daß das, was die Agitatoren da predigten und wofür sie sich ereiferten, das Wohl der Arbeiter sei. Fragte man: Warum hast du denn für den Socialdemokraten gestimmt? So hörte man: Nun, ich bin ja auch Arbeiter.

*

Darum Belehrung des Volkes! (nicht der Agitatoren, das wäre Mohrenwäsche.) Wir sind nicht der Meinung unserer Doctrinärs, welche behaupteten, daß das sog. Socialistengesetz nichts nützen werde, weil die Gedanken und Bestrebungen, welche es treffen soll, doch im Innern bleiben und immer wiederkehren würden. Das mag so sein bei sittlichen Wahrheiten und vernünftigen ausführbaren Bestrebungen, aber nicht bei diesen utopischen Träumereien. Aber allerdings allein ausreichend ist das Gesetz nicht. Die Polizei kann nur im äußersten bedauerlichsten Nothfalle eingreifen, hier muß es der „Schulmeister“ thun, und hier kann er mehr wirken, als bei Sadowa und Sedan. Zu hüten haben wir uns vor dem Rathe unserer Reactionärs, welche rufen; die Freiheit hat es gethan, weg mit der Freiheit und dem allgemeinen Stimmrecht! Dagegen sagen wir: Weg mit der Unwissenheit und Verführbarkeit des Volkes, damit es bei Wahlen stimmen lerne und weder den schwarzen, noch den rothen Heilsboten in's Garn gehe. Sollte das Friedens- und Beruhigungsmittel, welches Herr Windthorst in seiner tausendsten Rede preist und in der ersten gepriesen hat, in Anwendung gebracht werden, nämlich Ueberlieferung der Volksschule an die Kirche, so würde der Boden, auf welchem die Socialdemokratie bisher erwachsen ist, von neuem beackert werden, und das Unkraut in der Nacht der Volksunwissenheit emporwuchern.

Ueber die Tabaksfrage hat man eine große Untersuchung, zu deutsch „Enquete“, angeordnet, warum, fragen wir, warum nicht in dieser, das Volk in seinen Tiefen aufregenden Communistenfrage? Man hätte das Volk belehren müssen, nicht nur über die Zwecke und Ziele, sondern auch vor allem über die Mittel der Socialdemokratie. Und selbst wenn diese Zwecke erreichbar, ja, wenn sie volkswirthschaftlich richtig wären und es stellte sich heraus, daß die Mittel zum Zwecke rohe Gewaltthat und Umsturz der bestehenden Zustände wären, so würden sie verderblich und verbrecherisch sein, weil der Zweck, trotz der Jesuiten, niemals die Mittel heiligt. Eine Enquete, richterlich und formell, wäre vor der Berathung des Socialistengesetzes nöthig gewesen und bei Erlaß des Gesetzes Verkündigung ihrer Ergebnisse. In jedes Haus und in jede Hütte, mündlich und schriftlich hätte die Kunde dringen müssen, warum das Gesetz gegeben

worden ist, und warum es gegeben werden mußte. Belehrung des Volkes und dann — Unterstützung aller berechtigten Forderungen und ausführbaren Maßregeln zur Hilfe für unsere Arbeiter. Wir denken dabei nicht an die sogenannten berechtigten Forderungen, wie sie das Gothaer Programm aufstellt, z. B. „Volkswehr statt der stehenden Heere“, „eine einzige progressive Einkommensteuer für Staat und Gemeinde“, denn das sind Dinge, welche für den Zukunftsstaat gar keine Bedeutung haben. In diesem Staate gibt es keine Steuern und keine Soldaten. Diese Forderungen dienen den Agitatoren nur als politische Maske, um ihr communistisches wahres Gesicht zu verbergen.

Das Gesetz besteht nun. Es hat mit ehernem Fußtritt die Saat niedergetreten, der man seit 15 Jahren Zeit gelassen hatte, so üppig emporzuschießen. Es hat nicht nur die „Agitations-Comite's“, sondern auch eine ganze Literatur vernichtet, ja es hat den Hoffnungsraum vieler ehrlicher, gläubiger Arbeiter zerstört. Erfreulich ist ein solcher Anblick für einen wohlwollenden Gegner des Socialismus nicht; nur die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Gesetzes kann uns damit ausöhnen.

Daß die Betroffenen schrieten und tobten über Gewaltthat und Unterdrückung von Seiten der infamen Bourgeois, daß sie sich immer und immer wider gebahrten, als seien die Attentate der alleinige Grund der Anklage wieder sie, das konnte uns nicht Wunder nehmen. In Wahrheit können sich die Communisten über nichts beklagen, als etwa darüber, daß diese Bourgeois sich nicht gutwillig der großen communistischen Wunderkur unterwerfen wollten, daß sie sich nicht gewaltsam aus der bestehenden alten sogleich in „die neue Gesellschaft“ verwandeln lassen wollten, daß diese Philister des Capitals sich nicht entschließen konnten, den salto mortale aus dem gegenwärtigen in den Zukunftsstaat mitzumachen. Das Gesetz, einerlei ob Ausnahme- oder Specialgesetz, ist ein Nothwehrgesetz.

Als ein Glück für Deutschland ist es anzusehen, daß es hier anders gekommen als in Frankreich, wo die Commune erst blutig niedergeworfen und Tausende aus dem Lande getrieben werden mußten, daß Deutschland seine Maßregeln noch vor der großen künftigen „Action“ in's Werk setzen, daß es seine Lösch-

apparate noch vor dem Brande probiren konnte; ein Glück vornehmlich für die Arbeiter, denn diese haben die Folgen solcher Katastrophen zuerst und am schwersten zu empfinden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Versuch, den „Zukunftsstaat“ und „die neue Gesellschaft“ in Deutschland herzustellen, das gleiche Ende haben würde, welches er wiederholt in Frankreich gehabt hat und immer haben wird. Dem Traumbilde nachjagend, würden unsere Arbeiter, gleich ihren französischen Commune-Genossen, erst erwacht sein vor den Spizen der Bayonette und vor der Mündung der Kanonen und dann — zu spät.

7.

nusses.

Samstags-Nachm. 18/292

— Heute Abend 8 Uhr wird im Kindergarten des Stadtvereins für innere Mission (Langebrücker Straße 3a) Oberregierungs-rath Dr. Köfcher über „sozialdemokratische Erziehungs-grundsätze“ sprechen. Zutritt haben verheirathete Männer und Frauen, Sozialdemokraten nicht ausgeschlossen. Nach dem Vortrage finden die Zuhörer Gelegenheit zu Anfragen und Erwiderungen.

Stamm, Leipzig. Rm. Glemann, Hamburg. Rm. Wiens, Berlin. Stud.
Wodensteiner, Laa. Rm. Graebich u. Frau, Breslau. Dir. Pohl, Baugen.
Leut. Leuthold, Berlin. Rm. Marco u. Frau, Berlin. Rm. Boger, Lauban.
Hotel zu den vier Jahreszeiten: Frau Wittmstr. v.
Vermage, Stralsund. Baroneß v. Vermage, Stralsund. Gutsbes. Koxberg,
Arntzk. Gutsbes. Dietrich u. Fam. Seeligstadt, Fabrikbes. Schulz, Einsiedel.
Fabrikbes. Herzog u. Frau, Neugersdorf. Fabrikbes. Krause, Aufsig.
Fabrikbes. Krantch, Berlin. Landw. Laueritz, Döbeln. Priv. Stengel, Steben-

II.

Versteht auf die Pflichten, gebührt, wofür dem
 Jüngern beim Ansehen Kopf immer hindurch
 hindurch

Der Egoismus

als Weltprinzip.

Sozial-moral-philosophische Studie

von

Oskar Klemich.

für Sozialdemokratie und Reform.

II. Auflage.

(Separat-Abzug aus der „Chemnitzer Freie Presse.“)

Preis 30 Pfennige.

1877.

Direktor Klemich's Selbstverlag.

Dresden.

Genossenschafts-Buchdruckerei Chemnitz G. Rübner u. Co.

I.

Der Egoismus als Weltprinzip (im Atom).

Das Grundprinzip aller Thätigkeit, alles Strebens, alles Schaffens, die Ursache aller guten und bösen, der Gesellschaft nützlichen und schädlichen Handlungen und Unterlassungen, aller sogenannten Tugenden und Sünden, ist die Selbsterhaltung. Und so sehr die Herren Moralprediger sich auch stemmen und glauben machen wollen, es ruhe im Menschen ein inneres „unbewußtes“ Behiel, ein eingebornes Triebrad, das die Menschen zur Selbstlosigkeit gleichsam dränge, sie bei Aufbehaltung eines scheinbaren „freien Willens“ immer wieder zur „guten That um des Guten selbst willen“ treibe, sie dazu begeistere und anfeuere, so ergiebt sich bei gründlicher Untersuchung trotz alledem und überall der Egoismus in seinen verschiedenen, bald roheren und gröberen, bald veredelteren und feineren Graden, so daß am Ende sogar das scheinbare Gegentheil: die Selbstlosigkeit — wie man sie nennt — das Mitleid, die Liebe, die Freundschaft, der Edelmuth, die Duldsamkeit, die Dankbarkeit, die Freigebigkeit, die Nachsicht und Verzeihung, die Barmherzigkeit, die sog. Bescheidenheit, selbst die Ehrlichkeit und Treue, der Humanismus und die Philantropie u. s. w. ausnahmslos dem, wenn auch oft fast bis zur Unerkennbarkeit verfeinerten Egoismus entspringt.

Vor der unzweifelhaften Richtigkeit dieses Prinzips könnte es Einem gruseln, gleichwie gewissen Leuten die Gänsehaut zu rieseln beginnt, wenn ihnen, namentlich

unverhofft, die gellende Wahrheit plötzlich am Ohre schwirrt; es ist ja auch gar so bequem, ein — wenn auch kleines, ein wenig durchsichtiges — dogmatisches Bretchen vor seinem geehrten Haupte tragen zu dürfen und sich dadurch mühelos die neugierigen Lichtstrahlen von den nun einmal an die liebliche Düsterteit gewöhnten Beschauungsmitteln abhalten zu können. Wir wollen später sehen, ob die Veranlassung zur Furcht vor dem Untergang der „Moral“ gegeben ist, oder ob es sich hierbei nicht, ebenso wie bei allen erkannten Wahrheiten, nur um den Schreck dreht, in den man oft verfällt, wenn es sich um das Abthun einer lieben Gewohnheit handelt, um die Angst und die Befangenheit, die selbst das Alles belebende Licht im ersten Momente hervorrufen kann, bei einem Menschen, der etwa viele Jahre im finstern Kerker gefangen gehalten wurde und nun plötzlich der im ersten Moment blendend en Freiheit und dem Licht wiedergegeben wird.

Betrachten wir uns zunächst das Prinzip selbst.

Wo wir hinblicken, sehen wir, daß jede individuelle Ganzheit das Merkmal der Selbstbeziehung, der Zusammenfassung, kurz der Abgrenzung gegen Fremdes, immerfort als nothwendige Bedingnisse seiner Wesenheit darbietet. Dies ist das Kriterium aller Individualität, ebenso bezüglich des äußeren Aufbaues, wie auch des sich in seinem Hauptbegehre, in seinen vereinigten und den Mittelpunkt des Individuums bildenden Gemüthsbewegungen, Leidenschaften, selbst in seinem inneren und äußeren Scheinwesen sich darstellenden Ich's. Warum also sich verheimlichen, was so augenscheinlich ist? Warum die Menschheit als etwas „Höheres“, Vergeistigteres, kurz Unfaßliches, Uebernatürliches betrachten, da doch die Natürlichkeit sich uns immerfort von selbst aufdrängt, sobald wir zu Hause sind für dieselbe und uns nicht verleugnen lassen, wie etwa vor einem hartherzigen Gläubiger. Was tritt uns in jedem Individuum entgegen? Was macht es als solches charakteristisch? Das Festhalten und Sichern seiner Sonderheit, das Ausschließen aller Fremdheit,

die Selbsterhaltung, Selbstbejahung, kurz der Egoismus ist es, welcher auch in der Verneinung und Verleugnung des außer ihm Befindlichen auftritt, gleichviel ob abwehrend oder aneignend, verähnlichend oder gleichmachend.

Und wie wäre die Individualität auch anders als selbstbezüglich, als egoistisch denkbar, wie wäre sie anders möglich? Eine Schneeflocke ist nach der Vereinigung mit anderen ihres Gleichen eben keine Schneeflocke mehr; ihre Individualität hat aufgehört; ein Wassertropfen zerfließt, indem er seine kugelhähnliche Gestalt verliert. Die ganze Welt des Seins zeigt diese Selbstbezüglichkeit: sie erreicht ihren Höhepunkt in der Ichheit der mit Selbstbewußtsein ausgestatteten organischen Wesen; geht von hier aus abwärts sich verringend, in den verschiedensten Graden auftretend; zeigt sich im Mineral noch als Zusammenfassung und findet sich als letzter Factor in den, allen Gebilden zur Grundlage dienenden Atomen, deren wahre (weil einfache) Einheiten die vollkommenste Reinheit der Begriffe: Abgeschlossenheit, Fürsichsein, Unterschiedenheit, Getrenntheit, Besonderheit, mit einem Worte Diskretion darstellen.

Trotzdem können sich Atome verbinden, sich mengen, ohne für ihre Unverletzlichkeit (Integrität) und Selbstheit fürchten zu müssen: denn im Atome hört alle Zurückführung und Verminderung auf, im Atome repräsentirt sich das wahre, unverkehrte, unverletzliche und unantastbare Selbst, jene letzte wahre Einheit, welche die Gemische und Zusammengesetztheiten erfolglos zu sein sich bestreben. Die auf diese Weise zustandegekommene Selbstheit der Komposita ist also nur eine relative, aber es muß auch umgekehrt der falsche Egoismus in den Gemischen stets wieder zu einem echten werden, welcher das Ich zu bieten vermag, ohne die Gefahr seines Verlustes.

Nach der sogenannten Berührungs- (Contact-) Theorie soll eine gegenseitige Berührung der Atome nicht möglich sein, insofern eine solche eine Zusammenballung

des ganzen Weltalls in einen Punkt veranlassen müßte. Man erkennt aber aus dem Vorangegangenen die Hinfälligkeit dieser Theorie; denn von einem Zusammenschwund aller Atome zu einem Punkte bei gegenseitiger Berührung könnte nur dann die Rede sein, wenn man nicht gezwungen wäre, die Atome als einfache einheitliche Selbstes zu denken, welche darnach eine Berührung mit ihresgleichen nicht zu fürchten haben. Zwei sich selbst behauptende Atom-Kräfte können eben bei aller Berührung nicht ihre Individualität einbüßen. Wenn man aber nach jener Contact-Theorie zu dem hypothetischen Schlusse gelangt, daß der Aether, welcher die Räume zwischen den Verbindungen der Moleküle ausfülle, den Zusammensturz zu einem Punkte zu verhüten habe, indem er die Moleküle vor gegenseitiger Berührung zu bewahren die Aufgabe habe, so ist dies noch viel weniger begreiflich. Man müßte denn zu einem Uebel seine Zuflucht nehmen, dem zu entgehen man sich vornahm. Denn es ist ganz klar: soll den Aetheratomen diese Trennung, die Auseinanderhaltung gelingen, so müßten sie ohne Verlust ihrer eigenen Ganzheit und Unversehrtheit (Integrität) die Körperatome berühren können, um sie zurückzudrängen bei Annäherung. Gerade diese Fähigkeit wurde den Atomen überhaupt aber abgesprochen. Damit ist jene Contact-Theorie hinfällig. Was man zur Ausfüllung der Zwischenräume herbeiholt, ist selbst Atom.

Wie bald müßte es auch mit Allem, was da „lebt und webt“ zu Ende sein, falls die Atome bei gegenseitiger Berührung wirklich fürchten müßten, ihre Sonderheit, Getrenntheit (Discretion) und Selbstständigkeit zu verlieren. Der dadurch hervorgerufene Zustand wäre ein so mißlicher für unser liebes Dasein, daß wir ihn uns besser gar nicht erst vorstellen wollen; denn die täglichen Erscheinungen liefern uns immerfort Beweise vom Gegentheil, und wir sehen, wie die Atome unaufhörlich in neue Verbindungen treten und danach, ohne Schaden an ihrer Unversehrtheit und Selbstständigkeit erlitten zu haben, wieder daraus sich lösen.

*Ein einziges Finkeln auf den Laplace'schen
alle Anzeichen, wie es sich ganz. Atom-Theorie
über den Zustand.*

Zu der Besonderheit und Untrennbarkeit (Discretion) der Atome zeigt sich uns die Urgestalt des ganzen egoistischen Prinzips, das sich dem Laien in weniger einfacher Form oft sogar begreiflicher darstellt, wie wir weiterhin sehen werden. Für jetzt wollen wir erst den Nachweis versuchen, wie bei der Zusammenballung zweier Atome und deren Verhalten ihre egoistische Abweichung (Divergenz) erklärlich bleibt.

Ein in Zusammenhang (Cohärenz) gelangtes Atompaar kann diesen seinen Zusammenhang — wie leicht einzusehen — nur einem Drucke zuschreiben; einem Drucke, der von beiden wechselseitig ausgeübt wird. Es handelt sich also um einen Akt der Feindseligkeit, welcher nur scheinbar ein solcher der Einträchtigkeit ist. Dieser eigenthümliche Umstand erklärt sich aber leicht, wenn man berücksichtigt, daß entweder eine Ruhe oder eine gemeinschaftliche neue Richtung beim Weiterlauf dem in Strebe- und Bindekraft sich darstellenden Atompaare durch die letztere innewohnt, wonach die Zweirichtung bestehen bleibt, da die Atome nur durch ihr Zusammentreffen gehindert wurden, jedes seinen eigenen Weg fortzusetzen. Würde das Zusammentreffen nicht erfolgt sein, so würden die Atome auch über ihren Treffpunkt hinaus jedes für sich weitergehen.

II.

Der Egoismus in der Liebe und im Mitleid.

Von unserer Betrachtung der Urformen des egoistischen Prinzips in der Selbstständigkeit der Atome wollen wir nun auf ein komplizirteres Gebiet übergehen und daselbst den Nachweis der alleinigen Giltigkeit dieses Prinzips versuchen.

Es wäre leicht, an Tausenden von Handlungen und Bestrebungen der Lebewesen den egoistischen Grundcharakter nachzuweisen, doch so leicht wollen wir es

uns nicht machen, wir wollen vielmehr gleich das schwierigste und höchste Gebiet betreten, ein Verhältniß prüfen, welches durchgängig als der strikte Gegensatz zum Egoismus, als reinste Selbstlosigkeit gilt — nemlich die Liebe. Mit Uebergang aller Sentimentalitäten gelangen wir aber merkwürdiger Weise schon bei der Frage nach dem Ursprung aller Liebe zu unserem Resultat, so daß wir fürchten müssen, alle späteren Ausführungen sind nur zur Abschwächung dieses ersten Beweises geeignet. Was ist die Wurzel aller Liebe? fragen wir und sind keinen Moment in Verlegenheit um die Antwort: die Liebe entspringt aus einem empfundenen Mangel, aus einem gefühlten Bedürfniß, welchem man abhelfen will. Die Gesinnung, welche sich zu dieser Abhilfe auf einen Gegenstand richtet, ist somit eben dadurch eine Handlung des Selbstbezugs, ein Egoismus.

Die Liebe sucht sich einen Gegenstand des zu erhoffenden Glückes; sie äußert sich als die Bestrebung eines Wesens, welches sich einem anderen Wesen oder ein anderes sich zu verähnlichen, anzueignen, kurz zu assimiliren bemüht ist.

Bei aller Werthschätzung für die Hingabe und Aufopferung eines Liebenden, kann man sich dennoch nicht verschweigen, daß selbst diese für ein anderes Wesen gefühlte und fast als Selbstlosigkeit auftretende Liebe auf egoistische Grundmotive zurückzuführen ist, also auf eine Selbstbezugshandlung. Denn in solchem Falle ist jenes andere Ich, jener in gesteigertster Weise geliebte Gegenstand zum Erforderniß für das eigene Glück geworden, dergestalt, daß selbst die Wünsche und Begierden, die Freuden und Leiden, ja die Gefahren und Schmerzen zum Zustande des eigenen Ich's geworden sind und mit der ganzen Kraftfülle direkter Ursachen wirken, so daß das Opfer gerade von dem am ersten gebracht wird, der am stärksten liebt.

„Ohne Dich kann ich nicht leben,“ ruft der Liebende in naiver Weise aus und gesteht damit dieselben Gefühle ein, die etwa dem Geizhals eigen sind, wenn er

seine Goldstücke betrachtet, oder der Raze, wenn sie die Maus frisst, oder dem Gefangenen angeichts der Freiheit.

Und dennoch, wird man sagen, ist die Liebe der höchste aller Beweise menschlichen Edelmutheß, ja die Selbstlosigkeit selbst. *) Sollte sie egoistisch sein? Dann dürften wir sie ja nicht lehren, kurz dann wäre das ganze Dasein freudeleer und der Selbstmord das einzige Auskunfts-mittel dieser liebeleeren Welt, diesem zwecklosen Dasein zu entkommen. Doch nicht so geschwind verzagt, sagen wir. Deshalb, weil der Egoismus mit seinem Kampf für das Dasein das Grundprinzip aller Wesenheit ist, bedarf's nicht der Verzweiflung. Denn ist das Grundmotiv einmal unleugbar, warum giebt es dann trotzdem so vielerlei Akte, an denen wir uns erfreuen, die uns glücklich machen? Es müssen also — so verwerflich uns der rohe Egoismus erscheint — Formen, feine Zuspitzungen desselben möglich sein, die trotz ihres ihnen anhaftenden, scheinbar bekämpfungswürdigen egoistischen Grundcharakters, dennoch etwas Anziehendes für uns haben, unsere Werthschätzung erfordern. Und so ist es auch. Gerade die Liebe zeigt uns einen solchen Grad egoistischer Denk- und Fühlweise, die als schönste aller Illusionen auftritt. Das

*) Abgesehen davon, daß das Gerechtigkeitsprinzip offenbar noch darüber steht, denn der Trieb nach Gerechtigkeit entspringt zwar gleich dem der Liebe dem allgemeinen Glückseligkeitsbedürfnisse, jedoch ist die Natur der Liebe weit mehr noch privat-egoistisch, während die Natur der Gerechtigkeit weit mehr kollektiv-egoistisch ist. Besteht aber die Veredelung der vernunftbegabten Menschen fast ausschließlich darin, den Privat-Egoismus zum Gesamt-Egoismus zu machen, d. h. ersteren dem letzteren unterzuordnen, so erhellt daraus zugleich die hohe kulturelle Bedeutung des Sozialismus, dessen Aufgabe ja in der Freiheit liegt, in der Freiheit, welche darin gipfelt, daß der Einzelmensch seine Begierde so weit zu beschränken hat, daß ihre Befriedigung nicht die Befriedigung der Begierden der Gesamtheit beeinträchtigt, also in der Beschränkung des Privat- oder Individual-Egoismus zu Gunsten des Gesamt- oder Kollektiv-Egoismus.
Der Verf.

kommt aber daher, weil sie denjenigen (außer der Gerechtigkeit vielleicht einzigen) Fall bietet, in welchem die Liebe den Charakter eines Vertrages, eines Akkordes annimmt, unbeschadet ihres Wesens der ausschließlichen Selbstbejahung. In der Liebe verdoppelt nemlich Jeder der zwei Liebenden seinen Fond ohne weiteren Aufwand, denn wenn A und D sich lieben, so stellt A das verwirklichte Bedürfniß von D dar und D ist die Realisation des Bedürfnisses von A. — Es giebt kaum einen bessern Vergleich als den bekannten Stiefel-Austausch, namentlich für die geschlechtliche Liebe. — Besitzt A zwei Stiefel für den rechten Fuß und findet D zwei solche für den linken Fuß, so kann es für diese beiden Personen kaum ein besseres und angenehmeres Geschäft geben, als wenn sie ihre Stiefel derart austauschen, daß jeder die passenden erhält, indem A dem D einen von seinen Stiefel für den rechten Fuß abgibt und D dem A einen solchen für den linken Fuß. Hier ist von Dankbarkeit gar nicht die Rede, von einseitiger schon gar nicht, denn Jeder gab nur das weg, was ihm im eigenen Besitz unnütz war und nützte dadurch dem Andern; Jeder hat, was er braucht, ohne ein Opfer gebracht zu haben, und doch hat er es nur durch das Opfer. Ist es nicht ganz so mit der Liebe? gibt nicht Jeder von zwei Liebenden hin, was ihm im Alleinbesitz werthlos erscheint und was erst durch den Austausch werthvoll wird? Ist der Liebende nicht betrübt und unglücklich, wenn er einsieht, daß er mehr gegeben hat, als man ihm wiederzugeben vermag? — Hofft man nicht auf Gegenliebe, auf Befriedigung, wenn man seine Liebe verschenkt?

Leichter noch läßt sich — wie schon vordem gesagt — der egoistische Grundcharakter aller sonstigen Handlungen nachweisen, doch wollen wir nur vorübergehend noch einer solchen gedenken, welche ihren Platz dicht neben der Liebe einnimmt, oft vielleicht über dieselbe gestellt wird; wir meinen das Mitleid, die Barmherzigkeit. Das Mitleid wird zumeist zu den Handlungen der Selbstlosigkeit gezählt, ja es erscheint wohl als der

Ausdruck absoluter Uneigennützigkeit und wir sind auch weit entfernt davon, an der ihm gebührenden und allgemein gezollten auserlesenen Hochachtung irgendwie rütteln zu wollen, obschon dies bei vielfacher Bethätigung im Wohlthun sehr leicht ist. Doch dies vermag uns nicht abzuhalten, zu untersuchen, in welchem Verhältniß es zum allgemeinen Weltprinzip sich befindet. Da erkennen wir denn sehr bald, daß das Mitleid zwar unbestritten oft zu den wichtigsten Quellen guter Handlungen, besonders unserem Verhalten den Mitmenschen gegenüber, gehört, wir erkennen bei genauem Hinblick aber auch zugleich, daß selbst diese mitunter hochedle Empfindung sich dem egoistischen Prinzip unterordnet, ja ihm entspringt.

Wenn wir einen Menschen leiden sehen, so empfinden wir Mitleid, d. h. wir leiden „mit“, sobald uns eine, bei rohen Völkern allerdings oft zu vermissende, gewisse Ausbildung unserer Denk- und Gefühlsthätigkeit eigen ist. Im Mangel dieser Ausbildung bemerkt man dann auch, daß an Stelle des im Mitleid sich spiegelnden verfeinerten Egoismus jene rohe Form desselben: die Grausamkeit und Bosheit, herrscht; daher sind auch Kinder grausamer als Erwachsene, wie überhaupt eine gesteigerte Bildung des Geistes und Herzens sich durch Anwesenheit größerer Mitleids-Empfindung darthut; daher denn auch der Fall möglich, ja oft anzutreffen ist, daß der gebildete Atheist ein viel edleres Verhalten gegen seine Nebenmenschen zeigt, denn der betende, fromme, aber ungebildete Gottgläubige. Nicht auf die Weltanschauung eines Menschen kommt es an, ob er gut oder schlecht handelt, sondern auf den Grad seiner Geistes- und Herzensbildung.

Bewußt oder scheinbar unbewußt, ausgesprochen oder ungesagt, legt man sich angesichts der Leiden anderer Menschen die Frage vor: wie würdest du an jenes Leidenden Stelle denken und wünschen? Man versetzt sich eben in die Lage des Leidenden. Wem dies nicht richtig erscheint, (insbesondere, weil es

scheint, als ob der Mitleidige, der Wohlthätige sich oft nicht erst eine solche Frage vorlegt, auch nicht instinktiv unbewußt), der denke nur an die große Zahl geistiger Thätigkeiten, bei denen man, da sie durch Gewohnheit und Uebung zum Vollzug gelangen, sich nicht Rechenschaft über den dazu erforderlich gewesenem Willen zu geben vermag; wir erinnern nur an die psychologische Lehre von den sensori-motorischen und erzito-motorischen Reflexbewegungen, die ebenfalls so zur Uebung werden können, daß wir uns eines Willens dabei kaum bewußt werden. (Wir gehen z. B. spazieren, bedürften aber bloß zum ersten Schritte eines Willensanstoszes, hiernach geht dies mechanisch in geübter Weise weiter und wir vermögen dabei sogar zu denken, zu sprechen, zu rauchen u. s. w.; ebenso beim Schreiben und vielen anderen Handlungen.)

Die in Ansehung eines Leidenden bei uns in der Vorstellung entstehende Empfindung der Hilflosigkeit schlägt nun sofort in die selbstbefriedigende und angenehme Empfindung der erfolgten Hilfe und geschaffenen Linderung um, sobald wir unsern Beistand dem Hilfsbedürftigen angedeihen lassen. Der Mensch, welcher sein Glück nur in der Harmonie alles Dessen, was ihn beeinflusst, zu finden vermag, wird also bei sich ihm darstellender und in sein Vorstellungsgebiet eingedrungener Disharmonie (in dem Leiden eines Nebenmenschen, dem Leiden, dem er selbst unterworfen werden kann) zweifellos den Wunsch in sich rege fühlen, durch Entfernung, Beseitigung oder Abschwächung dieser Disharmonie sich selbst, sein Ich, von einer Mißstimmung, Mitempfindung, zu lösen, zu befreien oder sie zu mildern suchen, insofern er sich von derselben eingenommen sieht. Hier hilft man also aus Mitleid, weil man selbst „mit“ leidet.

Oft ist zwar bei derartigen Handlungen der allgemeinen Menschenliebe, besonders bei dem mit Entsayungen, Bitterkeiten, ja Entbehrungen verbundenen Streben nach idealen Werthen, bei dem Wirken für das allgemeine, oft sogar bloß zukünftig mögliche

Menschenwohl, ein Egoismus, der sich in dem erwarteten Gegenwerthe zeigt, nicht erkennbar. Ja die schönste Blüthe unseres Edelmuthes entfaltet sich gerade dort, wo man in der Gewißheit giebt, nimmer wieder zu empfangen. Doch fehlt selbst hier — unbeschadet des hohen Werthes dieses leider so seltenen Strebens — nicht das auf Gegenseitigkeit beruhende Verhältniß. Freilich vermag nur Derjenige die Wahrheit dieser Behauptung zu erkennen und zu empfinden, der sich selbst als Menschenfreund in diesem eminenten Sinne weiß, d. h. welcher Sozialist ist; denn nur er vermag zu empfinden, wie ein solches Handeln sein eigenes Glück, sein Bewußtseinsglück erhöht, sein dringendstes Bedürfniß und Verlangen befriedigt, wenigstens zum Theil befriedigt, falls er noch höher strebt. In der Rückstrahlung der von einem Menschen erhöhten und geförderten Harmonie auf ihn selbst liegt eine Wertherhöhung seines Bewußtseinsglückes, welches zugleich das höchste erreichbare, leider von nur wenigen Menschen genossene und doch für Alle (wenn auch verschiedengradig) genießbare Glück ausmacht.

Uebrigens beruht die Liebe auf der Willkür; sie ist ein freiwilliger Akt, man gewährt oder entzieht sie nach Belieben. In letzterem Worte liegt eine Logik des Sprachgebrauchs, die treffender ist, als die Scholastik. Liebe kann nicht erzwungen werden, denn alsdann wäre es nicht mehr Liebe (erzwungen könnte z. B. Achtung, Gerechtigkeit etc. werden): also ist die Liebe soviel wie Gnade, d. h. ein Akt, der von Laune, von Willkür abhängig ist. Laune und Willkür aber tragen den Stempel sehr grober Selbstbejahung, besonders die letztere.

III.

Der Egoismus als Motiv der Schöpfung.

Daß wir bei Betrachtung wissenschaftlicher Theorien uns mit den Lehrsätzen der Bibel in Einklang zu

bringen hätten, wird kaum von einem unserer Leser beansprucht werden. Wenn man aber in der Lage ist, selbst einem Widerspruch, der von dogmatischer Seite erhoben werden könnte, die Spitze abzubrechen, so wird man uns das Vergnügen gönnen.

Stellen wir uns also einmal auf den Standpunkt der Schöpfungstheorie und versuchen wir den Nachweis des egoistischen Prinzips selbst an dieser. Ob zwar wir noch keineswegs geneigt sein könnten, an unserm Prinzip rütteln zu lassen, falls uns der versuchte Nachweis nicht gelänge, so wollen wir uns doch eine Gegenrede vom Bibelstandpunkte denken, welche etwa lauten könnte: Zugegeben, daß das egoistische Prinzip ein weltbeherrschendes ist, so muß es wenigstens in einem Falle eine Ausnahme zulassen, nemlich beim Schöpfungsakt.

Aber auch hier vermögen wir eine Ausnahme nicht zu gestatten. Denn obwohl der Schöpfer als Urbild der Liebe, der Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit gilt, so wäre dennoch nicht anzunehmen, daß ein solcher eine andere Grundursache zur Schöpfung der Welt gehabt hätte, als eine egoistische. Denn die Nothwendigkeit, daß ein ganz allein existirender Gott in seinen Schöpfungen nur mit Berücksichtigung seiner selbst handeln konnte, überhebt uns weiterer Beweisführung. Wer allein ist und sich etwas schafft, der schafft es für sich und in Rücksicht auf sich, ist also egoistisch, und ein Gottschöpfer wäre geradezu das Unübertrefflichste an Begehr in seinen Schöpfungen, da er eines unendlichen und unmeßbar großen Weltalls zur Befriedigung bedurft hätte.

Man kann offenbar die Frage nicht umgehen: für wen hätte ein Schöpfer die Welt sonst geschaffen, als für sich? Es existirte ja Niemand, der sein Vergnügen an dieser Schöpfung haben konnte. Aus nutzloser Spielerei konnte er sie aber nicht schaffen, denn dies würde sich mit der Schöpfungstheorie nicht vertragen. War also ein Zweck da, so war es der Selbstzweck, die Befriedigung gotteigener Wünsche und Bedürfnisse,

und solchen die egoistische Grundnatur absprechen wollen, hieße aller Erfahrung und Logik in's Gesicht schlagen.

Der Bibelgelehrte könnte nun zwar noch antworten: Der Schöpfer habe die Welt geschaffen um der später zu schaffenden Menschen willen, um diesen und anderen Wesen die Theilnahme an seinem Glücke und seiner Herrlichkeit zu sichern, und es sei nicht nothwendig, daß der Mensch früher geschaffen sein müsse, als die Welt, die für den Menschen Zweck sei; wenn Gott nur die Absicht gehabt habe, auch diejenigen Wesen zu schaffen, für deren Wohlfahrt er sorgen zu müssen glaubte, bevor sie noch da waren. Widerspricht dies aber an sich schon der Schöpfungstheorie, nach welcher mehr von einer göttlichen Laune, als von einem wohlvorbereiteten Plane die spätere Schöpfung der Menschen abhängig war, ja nach welcher der Mann eigentlich nur geschaffen wurde, um den vor ihm geschaffenen Thieren Namen zu geben, und das Weib zur Gehilfin des Mannes, („denn als Gott der Herr gemacht hatte allerlei Thiere, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete. Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel (!) unter dem Himmel und Thiere auf dem Felde seinen Namen, aber für den Menschen ward keine Gehilfin gefunden, die um ihn wäre. Da ließ Gott der Herr fallen einen tiefen Schlaf auf den Menschen, und er entschlief. Und er nahm seiner Rippen eine und bauete ein Weib aus der Rippe und brachte es zu ihm.“) so widerspricht dies selbst der Logik. Denn schuf Gott den Menschen zur Theilnahme an seinem eigenen Glück, so war dies sein Wunsch, es war ein Begehrt, dessen Ausführung und Vollzug ihm Befriedigung gewähren mußte, ohne welche ein Wunsch, ein Verlangen, zwecklos wäre. „Und er sah, daß es gut war,“ heißt es, also daß es seinen Wünschen entsprach, ihn befriedigte, sein eigenes Glück erhöhte, und hierin liegt der Egoismus, das Streben nach Selbstbefriedigung, ohne welches selbst ein Weltbaumeister (wie ihn Ima-

nuel Kant im günstigsten Falle vereinbar mit der Vernunft hält), noch weniger ein Welterschöpfer, gedacht werden kann.

IV.

Der Egoismus in der Gesellschaft.

Wir haben also gesehen, wie die Selbstbejahung das Prinzip alles Seins und Werdens ist, wie Alles, was Existenz hat, in seinen Grundzügen die Behauptung der Selbstheit, die Durchführung des Selbstwillens hat, wie das Glückseligkeitsbestreben die ausschließliche Lösung des Universums ist.

Und dennoch ist der Bestand des Weltganzen bis daher gesichert gewesen? Ja wohl! Eben weil jene egoistische Grundnatur Allen, dem Ganzen und jedem Einzelnen innewohnt; eben weil jedes Ding immerfort nur sich selbst behauptet, sich selbst will und bejaht: so liegt darin der Kitt für das Ganze. Ja noch mehr! Man kann sogar mit Sicherheit behaupten, daß die allgemeine Harmonie gerade durch diese allumfassende Alleinherrschaft des egoistischen Grundwesens jeder Existenz erreicht wird. Gerade weil der ausschließliche Trieb jedes Seins nur im eigenen Wohlbefinden zu suchen ist, so muß durch die Allseitigkeit dieses Strebens eine immerfort sich steigende Verminderung der Verschiedenheit, eine Aufrechnung, eine Kompensation des Zwistes stattfinden; denn der Drang aller Existenzen nach dem gleichen Ziele muß nothwendig eine Reibung, aber auch eine Abreibung, zur Folge haben; die immerfort erzeugte Disharmonie muß sich endlich harmonisch abglätten. Die durcheinander schwirrenden Mispöne müssen sich endlich so zu einander finden, daß sie sich harmonisch vereinigen; das wirre Durcheinander aller einhellig egoistischen Faktoren muß in Einklang gelangen, sobald sie sich gesondert und zusammengefunden haben, gleichwie in dem Beispiel von dem rechten und linken Stiefel.

Wenn wir uns einen Haufen Menschen aus allen Rassen und von beiden Geschlechtern untereinander gewürfelt denken, so werden wir uns nur ein grobes wildes Mißverhältniß derselben untereinander vorstellen können; denken wir uns diese vielen Einzelmenschen aber gesondert und so zusammengestellt, wie sie sich gegenseitig ergänzen, so wird ein einträchtiges Verhältniß bei den meisten herzustellen sein, obgleich die Befähigung und Würde eines jeden Einzelnen nach dem dieselben geblieben sind wie vordem. Ebenso kann man sich ein wildes Durcheinander von unzähligen Einzelfarben denken, die dem Auge wehe thun, obgleich dieselben Farben, gesondert und zu gegenseitiger Ergänzung zusammengestellt, uns viele angenehme Erscheinungen gewähren können.

Damit ist der „Krieg Aller gegen Alle“ keineswegs als grausame, unvertilgbare, nicht zu mäßigende Nothwendigkeit in Aussicht gestellt. Nein, er besteht zwar, aber er muß auf diese Weise sich als ein Bild des Friedens und der Eintracht darstellen. Ob diese Uebereinstimmung aber eine vollkommene und allgemeine für das Welt-All werden kann, ist eine andere Frage; wir wollen für jetzt nur untersuchen, ob es eine Harmonie in gesellschaftlicher Beziehung geben kann.

Hier müssen wir uns aber sogleich gestehen, daß der Kampf für's Dasein nirgendwo ärger wüthet, als unter den Menschen, als auf dem gesellschaftlichen Gebiete. Und dabei bemerken wir den täglich in Erscheinung tretenden ungezügelden Egoismus keineswegs in seinem ganzen Umfange; denn wir sind durch die tägliche Gewohnheit des Anblicks der verheerenden Wirkungen des egoistischen Kampfes schon so abgestumpft, daß wir ihn fast natürlich finden, gleich dem rücksichtslosen und grausamen Kampf in der Natur selbst. Ja man entschuldigt wohl auch menschliche Ungerechtigkeit und gesellschaftliches Elend mit den analogen Verhältnissen in der Natur. Dabei wird aber vergessen, wie der Krieg in der Natur sich nach nothwendigen Gesetzen regelt und eine Abglättung rücksichtslos vornehmen

muß, während die Menschheit durch Vernunft und freie Selbstbestimmung die rohen Natur-Verhältnisse ersetzen kann, so daß der gesellschaftliche Kampf nicht rein nothwendig, sondern ein rein zufälliger, aber leider noch absichtlich ungemilderter ist. Welches sind die Folgen dieses ungezügelter egoistischen Getriebes? Sehen wir um uns. Ueberall zeigt sich, wie die Gewalt, die rohe Kraft, die List, die Durchtriebenheit, kurz die körperliche und geistige Ueberlegenheit Vortheile genießen auf Kosten derer, die in dem Kampfe unterliegen. Da zeigt sich denn unermessliches Glück neben schauerlichem Elend, übergroße Armuth neben überhäuftem für den Besitzer allein unverwendbarem Reichthum; grenzenlose Gewalt und Willkür neben grenzenloser Ohnmacht und schreckenerregender Sklavenschaft; übermäßige Arbeit neben arbeitslosem Genuß, herrliches, zu ungeahnter Höhe entfaltetes Wissen neben verzweiflungsvoller Unwissenheit, Kunst und Poesie in schönster Blüthe neben bodenlosem Sumpf, Laster und Völlerei.

Das ist das Bild, welches der ungezügelter, durch die Vernunft nicht gemäßigter Egoismus, der Kampf Aller gegen Alle, erzeugt hat und uns täglich, stündlich vor Augen führt, so daß wir es kaum als gegen die Regel betrachten, wenn wir immerfort einzelne Glieder der Gesellschaft bald langsamer, bald schneller verschmachten sehen aus Mangel an den dringendsten Lebenserfordernissen, während andere fast ersticken im Ueberfluß und Ueppigkeit; wenn wir sehen, wie das hohläugige Elend, an Geist und Körper verkümmert, in schmutzigen Winkeln sich still seinen Qualen ergiebt oder scheu und unheimlich verzweifelt schreckliche Thaten ausbrütet, während andere mit übersättigtem Magen voll Ekel sich abwenden von den überfüllten Schüsseln; wenn wir sehen, wie unzählige Talente und Genie's am Mangel der Ausbildung verkümmern, ja nicht erkannt werden, während in Strohköpfe mühsam und mit enormem Kostenaufwand etwas hineingetrichtert wird, damit sie trotz ihrer Beschränktheit als-

bald auf dem Stuhle der Macht oder Gelehrsamkeit, auch auf dem Stuhle der öffentlichen Anklage und der „Gerechtigkeit“, die über die Gebrechen der Menschen urtheilen soll, prunken können.

Die Feder sträubt sich, fortzufahren, diesen ungezügeltten Egoismus in seinen Folgen zu schildern; wozu auch schreiben von Thatfachen, die jeder Mensch sieht, wenn er sie sehen will. Nirgends Erbarmen, Schonung, Mitleid, geschweige denn Hilfe oder gar Gerechtigkeit; überall maßlose Gewalt, Beraubung, Kampf: wer nicht unterliegen will, der versuche sich zu retten, wer das nicht kann, über dessen Leiche schreitet man erbarmungslos hinweg.

Das ist der rohe, natürliche, durch vernunftgemäße Prinzipien noch nicht geregelte, gesellschaftliche Egoismus. Daß dieser aber nothwendig wäre; daß er nicht edleren Trieben und Neigungen Platz machen könne; daß er so schrankenlos bleiben müsse, daß nicht jedes Glied der menschlichen Gesellschaft arbeiten und genießen könne: wer wollte wagen das zu behaupten?

Freilich ist der gesellschaftliche Egoismus nothwendig, und wer gutherzig von ihm abweicht, würde sich sogleich selbst auf das Empfindlichste strafen; die Selbsterhaltung ist eine Naturnothwendigkeit und der größte Menschenfreund vermag sich ihrer Forderung nicht zu entziehen, will er nicht selbst zu Grunde gehen. Aber dieser Egoismus ist einer Milderung fähig bis zu einem Grade, daß er kaum noch als solcher erkannt werden kann. Der Kampf der Menschen muß ein solcher gegen die rohe Naturgewalt sein, nicht ein solcher zur Erhaltung derselben.

„Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen“, das ist gewiß ein trefflicher Satz. Und doch essen sehr viele Menschen, welche nicht arbeiten, ja überhaupt noch nicht gearbeitet haben. Unsere Staatsklugen und ihre Häsher finden dies in „Ordnung“ und nennen diese danach eine „göttliche“.

Daher ist der Antheil des einzelnen Menschen an dem Glück der Gesamtheit in der Regel bei der heutigen

Gesellschafts-„Ordnung“ ein um so geringerer, je mehr Arbeit er geleistet hat, während dieser Antheil am Gesammtheitswohle für den einzelnen Menschen ein um so bedeutenderer ist, je weniger Anstrengungen zur Erreichung desselben von ihm gemacht worden sind; eben weil diejenigen, welche arbeiten, auch für die Ernährung der Müßiggänger sorgen müssen, die selbst in dem Falle anderer Menschen Glück einheimen, wenn sie etwa nur Professions-Bettler statt Millionäre sind*).

Dieses trübselige Mißverhältniß gilt von der körperlichen wie von der geistigen Arbeit und deren Erzeugern. Gelehrte und Dichter sind gleich dem Hand-Arbeiter geborne Proletarier; einzelne Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

So bilden auch heute noch rohester Egoismus und alle seine Kinder, wie zügellose Konkurrenz, Mißtrauen und gegenseitige Ausbeutung, ja förmliche Abschachtung u. s. w. die Grundlage unseres gesellschaftlichen Lebens, sie bilden den Krieg Aller gegen Alle, der nicht durch angewandte Menschenliebe geschwächt, vielmehr durch Gewinnsucht erhöht wird.

Mit Achselzucken giebt die sich in diesem Zustande mehr oder weniger wohlbefindende Gesellschaftsminorität zu, daß dem so sei, fügt aber theils aus boshafter Berechnung, theils weil ihr die Gewohnheit, in die sie sich eingelebt hat, unantastbar, „heilig“ erscheint — wie dem Denktönen der „Glaube der Väter“ — schnell hinzu: Ist einmal die Hauptgrundlage und die Triebfeder der gesellschaftlichen Bewegung der Egoismus (von denen, welche aus Unwissenheit auch dies leugnen oder beschönigen, reden wir natürlich nicht); gab es von jeher Armuth und Reichthum, Ungleichheit im Besitz, in Stellung, Rang und Bildung: so wird es auch immer so sein müssen, schon weil ein vernünftiges und annehmbares Mittel zur Aenderung nicht geboten ist. Wer sich aber ernstlich mit dieser höchwichtigsten aller Fragen beschäftigt, riskirt dabei noch von mancher

*) Beide sind gleiche Landplagen für die Menschheit.

Seite als Tollkopf, Weltverbesserer, ja wohl gar Faulenzer bezeichnet zu werden, verliert meist seinen guten Ruf und was man sonst so Ehre nennt, oft sogar die — Freiheit; letztere namentlich in gewissen Schornstein-Republiken.

Wir wollen nicht erörtern, daß in diesem gedankenlosen: „von immerher war es so“ einfach die Bequemlichkeit und die Gewohnheit an eine, zwar in vielen tausenden von Jahren zur Entwicklung gelangte, aber immer noch ungerregte egoistische Kampfweise Ausdruck findet; daß diese Kampfweise die menschlichen Gefühls- und Gesellschaftszustände in der schrecklichen, widerlichen Form verhärtet hat; daß sich dies auch bei redlichem Willen ändern lassen muß, ja sich ändern und bessern wird, wenn nicht durch die menschliche Vernunft beschleunigt, so langsamer durch sich selbst vollziehende Abschleifung. Wir wollen vielmehr sehen, wie das zu geschehen habe.

Der rohe Egoismus muß gemildert, gezügelt werden in Bezug auf gesellschaftliche Verhältnisse: hierüber ist sich jeder Vernünftige klar; denn thatsächlich ist er bereits bis zu einem gewissen Grade gemildert, sonst müßten wir Menschenfresser u. dergl. sein; also nur der Grad der Zügelung eigentlich ist selbstgesetzgeberisch zu erhöhen. Wie legen wir die Zügel an? Sehen wir uns nach einem Prototyp, nach einem Exempel um. Die Wissenschaft ist es, welche uns ein maßgebendes Vorbild geschaffen hat, sie ist es, der wir es zu danken haben, daß eine außerordentliche Menge von den uns Menschen nachtheiligen, unserm Wohlbefinden hinderlichen, unsern Interessen schädlichen Erscheinungen und Akten des rücksichts- und bewußtseinslosen Natur-Egoismus durch vernünftiges Erwägen, Ueberlegen und Handeln abgeschwächt und theilweise oder gänzlich unschädlich gemacht wurden. Man ist der Natur mit Hilfe von Kenntnissen und Reflektionen mehr oder weniger unmittelbar entgegengetreten und hat überall einen siegreichen Kampf nach Außen hin geführt: dieser

Kampf muß auch nach Innen geführt werden, obwohl er hier schwieriger erscheint.

Es ist also die Aufgabe der Humanität, d. h. der menschlichen Fortbildung, welche sich als Gerechtigkeitsprinzip darstellt, als Gegensatz zum rohen Naturzustande, den durch den Egoismus begründeten, seiner Natur nach grausamen Kampf für's Dasein abzuschwächen durch die Ersetzung der Naturmacht durch die Vernunftmacht, indem ein möglichster Ausgleich der komplementären Mittel und Umstände für diesen Kampf unter die Betheiligten bewirkt werden muß. Dies führt zunächst zu einer mehr oder weniger mangelhaften relativen Harmonie.

Da wird man uns denn gewisserseits freilich mit obsoleten Redensarten von „persönlicher Gleichmacherei“, „Vermischung der Individualität“ oder auch mit dem „Kommunismus“ entgegentreten. Diese Helden speisen wir aber kurz ab mit dem Hinweis, daß man in der heutigen Gesellschaft gerade genügend bemüht gewesen ist, die Individualität zu verwischen, die Menschen zu blinden Maschinentheilen zu machen, ja selbst — wie die herrschende Literatur (und viele Zeitereignisse) zeigen — männlichen Charakter und wissenschaftliche Ueberzeugung, sobald sie sich kundgeben, durch Unwissenheit, Verleumdung und Gemeinheit, ja durch Strafgesetze und Staatsanwälte, in literarische, dem herrschenden Geiste und Lesegeschmack entsprechende spekulirende Fabrikarbeit umzuwandeln, und daß allerdings die Individualität, soweit sie sich in Launen und Thorheiten die Gewalt anmaßt und die Freiheit brutal knechtet, vernichtet werden muß, und daß die wahre Individualität und Freiheit an ihre Stelle treten muß, wenn das Naturgesetz durch das Vernunftgesetz ersetzt wird, wenn der Grundsatz gleicher Rechte und gleicher Pflichten, möglichst gleiche Mittel und gleiche Umstände für alle Individuen Geltung erlangt. Eine Gesellschaft, die schon so weit kultivirt ist, den Todschlag, den Mord, die Vergiftung des körperlichen Lebens zu strafen, die wird und muß

auch noch so weit kommen, diesen Mord und Todschlag zu strafen, wenn er sich in seinem Erfolg bloß in die Rubrik: „langsamere Tod durch Ausbeutung der Kräfte und mangelhafte Nahrung“ einreihen läßt; ja eine solche Gesellschaft wird endlich dahin kommen müssen, auch den geistigen Mord und Todschlag, die Vergiftung des Geistes durch systematische Dressur zur Blödigkeit zu bestrafen. Die Gesellschaft wird dahin kommen, die Konsequenz zwingt sie dahin. Und daß dies viele Seelenvergifter jetzt schon wissen, ist nicht zweifellos; sie bereiten sich längst vor auf unangenehme Halsschmerzen. Aber hohe Kravatten haben noch niemals dem Delinquenten das Leben gerettet.

Die Prinzipien der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit müssen den Grundzug des gesellschaftlichen Lebens ausmachen. Die Sozial-Ökonomie muß den häßlichen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis in der seitherigen National-Ökonomie durch Aufnahme der Moral beseitigen. Die Rücksicht des Einzelmenschen für die Gesammtheitsinteressen ist das Kriterium für die Moral, welche sich sonach auf Sympathie gründen muß. Ausgerottet, d. h. bis zur Unmerklichkeit gemildert und vernunftgemäß gezügelt muß werden ein bellum omnium contra omnes und eo ipso das allgemeine Wettrennen, in welchem Jeder zu seinem Privatvorteile und Privatgenuß die anderen Menschen zu überflügeln sucht.*) Es darf nicht jeder Mensch thun, was er glaubt ungestraft thun zu können, darf nicht lügen, hintergehen, betrügen und andere Menschen benutzen, so gut wie er kann, weil er glaubt, diese machen es nicht besser mit ihm, darf nicht thun, was lediglich seiner Natur entspricht, darf nicht sagen, ich fresse die anderen, weil ich sonst selbst gefressen

*) Der Großen schaffende Ehrgeiz in seiner der Allgemeinheit unschädlichen Gestalt wird dadurch nicht unterdrückt; man wird auch solchergestalt der Ehre willen sich zu bedeutenden und hervorragenden Leistungen angeregt fühlen, aber man wird dabei nur das Gesamt-Interesse und nicht bloß sein Eigen-Interesse verfolgen müssen.

werde und darf auch nicht jene Menschen für einfältig und dumm oder gar für strafwürdig erklären, welche diese bis dahin noch nicht gesetz gewordenen Moral-Prinzipien vertheidigen.

V.

Der Egoismus in der Moral.

Weil wir die Moral als das Auskunftsmittel zur Milderung des menschlichen Egoismus erkennen, so wollen wir dieselbe, sowie ihr Verhältniß zum Egoismus, ein wenig näher betrachten.

Die Moral ist die Reinheit unserer Sitten und die strenge Ausübung unserer gegenseitigen Pflichten, sie ist das Gesetz der gegenseitigen Achtung und des gleichen Menschenrechts der Einzelnen zur Förderung des allgemeinen gesellschaftlichen Glückes. Hiernach ist gut jede Handlung zu nennen, welche das menschliche Glück fördert und schlecht jede Handlung, welche dies Glück schädigt, die Harmonie beeinträchtigt.

Zwar bildet der Egoismus die Grundlage, sowohl für die guten, wie auch für die schlechten Handlungen; denn wir handeln auch gut für die Allgemeinheit, wenn wir z. B. unsern eigenen Vortheil, unser eigenes Wohl, unsere Stellung, unsern Ruf fördern, weil wir Respekt vor dem Gesetze und Abscheu vor Strafe haben: dies sind bereits Einschränkungen des natürlichen Egoismus; denn wer seinen unbeschränkten egoistischen Trieben folgen würde, der würde sich auch diese Selbstbeschränkung nicht auferlegen, wie ähnlich das Thier.

Je höher nun die Begriffe eines Menschen für die gesellschaftlichen Beziehungen sind, je mehr Rücksichten er auf das allgemeine Wohl nimmt und erkennt, daß es Pflicht ist, diese Rücksichten zu nehmen, da er der Allgemeinheit Alles verdankt, umsomehr erhöht sich der Mensch zu jenem moralischen Wesen, von welchem

die Theologen glauben (oder doch vorgeben zu glauben), es sei von Haus aus „geschaffen“.

Wie Mitleid oder besser Gerechtigkeitsstreben als Wurzel unserer guten Handlungen in der Erkenntniß dieses Verhältnisses ruht, so ruht auch die Bosheit als Motiv unserer schlechten Handlungen im Mangel dieser Erkenntniß, also in der Unwissenheit.

Verfeinerter Egoismus ist es sogar bereits, dem auch die moralische Gleichgiltigkeit entspringt: denn wer schlechte Handlungen an anderen Menschen zu verüben unterläßt, thut dies, um einer unangenehmen Empfindung zu entgehen, insofern seine Erkenntniß ihm sagt, daß er schlechte Handlungen an anderen Menschen unterlassen muß, um sie nicht theilweis selbst zu empfinden. Man nennt das gemeinhin Gewissen, welches bei dem mehr oder weniger moralischen Menschen auch bei sonstiger Straflosigkeit oder Sicherheit vor Entdeckung aus dem Bewußtsein entsteht, daß gleiche Handlungen anderer Menschen, an ihm verübt, sein Wohl schädigen würden. So bildet der Egoismus, der an sich durchaus etwas Verwerfliches nicht ist, die Triebfeder aller guten und aller schlechten Handlungen. Bei den schlechten Thaten handelt es sich nur um einen Uebergriß des Privat-Egoismus gegenüber den Interessen und dem Glücke der Menschheit.

Da nemlich Alles, was der Allgemeinheit nützt, gemeiniglich auch gut genannt werden kann, so entsteht dadurch erst der Gegensatz von gut, wenn der Einzelne in seinem Privat-Egoismus nur das ihm selbst Nützliche und Bortheilhafte fördert und das Gemeinwohl hinten an stellt oder ganz unberücksichtigt läßt.

Man handelt also in verwerflichem Egoismus, wenn man sein eigenes Interesse, sein eigenes Ich höher stellt und in übermäßiger Weise zu befriedigen sucht, als die Interessen und Gesetze des Gemeinwohls.

Ist der Egoismus als Weltprinzip anerkannt; ist er auch folgerichtig aus der menschlichen Natur niemals zu verbannen: so kann es also nur darauf ankommen, denselben auf den richtigen Weg zu leiten;

ihn menschlich, d. h. vernunftgerecht zu machen, indem man die Befriedigung seines Ichs in Harmonie zu bringen bemüht ist mit dem Glücke und den Interessen der Gesammtheit.

Sobald die Befriedigung der Selbstheit eo ipso die Interessen der Gesammtheit befriedigt, und sobald die Befriedigung der Gesammtheits-Interessen zugleich die Befriedigung der Interessen der Ichheit in sich schließt: hört der Zwiespalt aus egoistischen Ursachen zwischen den Interessen der Gesellschaft und den Interessen des Einzelnen auf.

Diese Interessen-Harmonie der Individuen mit der Gesellschaft oder dem Staate schließt das Moralprinzip (leider erst) der Zukunft in sich. In dieser Harmonie liegt alle Moral, alle Tugend, alle edle Gesinnung und noch mehr: es liegt darin auch der Mangel der wesentlichsten Ursachen zu Verbrechen und Sünde. — Haben wir eine dieser Harmonie entsprechende Organisation der Gesellschaft, so wird der Egoismus des Individuums sehr leicht die persönliche Glückseligkeit befriedigen können, ohne die Interessen der Gesammtheit zu verletzen. Nicht sog. Moralpredigten, nicht Religion, nicht Strafgesetze, nicht einmal das bloße Wissen können den Mangel dieser Organisation ersetzen, sondern nur die auf allgemeine Menschen- und Gerechtigkeitsliebe, auf Interessen-Harmonie fußende Erziehung und Bildung aller Menschen für vernunftgemäße Staats- und Gesellschafts-Zustände — und das ist die von uns gemeinte sog. Organisation, welche die Beschränkung des Privat-Egoismus in sich schließt und das öffentliche Gewissen, d. h. die Wirkung vernünftiger Staats- und Gesellschafts-Zustände, zum Genusse der einzelnen Individuen macht. Noch einmal sei es gesagt: alle Handlungen der Menschen sind egoistisch ihrer Natur nach, denn sie gehen aus dem Glückseligkeitstrieb hervor, welcher eben nichts weiter als Individual-Egoismus ist. Die Moralgesetze sind nur eine Beschränkung dieses Einzel-Egoismus, aber sie sind nicht Feinde des Egoismus, sie harmoniren vielmehr

mit dem Gesamt-Egoismus. Denn den Glückseligkeitstrieb des Einzelmenschen so weit beschränken, daß er in dem Glückseligkeitstrieb der Gesammtheit aufgeht: das ist eben die Moral, die also — nebenbei gesagt — mit der sog. Religion, d. h. dem Glauben an irgendwelche Götter und Wunder garnichts gemeinsames aufweist.

So leicht begreiflich nach diesen Ausführungen die Naturgesetzlichkeit des egoistischen Prinzips auch erscheinen muß, so sind doch diejenigen nicht selten, welche es leugnen. Erklärlich ist dies, aber ein Gegenbeweis wird dadurch nicht geliefert. Es ist hier wie immer: Wenn man sich nach dieser und jener Richtung hin belehrt und ausgebildet hat, wenn man auf sehr verschiedenen Gebieten studirt hat und endlich dahin gekommen ist, anderen Menschen Lehrer, sozusagen eine Autorität zu sein, so schreckt uns eine uns neu in den Gesichtskreis tretende Theorie leicht ab, wenigstens anfänglich; es wird wohl aus dem eigenen mühsam erbauten Erkenntnißgebäude ein Stein gelockert oder unerbittlich herausgezerrt; die Lücke aber ist ein Nebel und es tritt ein horror vacui — Schreck vor dem Leeren — ein; man kann sich nicht so leicht mit der neuvorgeführten Theorie befreunden. Leichter ginge dies schon, zeigte man uns, wie das Gebäude durch die neuhinzugekommenen Bausteine nur verschönert, nur vervollkommnet wird, ja daß im Grunde genommen die Lücke bereits vorhanden war und nur nicht gesehen wurde, daß sie nunmehr aber auszufüllen ist.

So läßt es sich erklären, wenn sonst ganz begabte und keineswegs unwissende Leute anfänglich auch von der Giltigkeit dieses egoistischen Prinzips nicht zu überzeugen sind. Zu sagen mit dem alten Philosophen: „Ich weiß, daß ich Nichts weiß“ — das ist nicht Jedermanns Sache und doch zwingt uns jedes neu vor uns hintretende Denkresultat anderer Menschen zu dieser Selbsterkenntniß, denn in der That ist nur der wirklich vielwissende Mensch zu dieser befähigt, denn sie (die Selbsterkenntniß) sagt nichts anderes als: Ich

weiß jetzt erst, daß mir unsagbar viel zu wissen nöthig ist, daß eine Vollkommenheit im menschlichen Wissen unerreichbar ist, daß einer nicht in sich aufzunehmen im Stande ist, was Alle an Kenntnissen besitzen.

In dieser Weise glaubt man wohl das Unangenehme der Situation dadurch beseitigen zu können, daß man — besonders wenn man sich vor der Masse zu rechtfertigen sucht — den Begriffsbezeichnungen der neuen Theorie zunächst den landläufigen Sinn giebt, und dieser ist bekanntlich ein durch die Korruption gefälschter, man erhält den Beifall der Menge zwar, allein für die Dauer geht's damit nicht.

Auf die Vorlage angewendet, würde man also vorgeben, unter dem Begriff „Egoismus“ nichts weiter als jenen rohen Eigennuß zu verstehen, den man in der Popularität darunter verstanden haben will. Hält nun dieser dünne Schirm das Hagelwetter (mit dem sich große Wahrheiten oft Eingang verschaffen) nicht mehr ab, so geht man auf die Sache selbst ein wenig näher ein, man beginnt zu untersuchen, aber immer noch mit der vorgefaßten Meinung, widerlegen zu können, was einem nicht behagt, was man — nicht versteht.

Da hört man denn sagen: Wie? giebt es denn keine Hingabe an ein Ideal? Kann man es z. B. wirklich auf den Egoismus zurückführen, wenn ich andere Menschen belehre? wenn ich sie zu mir heraufziehe? wenn ich sie in gleiche Rechte einsetzen will mit den meinigen, durch meine Bildung erhöhten? So wird da in's Unendliche gefragt und wir wollen das nicht fortsetzen. Aber schon bei Stellung solcher Fragen muß es beginnen zu dämmern. Es kann freilich von rohem ungezügelter Eigennuß nicht die Rede sein, wenn der Menschenfreund seine Mitmenschen belehrt, damit diese ihre Lage, ihren Lebenszweck &c. erkennen und sich vom Druck, von der Knechtschaft befreien mögen, damit sie aber auch in erster Linie zum Gedankenaustausch befähigt werden. Sehen wir ab davon, daß auch der Wunsch des Edlen, in der Gesellschaft eine ihm angewiesene privilegierte Stellung nicht einzunehmen, am Ende eben

doch ein Wunsch, d. h. ein Bedürfniß geworden ist, das er befriedigen will, so außerordentlich vortheilhaft solche Wünsche sich auch von der gemeinen Begierde des Strebens nach einer bevorzugten Stellung unter seinen Mitmenschen abheben mögen; sehen wir also noch ab hiervon, so leuchtet trotzdem ein, daß — wie jeder Wunsch seiner Natur nach egoistisch ist — ganz besonders auch der Wunsch, andere Menschen zu sich auf gleiche Stufe zu erheben, es ist; man will sie, indem man sie belehrt, befähigt machen, einem selbst besser zur Gesellschaft und zum Ideenaustausch zu dienen, man wünscht sich gleichdenkende, gleichstrebende Freunde zur Unterstützung und Förderung der eigenen Ideen und Bestrebungen.

Hat die Religion, der Götter-, Unsterblichkeits- und Vergeltungsglaube sich jemals als Bedürfniß rechtfertigen oder doch entschuldigen lassen, so mußte dies am leichtesten angehen durch die Darstellung desselben als Bedürfniß der Moral. Als Bedürfniß des Gefühls bietet die Kunst Ersatz, die von der Religion unabhängig ist, als Bedürfniß der Phantasie, als metaphysisches oder Uebernatürlichkeitsbedürfniß bietet die Philosophie Ersatz, als Bedürfniß des gesetzmäßigen Rechts, des Dogma, bietet die Vernunft Ersatz, und zwar werden alle diese Bedürfnisse außerhalb der und ohne die Religion besser und sicherer befriedigt. Hingegen das Bedürfniß nach moralischen Zuständen, das ethische Bedürfniß: es ist das Bedürfniß nach Gerechtigkeit. Man weiß aber heute längst, daß auch dieses Bedürfniß durch die Religion am wenigsten, ja wohl gar nicht oder doch nur scheinbar befriedigt wird. Aller Trost der Religion ist Schein, meint Feuerbach. Aber darauf kommt es hier nicht an, es soll vielmehr untersucht werden, ob auch das Gerechtigkeitsbedürfniß in seiner Grundnatur egoistisch ist.

Um gerecht zu sein, müssen wir aber nicht nur den Ausdruck unseres materiellen humanistischen Gerechtigkeitsstrebens, sondern auch das Merkmal des religiösen oder vielmehr desjenigen Strebens untersuchen, durch welches die in der Religion Gerechtigkeit erhoffenden

(eigentlich: erbettelnden) Menschen sich kennzeichnen. Für den letzteren Fall haben wir es sehr leicht, besonders beim jüdischen Christenthum. Auch der Jude, auch der Christ empfindet die Ungerechtigkeit in der Welt; auch bei dem Frommgläubigsten stellt sich das ethische Bedürfnis nach Gerechtigkeit ein, wenn er den Braven und Guten leiden, den Elenden in Freuden leben sieht, wenn er sieht, wie Krankheit, Schmerzen, Uebel aller Art sich bei dem einstellen, der diese gar nicht verdient hat, während der Grossmörder, der Zäsar, herrlich und in Freuden lebt und ein hohes Alter erreicht. Wie aber denkt sich der Gläubige diese Gerechtigkeit? Nein egoistisch; ja nicht einmal fein egoistisch. Er rechnet auf Belohnung für die unverdienten Leiden, wie das Kind auf einen Zuckerstengel rechnet, wenn es gefolgt hat. Ist schon hier der egoistische Grundcharakter nicht zu verkennen, so tritt dieser sogar in einer widerlichen Gestalt auf, wenn man sich den alten jüdischen Rachegott vorstellt, wie er in Gebeten zu Hilfe gerufen wird gegen die Ungerechten und selbst befiehlt, Rache zu üben: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn!“ Ja, das allerchristlichste Lehrbuch, die Bibel, zeigt uns sogar einen barbarischen Egoismus in dem Beispiel vom reichen Mann und armen Lazarus. Den Gläubigen befriedigt es nicht, daß der arme Lazarus für alle seine Entbehrungen in Abraham's Schoß gelangt ist, nein, rachegierig läßt er den Reichen auch noch in der Hölle braten, obschon dieser Reiche eben nichts verbrochen hat, als reich zu sein.

Aus diesem Beispiel — das ja beliebig vervielfältigt werden könnte, zeigt sich deutlich, wie die Religion ein Hindernismittel ist zur Verfeinerung des rohen Egoismus, d. h. ein Feind fortschreitender Kultur; denn auch zu den edelsten Regungen, deren egoistisches Grundmotiv kaum noch bemerklich ist, mischt sich bei Gläubigen die Ausschließlichkeit, der Haß und die Rachsucht, die Verfolgungsbegierde oder gar wohl Blutdurst; denn noch haben sich die Befenner keiner Religionsform dieser Leidenschaften zu entkleiden

gewußt, noch diene immer die Religion zum Deckmantel für die scheußlichsten Verbrechen. Die Geschichte beweist es und woher soll man sonst das Wesen einer Sache kennen lernen, als aus ihrer Geschichte?

Nach diesen Ausführungen dürfte ein tieferes Eingehen auf die egoistische Natur auch unserer modernen Gerechtigkeitsstreber überflüssig sein.

Der Humanismus als Gegensatz zur Religion und allen ihren Herrschaftsformen hat endlich nach 1800 Jahren, trotz der Schreckensherrschaft des Christenthums, die antiken „heidnischen“ Grundsätze der Moral wieder zur Geltung gebracht. Ja, wir können glücklich sein, daß es uns endlich gelungen ist, nach Ueberwindung des Christenthums mit seiner unmöglichen Feindesliebe, die großartige und doch so einfach darstellbare Moral der alten „Heiden“ uns angeeignet, sie zu unserem Lebensprinzip gemacht zu haben. Sittlichkeit ist eben Nichts, als die auf dem Wege der Selbsterkenntniß erlangte Erkenntniß des Verhältnisses der Menschen untereinander, sowie das Leben und Wirken nach dieser Erkenntniß. Dies ist alle Moral, dies ist das humanistische, religionsfeindliche, ungöttliche Gerechtigkeitsprinzip, dies ist auch die moralische Grundlage des sozialistischen Zukunftsstaates, theils sogar schon des heutigen, es ist jene Moral, welche schon vor Tausenden von Jahren, bevor noch an ein Christenthum und eine „göttliche Weltordnung“, bevor noch an eine Fertigstellung der „besten der Welten“ zu denken war, Geltung hatte und welche heute im Sprichwörterchatz des Volkes sich so einfach schön und ungeschminkt darstellt:

„Was Du nicht willst, daß man Dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu!“

Egoismus ist es; aber der feinste, eingeschränkteste, einfachste und doch großartigste Grad desselben.

Von Klemich's Schriften sind gegenwärtig nachfolgende vorrätbig und werden gegen frankirte Einsendung des Betrages an die Expedition von „Klemich's Blätter für geistigen Fortschritt“ in Dresden-Altstadt franko versendet:

Lehrbuch der deutschen Sprache	M.	1.	40.
Lehrbuch der deutschen Orthografie	=	1.	20.
Lehrbuch der Interpunktion	=	1.	20.
Lehrbuch der einfachen Buchführung	=	2.	—.
Lehrbuch der doppelten Buchführung	=	2.	—.
Lehrbuch der kaufmännischen und gewerblichen Buchführung auf einfache und doppelte Art in einem Band	=	3.	50.
Lehrbuch der Wechselkunde	=	3.	—.
Lehrbuch der Handels-Korrespondenz	=	4.	20.
Lehrbuch der Kalligrafie; verbunden mit vor- stehendem.	=		
Lehrbuch der Rechenkunst	=	2.	50.
Lehrbuch der Waarenkunde	=	6.	20.
Lehrbuch der Terminologie (Kunstwörtersprache)	=	—.	80.
Lehrbuch der ganzen Handelswissenschaft	=	20.	50.
Lehrbuch des edlen Schachspiels (für Anfänger)	=	1.	10.
Lehrbuch des Schachspiels (Schachmeister)	=	3.	—.
Tabelle der Münzen aller Länder	=	—.	60.
Universal-Kalender	=	—.	25.
Katechismus der Buchführung aller Systeme	=	2.	20.
Uebungshefte zur Erlernung d. einf. Buchführung	=	6.	—.
Uebungshefte zur Erlernung d. dopp. Buchführung	=	7.	50.
Anti-Teleologie	=	—.	60.
Tod und Fortdauer	=	—.	30.
Wie Du sein sollst	=	—.	20.
Stoff — Kraft — Geist	=	—.	30.
Ein bißchen Nächstenliebe	=	—.	10.
Die angebliche Unsterblichkeit der Seele	=	—.	30.
Was wir wollen	=	—.	10.
Lehre und Leben eines Ketzers	=	—.	30.
Die freche Reaktion	=	—.	20.
Der Nationalitätsdünkel	=	—.	20.
Katechismus der Menschenpflichten (für Kon- fessionslose)	=	1.	20.
Zum Genossenschaftswesen (von Joh. Most)	=	—.	10.
Blätter für geistigen Fortschritt			
I. Band brochirt	=	3.	—.
gebunden	=	3.	75.
II. = brochirt	=	2.	—.
gebunden	=	2.	75.
III. = brochirt	=	3.	60.
gebunden	=	4.	60.
IV. = lose	=	4.	—.

25 3 4 5
^a
21

Der
moderne Spiritismus

in

historischer, wissenschaftlicher und religiöser
Beziehung

dargestellt und beurtheilt

von

Hr. Dehninger.

Das Recht der Uebersetzung behält sich Autor und Verleger vor.

1,00.

Augsburg.

Verlag von Richard Preyß.

1880.

173

Handbuch der Philosophie

historischer, wissenschaftlicher und religiöser
Begriffung

von
Johann Gottlieb Fichte

in
zwei Bänden

Das Rechte der Philosophie besteht im Guten und Nützlichen

Leipzig

bei
C. C. Meinhold

1795

3. 4. 5.

Inhalt.

	Seite.
I. Der amerikanische Spiritismus	1
II. Der französische Spiritismus	14
III. Die englischen Spiritualisten	27
IV. Der Spiritismus in Deutschland	35
V. Wissenschaftliche Theorien	41
VI. Spiritistische Moral und Religion	57
VII. Schlußurtheil	65

Inhalt

I	Der amerikanische Staat	1
II	Der französische Staat	11
III	Die englische Verfassung	27
IV	Der Staat in Deutschland	33
V	Die politische Theorie	41
VI	Die Geschichte des Rechts und der Politik	51
VII	Die Verfassung	63

I.

Der amerikanische Spiritismus.

Dem Charakter unserer Zeit, welche sich in den größten Gegensätzen gefällt, ist es ganz angemessen, daß unter ihren zahlreichen Tagesfragen auch der sogenannte Spiritismus erscheint, jenes methodische Experimentiren und Sichbefassen mit Erscheinungen, welche in hohem Grade mystisch sind, zur Nachtseite der Natur gehören und aller natürlichen und herrschenden Ansicht der Dinge widersprechen, ja sogar als eigentliche Geistererscheinungen sich qualifiziren sollen. Die Wucht, womit die Forschung vieler und selbst berühmter Gelehrten in den letzten Jahren auch in Deutschland sich auf diesen Gegenstand geworfen hat, muß nicht wenig überraschen und befremden, nachdem die ungeheure Mehrzahl der Gebildeten ihn als einen glücklich überwundenen Aberglauben von der Tagesordnung ihrer Interessen und Verhandlungen längst entfernt hat. Wenn Männer wie die Philosophen Ulrichi und J. H. Fichte den Spiritismus zu einer wissenschaftlichen Frage zu erheben anfangen, wie in ihren neuesten Schriften geschehen ist, so darf man ja wohl von vornherein annehmen, daß da wohl beglaubigte Thatsachen zu Grunde liegen müssen. Welcher gediegene Forscher von gutem Ruf würde sonst durch Beschäftigung mit dieser heiklen

Frage seinen Namen bloßstellen, da es noch immer nach der Anschauung unserer gebildeten Welt den schlechtesten Geschmack verräth, öffentlich davon im Ernste auch nur zu reden! Sehen wir denn die Zeitererscheinung, die man unter dem Namen des Spiritismus begreift, etwas näher an und suchen wir es geschichtlich zu verfolgen, wie sie allmählig Sache der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden ist.

Der neueste Spiritismus, im Unterschied von ähnlichen verwandten Erscheinungen früherer Zeiten, datirt, wenn wir nicht irren, aus dem Jahre 1848 und hat seinen Ursprung in Nordamerika. Er begann mit Klopflauten und dem sogenannten Tischrücken. Den Anfang machten Erlebnisse einer Familie Fox in Rochestre im Staate New-York. Die beiden sensitiven Töchter Lea und Katie Fox hörten immer wiederholte eigenthümliche Klopflaute im Holzgetäfel der Wand ihres Schlafgemaches. Die Sache wurde von den Familiengliedern und andern Besuchern auf's gründlichste untersucht, wobei auch die amtliche Behörde thätig war; aber die Klopflaute, welche nun von immer mehr Personen gehört wurden, ließen mit allen begleitenden Umständen keine natürliche Erklärung zu. „Durch Deutung dieser Klopflaute, in welchen man eine gewisse intelligente Absicht zu finden glaubte, soll sich ergeben haben, daß im Hause 5 Jahre zuvor ein Mord begangen worden und daß der noch nicht zur Ruhe gelangte Geist des Ermordeten der Urheber jener Laute sei; es war dies ein Hausirer, der im Hause übernachtet, dann aber spurlos verschwunden und seitdem verschollen war. Durch Signale wurde auf die Stelle gedeutet, wo im Keller der Leichnam verscharrt sei. In der That fand man daselbst in einer Tiefe von 6 bis 7 Fuß Reste eines menschlichen Leichnams; auch ergab es sich in der Folge,

daß ein Mann dieses Namens wirklich existirt habe und verschollen sei. Die Sache machte großes Aufsehen; drei Untersuchungskomités erklärten, die Laute rührten nicht von der Familie Fox selbst her. Da stürmte der hohe und niedere Pöbel die öffentlichen Gebäude in Rochestre, wo die Mädchen Fox sich befanden und die Polizei mußte die zitternden Kinder, um sie vor Mißhandlungen zu schützen, nach Hause begleiten.“ —

Nun vermehrten sich derartige Kundgebungen. Die Klopfsgeister siedelten aus den Wänden in Schränke, Kommoden, Klaviere und Tische über. Es begann die Manie des Tischrückens und des Befragens der Tische, wobei der Fragende durch alphabetisch einfallendes Klopfen seine Antwort erhielt — eine Wahrsagerkunst, welche schon Tertullian um das Jahr 200 gekannt zu haben scheint, indem er in seinem Apologetikum Kap. 23. schreibt: „Die Magier würdigen die Seelen der Verstorbenen herab und nehmen die Dämonen zu Hülfe, durch welche es etwas gewöhnliches geworden ist, daß selbst Tische weissagen.“ — Die Manie wurde bald allgemein und immer mehr ausgebildet. Es kamen sogenannte Medien auf, besonders sensitive Personen, deren die citirten Geister sich bedienten, um auch durch Schreiben sich mitzutheilen. Ja es fanden sich selbständige originale Geisterschriften, ohne Vermittlung einer menschlichen Hand in diesen Circeln zu Stande gebracht, bis endlich sichtbare und fühlbare Körperphänomene sich zeigten, die sogenannten Materialisationen, das Erscheinen verleiblichter Spirits in ganz oder theilweise sichtbarer und betastbarer Gestalt. Es bildeten sich spiri-
tistische Circel, in welchen diese Dinge methodisch getrieben wurden; in den nächsten Jahren schon bestanden in Philadelphia allein 300 solcher Circel, und gegenwärtig

soll die Zahl der Anhänger des Spiritismus in Nordamerika auf 10 Millionen gestiegen sein, darunter bekannte und berühmte Namen. Diese spiritistische Partei stand in Kampf und Gegensatz einerseits gegen den Materialismus, anderseits gegen den in zahlreiche Sekten zersplitterten Kirchenglauben und wollte „als eine dritte Partei sowohl die trostlose Lebensöde des Materialismus als die blindgläubige Geistesstumpfheit einer gewissen Orthodorie“ überwinden, indem sie sich anheischig machte, ein Positives, zugleich Erfassbares und durch Erfahrung Festzustellendes zu bieten. Schon im Anfang der Bewegung wurde den Senatsmitgliedern in Washington ein Memorial zur Prüfung dieses Geisterglaubens eingereicht und der Antrag gestellt, eine wissenschaftliche Prüfungskommission niederzusetzen zur Entscheidung der Frage: ob bei jenen Kundgebungen abgeschiedene Geister oder ob zur Zeit noch unbekannte physische Kräfte die Ursache seien. Ein entscheidendes Urtheil blieb, wie zu erwarten, aus, da eine wissenschaftliche Kommission nicht die Autorität einer richterlichen Behörde haben kann, wie Fichte bemerkt.

Unter den berühmt gewordenen Vertretern des amerikanischen Spiritismus sind in erster Linie zu nennen: der Richter Edmonds, der Professor Hare, Andr. Jackson Davis, der Verfasser der harmonischen Philosophie, die er aus spiritistischer Eingebung geschrieben haben will, und der in deutscher Wissenschaft herangebildete Dr. Blöde zu Brooklyn.

John Worth Edmonds soll ein Mann von hervorragendem Werth sein. Er war sogar Präsident des Senates in New-York. Als Oberaufseher des Gefängniswesens machte er auf diesem Gebiet große Verbesserungen. Er wird gewöhnlich Richter Edmonds genannt, weil er

schließlich zum Obergerichter des höchsten Gerichtshofes des Staates New-York ernannt wurde. Dieses ist die höchste richterliche Stelle im Staat. Er hatte sie 6 Jahre lang inne und verzichtete dann darauf in Folge des öffentlichen Geschreies, das sich wider ihn erhob, als bekannt wurde, daß er von der Wahrheit des Spiritismus überzeugt worden war. Seitdem wirkte er wieder als Rechtsanwalt. Edmonds hat sich mit dem Spiritismus eingelassen in der Absicht, den großen Betrug, den er damit im Spiele glaubte, zu entdecken und bloßzustellen. Aber er machte Erfahrungen ganz anderer Art und fühlte dann die Verpflichtung, das Resultat seiner Forschungen bekannt zu machen, was er in seinem Buche über „Geistermanifestationen“ gethan hat (deutsch: Leipzig 1873). Er sagt, bei dieser Veröffentlichung leite ihn u. a. „das Verlangen, Andern eine Kenntniß mitzutheilen, welche, defß bin ich gewiß, sie nur glücklicher und besser machen kann.“ Folgende sind einige der Erfahrungen, die Richter Edmonds in dem genannten Buche erzählt. „Am 23. April 1851 war ich Theilnehmer einer Gesellschaft von 9 Personen, die rings um einen Tisch saßen. Da wurde vor den offenen Augen Aller der Tisch wenigstens einen Fuß hoch vom Boden emporgehoben und rückwärts und vorwärts so leicht geschüttelt wie ein Becher in der Hand. Einige von der Gesellschaft versuchten ihn durch ihre Kraftanstrengung festzuhalten, aber vergeblich; so zogen wir uns alle von dem Tisch zurück und sahen den schweren Mahagonitisch in der Luft schweben.“ Bei der nächsten Sitzung begegnete ihm eine Menge außerordentlicher Phänomene. „Während ich in einer Ecke stand, wo Niemand meine Tasche erreichen konnte, fühlte ich eine Hand in dieselbe geschoben und fand nachher 6 Knoten in mein

Taschentuch gebunden. Eine Bassgeige ward ferner in meine Hand gelegt, mit ihrem Boden auf meinem Fuße ruhend und dann gespielt. Meine Person wurde wiederholt berührt. Ich fühlte auf einem meiner Arme den scheinbaren Griff einer eisernen Hand. Ich empfand deutlich Daumen und Finger, die innere Handfläche und den Ballen des Daumens, und sie hielt mich mit einer Kraft fest, der ich vergebens zu enttrinnen strebte. Mit meiner andern Hand fühlte ich rings um die Stelle, wo der Druck stattfand und überzeugte mich, daß es keine irdische Hand war, die mich so fest hielt, noch auch in der That sein konnte, denn ich war unter diesem Griff so kraftlos wie eine Fliege unter dem Griff meiner Hand.“ —

Edmonds berichtet ferner von Fällen der Intelligenz und Kenntniß der unsichtbaren Macht, daß während seiner Reise nach Central-Amerika seine Freunde in New-York durch geistige Rundgebungen fast täglich über seinen Zustand unterrichtet waren. Nach seiner Rückkehr verglich er sein eigenes Tagebuch mit ihren Notizen und fand, daß sie genau den Tag gewußt haben, an dem er landete, Tage, an denen er sich unwohl oder gesund befunden u. s. w. Dieses wird, schreibt Edmonds, eine allgemeine Vorstellung geben von dem, wovon ich 2 oder 3mal wöchentlich mehr als ein Jahr lang Zeuge war. Ich glaubte nicht etwa, weil ich eine Bestätigung meiner eigenen Vorstellungen suchen wollte. Ich kämpfte gegen meine Ueberzeugung. Ich habe nicht unterlassen, die Vorsichtsmaßregeln mitzutheilen, die ich traf, um mich gegen selbsteigene oder Anderer Täuschung zu schützen. Es genügt, zu sagen, daß ich in dieser Hinsicht nichts unterließ, was mein Scharfsinn nur erdenken konnte. Es war keine List zu verfänglich für mich, um nicht meine

Zuflucht zu ihr zu nehmen, keine Frage zu eindringlich, um sie nicht zu stellen. Wallace stellt hier die Frage, ob Richter Edmonds nicht dennoch über diese Thatsachen getäuscht worden, ob er nicht etwa wahnsinnig sein könnte? — und beantwortet sie selbst mit den Worten: „Doch er befindet sich noch immer in seiner rechtsanwaltlichen Praxis und genießt den höchsten Ruf eines Rechtskundigen.“ — Edmonds war zugleich eines der vielen Beispiele, wo Krankheiten durch sogenannte Heilmedien geheilt werden. Darüber schreibt er selbst: „30 Jahre war ich kränklich und hatte gelegentliche Anfälle von langem und schwerem Kranksein. In dieser Zeit wurde ich auf verschiedene Krankheiten behandelt. Mein letztes heftiges Kranksein war 1854, wo ich 4 Monate so krank war, daß man stündlich meinen Tod erwartete. Da kamen die Geister mir zu Hülfe und diagnostizirten meine Krankheit, wie kein Arzt sie vermuthete. Ich mußte nach einem 200 englische Meilen entfernten Medium senden, und durch dieses verordneten die Geister mir das Mittel, das mir eine Gesundheit verschafft hat, wie ich sie seit 40 Jahren nicht genossen.“ Beispiele solcher Heilungen von verschiedenen Krankheiten wie Krebs, Blindheit u. a. sollen in spiritistischen Kreisen viele vorkommen. So bezeugt der deutsche Spiritist Dr. Epp in seiner Seelenkunde (1866) öffentlich, daß ihn der Geist des großen Pathologen Schönlein in seiner Praxis noch nie im Stiche gelassen habe. —

Nicht minder merkwürdig sind die Beispiele, die Edmonds über das Reden in fremden Sprachen anführt. Meine eigene Tochter, sagt er, spricht außer dem Englischen nur noch französisch; gleichwohl hat sie durch Einwirkung verschiedener Geister griechisch, latein, italienisch, portugiesisch, spanisch, polnisch, ungarisch und in einigen

Solcher Wunder!

Spiritist über Spiritist!

indianischen Mundarten gesprochen. Es handelt sich hier um Dinge, die vor hunderten von Zeugen vorgegangen sind. Daß ein anderes Ich bei diesen fremdsprachlichen Mittheilungen thätig sei als das Medium selbst, — bemerkt Edmonds — geht aus Folgendem hervor: 1) Die Sprache ist dem Medium unbekannt, gleichwohl kann es sich in derselben so deutlich ausdrücken, daß es von Sprachkundigen verstanden wird. 2) Das Medium weiß den fremdsprachlich ausgedrückten Gedanken zuweilen nicht. 3) Das Medium hat Kenntnisse, wissenschaftliche Einsicht und zeigt Künste, deren es in gewöhnlichem Zustand nicht fähig ist. 4) Es offenbart Geheimnisse, die ihm sonst unbekannt sind. 5) Es spricht Gefühle und Gedanken aus, die mit seinen eigenen ganz in Widerspruch stehn, und gebraucht Ausdrücke, die es sonst nicht versteht. 6) Es prophezeit Ereignisse, die dann wirklich vorkommen, Vorfälle, zu welchen es in gar keiner Beziehung steht. 7) Es hält Vorträge, die weit über seine Fähigkeiten hinaus gehen. 8) Endlich ist das Medium unfähig, irgend etwas nach Belieben zu thun, sondern bloß, wenn es unter dem Einfluß der unsichtbaren Intelligenz steht.

Ein anderer Hauptvertreter des amerikanischen Spiritismus ist der Dr. med. Rob. Hare, emer. Professor der Chemie an der Universität von Pennsylvanien. Er zeichnete sich, wie Wallace berichtet, durch eine Anzahl wichtiger Entdeckungen aus und war der Verfasser von mehr als 150 wissenschaftlichen Abhandlungen. Im Jahr 1853 wurde er auf das Tischrücken aufmerksam und erfand einen Apparat, der, wie er erwartete, schließlich beweisen würde, daß keine andere Kraft als nur die der am Tische befindlichen Personen dabei im Spiele wäre. Das Resultat war nicht das erwartete; er wurde zu dem Glauben

gezwungen, daß außermenschliche Existenzen und Intelligenzen mit ihm verkehrten. Professor Hare's Buch: „Experimentelle Untersuchungen über Geistermanifestationen“ hat schon 5 Auflagen erlebt (Deutsch von Wittig, Leipzig 1871). Hier sei daraus nur das angeführt, was der „Geist Hare“ (Professor Hare's Vater) über die Vertikalität des Jenseits mittheilt. Die Anschauung ist geocentrisch und unterscheidet von dem höchsten Himmel der vollendeten Wesen und von der Erde als ein Drittes Mittleres den abgestuften Himmel, in dem sich die Geisterwelt bewegt, die mit den Menschen verkehrt. Dieser abgestufte Himmel liegt zwischen 12 und 24 deutsche Meilen über der Erdoberfläche und ist, mit Einschluß der Wohnung der Sterblichen auf der Erdoberfläche, in 7 concentrische Kreise oder Sphären eingetheilt. Die unterste oder rudimentale Sphäre ist also die der Menschen; dann kommen die 6 geistigen, wovon der Hades oder die Hölle die nächste Stufe ist, räumlich ebenso groß als alle 5 weiteren und Bleibstätte für alle sinnlichen, böswilligen und selbstischen Wesen. Die Spiritisten erinnern hier an die paulinische Anschauung: „Wir haben mit den bösen Geistern unter dem Himmel zu kämpfen.“ Ephes. 6, 12. „Diese Sphären, sagt der Geist Hare, haben wir jenseits aufwärts und vorwärts zu durchsteigen, indem unsere Weisheit und Liebe immer vollkommener und reiner sich ausgestaltet, ehe wir in den höchsten Himmel gelangen und unter die dienenden Engel der Gottheit aufgenommen werden. Die Sphären sind Abbilder der Erde und immer reizender gestaltet, je höher sie liegen. Es gibt in der Geisterwelt, nach spiritistischen Aussagen, Berge, Ebenen, Flüsse, Gärten, Weinberge, Früchte und Ernten, Thiere, Gold, Silber, Paläste, Mobilien, Geschäfte, Bedienungen &c.

Unsere Kleidung ist aus phosphoreszirenden Principien gebildet und wir haben die Kraft, die Strahlen entweder zu absorbiren oder zu reflektiren, weshalb wir von Hellsehenden in verschiedenen Graden des Glanzes erblickt werden.“ Dem Einwurfe, daß diese ganze Geisterwelt ja nicht sichtbar und darum eine Utopie sei, begegnen die Spiritisten theils mit der Verweisung auf die vierte Dimension, die der Gegenstand der Forschungen des Leipziger Professors Zöllner ist, theils mit der Bemerkung, daß die fünf menschlichen Sinne schon für die Erforschung der bereits bekannten Imponderabilien viel zu plump seien, geschweige für die sublimen Substanzen der ätherischen Wesen.

Unter den Amerikanern verdient hier noch genannt zu werden Robert Dale Owen, ehemaliges Kongreßmitglied und amerikanischer Gesandter in Neapel, der in seinem Werke: „Hallende Tritte an der Grenze einer andern Welt“ aus dem Gebiete übernatürlicher Erscheinungen eine wohlgeordnete und verbürgte Reihe von Thatsachen zusammengestellt hat. Wie Wallace meint, hätte dieses Buch mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wenn es etwa betitelt worden wäre: „Kritische Untersuchungen über den Beweis des Uebernatürlichen.“ Owen ist, bemerkt Wallace, durch sein ganzes Leben ein mit sich selbst übereinstimmender Philosoph gewesen und seine Schriften zeigen ihn als gut unterrichtet, logisch und überaus vorsichtig in der Annahme von Zeugnissen. Seine Berichte sind mit Akten und Dokumenten wohl gestützt, und vieles Gehörte ließ er sich an Ort und Stelle von den Betreffenden persönlich constatiren. Aus Owens Buch führt Wallace in seiner „wissenschaftlichen Ansicht des Uebernatürlichen“ namentlich drei merkwürdige Fälle an.

Der Gattin des in Indien befindlichen Capitains Wheaterost erscheint in Cambridge in wachem Zustand in der Nacht des 14. Nov. 1857 die Gestalt ihres abwesenden Gemahls, die Hand auf die Brust gepreßt, mit verworrenem Haar und ganz bleichem Antlitz, die Augen voll auf sie gerichtet, mit dem Ausdruck großer Gemüthsbewegung, alles deutlich wie jemals im Leben. Er schien Anstrengung zum Reden zu machen, aber es kam kein Laut hervor. Eine volle Minute blieb die Gestalt sichtbar und verschwand sodann. Sie schief nicht wieder ein in jener Nacht. Am Morgen erzählte sie Alles und sprach die Befürchtung aus, ihr Mann möchte verwundet oder getödtet sein. Nach einiger Zeit kam ein Telegramm, Capitain Wheaterost sei am 15. Nov. 1857 vor Lukuow getödtet worden; das gleiche Datum war in der amtlichen Todesanzeige des Kriegsministeriums angegeben. Weil aber die Erscheinung schon am 14. Nov. stattgefunden hatte, glaubte die Wittwe, das Datum müsse nicht richtig sein, und es stellte sich in der Folge mit Gewißheit heraus, daß der Capitain wirklich am Nachmittag des 14. Nov. gefallen war. — In einem alten Herrenhaus in der Grafschaft Kent, das Mrs. R. neu bezogen hatte, wurden 1857 alle Hausbewohner durch Klopfen und Löne wie von Fußtritten erschreckt und sahen schließlich öfter in verschiedenen Theilen des Hauses ein ältliches Paar, immer bei Tageslicht. Einer Miß S. theilten sie mit, sie hätten dieses Haus früher besessen und ihr Name sei Children. Sie erschienen traurig und niedergeschlagen und sagten, daß sie ihr Eigenthum fast vergöttert hätten und sich nun beunruhigt fühlten, weil daselbe nun ganz aus ihrer Familie in die Hände Fremder gekommen wäre. Der Name Children war allen unbekannt;

Selbstwahrnehmung sind auf andern! sehr wichtig
 Hauptanweisung des Befehlshabers und des jenseitigen
 Hauptbefehlshabers in die Löhne zu werfen.

erst in Folge von Nachforschungen, an welchen Herr Owen sich selbst betheiligte, ergab es sich, daß hundert Jahre früher das Gut im Besitz eines Richard Children gewesen, der auf demselben, ganz wie die Erscheinung angegeben hatte, im Jahre 1753 verstorben war. — Im Weiteren berichtet Owen von übernatürlichen Störungen in der Pfarrei Cideville in Frankreich im Winter 1850 - 51, welche ähnlich wie die zu Rochestre im Jahre 1848 Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit und amtlicher Verhöre wurden, wobei sogar der Tisch, an dem der untersuchende Bürgermeister saß, sich von selbst hinwegbewegte, trotz aller Bemühungen, ihn festzuhalten. —

Die ganze Bewegung des Spiritismus nahm in Amerika einen gewissen religiösen Charakter an und war bemüht, sich als eine neue, durch Wissenschaft und Erfahrung geläuterte Religion dem Materialismus und dem bisherigen Kirchenglauben entgegenzusetzen. Im Jahr 1868 hielt in Rochestre die Nationalconvention der Spiritisten ihre fünfte Sitzung und stellte in 19 Grundsätzen ihr Glaubensbekenntniß auf, dessen Hauptgedanken folgende sind: 1) Fortwährend umgibt uns ein Geisterreich, bevölkert von den abgeschiedenen Seelen der guten und der bösen Menschen. 2) Diese vermögen mit den Lebenden in Verkehr zu treten, suchen ihn auch zuweilen in heilsamer oder in böser Absicht. 3) In allen ist jedoch das Streben vorhanden, sich zum höchsten Geiste aufzuschwingen, das nicht bloß schaffendes Weltprincip, sondern liebender Vater ist. —

Ueber Wesen und Bedeutung des Spiritismus hat der obengenannte, rühmlich bekannte Amerikaner Dr. Blöde von Brooklyn in der Zeitschrift „Die Gegenwart“ (Berlin, 1877, Bd. XI.) Rechenschaft abgelegt. Blöde erblickt in

der spiritistischen Lehre die Grundlage für einen neuen, wahrhaften und nach allen Richtungen hin durchgreifenden Fortschritt der Menschheit. Denn sie sei eine rein geistige Bewegung, völlig ebenbürtig der Entstehung der Weltreligionen und der Epoche machenden philosophischen Weltanschauungen. Dabei entspreche sie zugleich dem dringendsten Bedürfnis der Zeit. Denn sie allein habe die entscheidenden Waffen gegen den überwuchernden Materialismus in ihrer Gewalt. Sie sei nämlich nicht Theorie, metaphysische Träumerei, sondern ihre Grundlage seien Thatsachen und das Experiment. Ihre Hauptaufgabe sei die Wiederherstellung des der Kultur Menschheit verlorengegangenen Bewußtseins ihres Zusammenhangs und ihrer Einheit mit einem geistigen Universum, das sich zum materiellen Universum, dem natürlichen Weltall verhalte, wie die Ursache zur Wirkung, wie das Wesen zur Erscheinung sich verhält. Die nächste Bedingung zur Wiederherstellung jener idealen Ansicht sei — nicht der Glaube an, — sondern das durch thatächlichen Beweis erlangte Wissen von der Fortdauer des geistigen Einzelwesens über die flüchtige Erscheinung des natürlichen Lebens hinaus. Dieses Wissen zum Gemeingut der Menschen zu machen, sei die große Aufgabe des modernen Spiritismus, und darin liege zugleich das Geheimnis seiner unerhört raschen und universellen Verbreitung über die Erde. Seine Hauptpflege gehöre dem Schooß der Familie an. Dr. Blöde's Manifest in der „Gegenwart“ schließt mit der Mahnung, der Spiritismus verlange von seinen Gegnern nur Gerechtigkeit, d. h. vorurtheilslose Prüfung. Die Gegner mögen bedenken, daß der Spiritismus nicht auf Spekulation und Theorie beruhe, sondern auf der festen Grundlage der Thatsachen und des Experiments; auf diesem Wege seien alle wissen-

schäftlichen Untersucher ohne Ausnahme zu überzeugten Anhängern und Bertheidigern des Spiritismus geworden.

II.

Der französische Spiritismus.

Aus Amerika kam die Bewegung nach Europa. In Frankreich fand sie einen Hauptvertreter in dem Baron Ludwig v. Güldenstube, einem Schweden, der sich meist in Paris aufhielt. Im Winter 1869—70 lebte er mit seiner Schwester Julie vorübergehend in Stuttgart und trat mit dem Tübinger J. H. Fichte, dessen anthropologische Schriften er gelesen, in näheren Verkehr. Darüber schreibt Fichte: „Der gewissenhafte Ernst, mit welchem Baron v. Güldenstube sein Leben nicht minder wie sein Vermögen den großen Zwecken widmete, die überzeugende Ruhe, mit welcher er von seinen und seiner Schwester Erfahrungen sprach, ebenso dasjenige, was sich einfach und ungesucht vor meinen wachen Sinnen ereignete, ohne Apparat und ohne Vorbereitung in meinen eigenen Gemächern, machten jeden Gedanken an Betrug oder beabsichtigte Täuschung geradezu lächerlich.“ — Bei andern hervorragenden Vertretern des französischen Spiritismus, besonders bei Allan Kardec und Adolphe v. Bay, sehen wir besonders die Lehre von der Reincarnation angenommen. Letztere hat diesen Glauben bis in's Ueberschwängliche ausgebildet. Professor Berty in Bern zeigt (in seinem „jetzigen Spiritualismus“, Leipzig 1877), wie sie die religiösen Eindrücke der Jugend zu Visionen ihrer Phantasie gestaltet und objectivirt hat. Es ist dies nur eines von den vielen Beispielen, welche zeigen, wie subjective Phantasiebilder

der sensitiven Personen unwillkürlich mitwirken in die objective Anregung hinein, welche der Vision doch zu Grunde liegen kann. Daß in anderer Beziehung zugleich ein Objectives anzunehmen sei, das sich für die Seherin in untrennbarer Weise mit der eigenen That verbunden habe, dafür gibt Perty ausreichende Belege. —

Baron v. Güldenstube ist Verfasser des Buches: „Positive Pneumatologie, die Realität der Geisterwelt sowie die Phänomene der direkten Schrift der Geister, historische Uebersicht des Spiritualismus aller Zeiten und Völker“, — welches Buch zuerst französisch, dann auch deutsch und in 2. Auflage von seiner Schwester Julie v. Güldenstube herausgegeben worden ist. Es ist dies ein merkwürdiges und interessantes Buch, doch weniger durch lichtvolle methodische Anordnung des Stoffes, als durch große Belesenheit in den Schriften der Griechen und Römer und der Religionen des Orients und durch eine Menge historischer Notizen befriedigend. Güldenstube vertrat in Frankreich den edleren „Spiritualismus“, im Gegensatz zu dem „Spiritismus“ des Allan Kardec, welcher sich in der Lehre der Präexistenz und Seelenwanderung gefällt, den Geistern wie Dienern glaubt schellen zu können, um sie um sich zu haben, und besonders darauf ausgeht, sogenannte Materialisationen von Geistern zu bekommen. Nachdem Baron v. Güldenstube einmal auf die Erscheinungen des Magnetismus und Hellsehens aufmerksam geworden war, erzielte er bald, es war im Jahre 1856, merkwürdige Resultate; die Tische folgten seinem Willen unbedingt und bewegten sich nach jeder beliebigen Richtung hin, gleich lebenden Wesen, ohne alle Berührung schwebten sie in der Luft. Auch sein Freund Graf d'Arches wirkte auf leblose Gegenstände und brachte sogar, vorübergehend

an der Sicht leidend, „mit Hülfe seines Familien=Genius“ die Klingeln aller Thüren des Herrn v. Guldensstubbe in heftige Bewegung, wenn er nicht selbst zu diesem kommen konnte, aber den lebhaften Wunsch hatte, jenen zu sehen. Dieses Klingeln sei oft gehört und auch von vielen namhaften Zeugen beim Baron v. Guldensstubbe gesehen worden, wie dieser bezeugt. „Uebrigens, bemerkt derselbe, offenbaren diese Phänomene wohl die Wirklichkeit geheimer Kräfte, aber sie beweisen nicht hinlänglich die Existenz unsichtbarer, von unserm Willen und unserer Einbildungskraft unabhängiger Vernunftwesen. Um die Realität der Geisterwelt zu beweisen, bedarf es eines objectiven, directen, intelligenten und zugleich materiellen Phänomens, das von unserer Subjectivität ganz unabhängig ist.“ Ein solches Phänomen ist nun die sogenannte directe Geisterschrift, deren Entdeckung Herr v. Guldensstubbe im August 1856 gemacht hat und auf welche er sich nicht wenig zu gute thut. Schon oft hatte Herr v. Guldensstubbe in seinem verschlossenen Kiste auf reinem, vorher unbeschriebenem Papier fremde Schriftzüge gefunden. Nun wurden in dieser Richtung förmliche Experimente gemacht, reines Papier mit einer Bleifeder in ein Kästchen gelegt, dieses verschlossen und der Schlüssel dem Grafen d'Durches übergeben. Am 13. August erzielten sie 30 Geisterschriften, indem die verborgene Seite des Papiers, das auf einen Glastisch gelegt war, ohne Menschenhand beschrieben wurde, — und am 14. August fand man in jenem Kästchen mehr als zehn Geisterschriften. Damit begnügte sich aber Graf d'Durches nicht; er verlangte eine Antwort in directer Geisterschrift auf eine von ihm gestellte und auf ein Blatt Papier geschriebene Frage, durch welche er nach dem in 1 Joh. IV angegebenen Kennzeichen wissen wollte, ob es

Selbst Versuche: - Brief für Herrn Grafen

ein guter oder böser Geist sei. Da sah man denn bei hellem Kerzenlicht in französischer Sprache auf demselben Blatt und unter den Augen des Grafen d'Urches die Worte sich bilden: „Ich bekenne Jesum im Fleisch — Je confesse Jesus en chair“ unterzeichnet mit dem Namen des Vaters des Herrn von Guldenshubbe, mit dessen dem Sohn wohlbekannten Schriftzügen. Im Anhang der „Positiven Pneumatologie“ erscheint dieses Facsimile als erste von den dreißig Geister-Handschriften, die hier veröffentlicht sind. In der Folge sahen nun 250 namhafte Zeugen, meist aus gebildeten und höheren Ständen, welche im Buche zum Theil namentlich angeführt sind, solche Schriftzüge bei hellem Tages- oder Kerzenlicht sich bilden, und von Guldenshubbe will über 2000 solche Geisterschriften besitzen. Er sagt u. A.: „Der Kreis unserer jenseitigen Bekanntschaften dehnte sich allmählig aus. Die Sitzungen und Experimente wurden überflüssig, außer wenn man Ungläubige überzeugen wollte. Die Geister besuchten uns gleich unsern irdischen Freunden, ohne eingeladen zu sein. Die Schutzgeister und Familien-Genien besuchten uns täglich. Sie schrieben lange Episteln und ertheilten freundschaftliche Rathschläge.“

Diese Geisterschriften haben in Paris ungeheures Aufsehen erregt. An verschiedenen Orten wurden sie entgegengenommen, besonders an solchen, an denen die Geister vorgaben sich gerne aufzuhalten. Franz I. manifestirte sich gerne in Fontainebleau, während Ludwig XV und Marie Antoinette oft die Gärten von Trianon umschwebten. Auch in der Königsgruft von St. Denys, in dem Museum des Louvre und im Versailler Schloß wurden erfolgreiche Versuche gemacht, bis Napoleon III dem Baron diese Orte verschloß, ähnlich wie damals der

Papst das berühmte amerikanische Medium Hume aus Rom vertrieb. Nach alter und neuer Lehre der Nekromanten sollen es ja besonders die Gräber sein, sowie die Lieblings-Schauplätze früherer Thätigkeit, wo sich die Abgeschiedenen besonders gerne kundgeben. Nach den alten Rabbinen umschweben die Seelen besonders im ersten Jahr nach dem Tode, nach Anschauung der alten Egypter bis zur Verwesung die Stätte ihrer verlassenen Hülle, was mit Veranlassung gewesen sein soll; durch Einbalsamirung der Verwesung zu wehren. Auf diese Sympathie und Gegenwart der Verstorbenen werden viele Mirakel zurückgeführt, die an Grabstätten geschehen sein sollen, so jene häufigen am Grabe des Priesters Paris zu Paris im 18. Jahrhundert, mit welchen seiner Zeit selbst ein Skeptiker wie David Hume sich abzufinden genöthigt sah. Auch Plato glaubt (Phädon 80), daß Seelen, die ihre sinnlichen Neigungen nicht ablegen, längere Zeit ihre Gräber umschweben, „weil die sinnlichen Leidenschaften die Seele wie mit einem Nagel an den Körper heften und sie selbst fast körperlich machen.“ Man hat die Entstehung der Geisterschriften schon versucht, auf das menschliche Medium selbst zurückzuführen und von einer fluidistisch verlängerten und unbewußt schreibenden Hand der gegenwärtigen Personen gesprochen, um die Sache einigermaßen zu erklären. Guldenslubbe macht aber dagegen, um die Schrift als von Geistern kommend zu erhärten, geltend, daß das Medium dabei in der größten Passivität sich verhalte, daß die Identität der Handschriften der Verstorbenen unmöglich auf die Lebenden zurückgeführt werden könne und daß bei Anlaß dieser Geisterschriften von den Medien oft die Gestalten der betreffenden Verstorbenen gesehen

werden. Gldenstbbe erklärt die Sache anders und sagt, der Wille der Geister wirke auf die Materie, allerdings nicht ohne die Vermittlung eines subtilen ätherischen Körpers, welcher eine elektrische Strömung auf den Gegenstand (Papier und dergl.) bewirke, wodurch die Schriftzüge zum Vorschein kämen, ähnlich wie das Bild auf der Platte des Photographen durch das Sonnenlicht. Da Medien unentbehrlich sind und diese bei den direkten Geisterschriften wie überhaupt bei allen spiritistischen Rundgebungen in ihrer Nervenkraft sehr erschöpft, ja schließlich krank werden, so ist die Annahme ohne Zweifel richtig, daß die Geister aus der Organisation der Medien gewisse Lebens-Materien ziehen, vermittelt deren sie jene scheinbaren Schöpfungen zu Stande bringen.

Gldenstbbe's „positive Pneumatologie“, deren erste Auflage seiner Zeit schon Hengstenberg in der evangelischen Kirchenzeitung besprochen hat, enthält unstreitig viel werthvolles historisches und philosophisches Material. Sie bekämpft mit Eifer die materialistische Verjudung unseres Zeitalters, den Verfall der Wissenschaft in Folge des herrschenden Sensualismus in der Naturforschung und der skeptischen Haltung der historischen Kritik. Das Infusionsthierchen sei das einzige unsichtbare Wesen, das die moderne Naturforschung noch anerkenne, während die Welt der bersinnlichen Ursachen und Plato's Typen und Prototypen vergessen seien. Selbst in der Theologie der Neuzeit wimmle es von migen Discussionen und leeren oratorischen Uebungen, und in der Orthodorie herrsche ein todter Glaube, der weder Kranke heile noch sonst Wunder thue. Gldenstbbe hat das Verdienst, in seinem Buche auf alle Weise auf die Inspiration hingewiesen zu haben, welche nach Plato die Quelle alles Dessen ist.

was schön und erhaben ist in der Praxis, in Poesie und Kunst, ja selbst in der Philosophie, weil der Mensch nur vermittelt der *συνείδησις*, der Conscientia, der tiefsten Concentration und Einigung des innersten Bewußtseins mit der höheren Welt mit dieser in Verkehr treten und also in intellektueller Anschauung die reinen geistigen Ursachen der Weltordnung erfassen kann. Auch ist es zu schätzen, wenn Gölndenstubbe sagt, er rufe nie einen bestimmten Geist auf, daß ihn nicht der Vorwurf eigentlicher Nekromantie, geflissentlicher Todtenbefragung treffe. —

Bei all' dem ist aber der Eindruck, welchen das Buch auf den unbefangenen Betrachter macht, doch ein sehr gemischter. Ein bedenklicher Synkretismus herrscht in demselben vor; da werden Buddha, Zoroaster, Konfuzius, Pythagoras, Christus und Appollonius von Tyana, die Sibyllen, Israels Propheten und das delphische Orakel, Plato und Swedenborg, Bibel und Koran, Christenthum und Heidenthum, gar seltsam durcheinander geworfen und in allem Stimmen der Offenbarung, d. h. bei Gölndenstubbe, Stimmen der Geister abvernommen. Die besondere Offenbarung wird herabgesetzt und die allgemeine, das Hereinleuchten der Wahrheit in der Heidenwelt ungebührlich überschätzt. Es ist ja wohl auch eine Wahrheit darin, wenn Zwingli sagt, Plato und Seneca hätten auch aus Gott geredet; aber diese Lichtstrahlen in der Heidenwelt sind denn doch der Offenbarung Gottes nach welcher ein Plato so sehr verlangte, und welche dann in der Menschwerdung des Sohnes Gottes der Welt das wahre Licht brachte, nicht von Ferne gleichzustellen. Es ist eine bedenkliche Verirrung, freilich den Neigungen der jetzigen gelehrten Welt ganz entsprechend, wenn v. Gölndenstubbe vom himmlischen Ursprung aller Religionen

redet, wenn er Lucas 1, 70 ganz allgemein versteht: „Zu allen Zeiten und überall hat es heilige Propheten gegeben,“ und wenn er ausruft: „Kommt das Heil denn allein von Nazareth? Liegen die Keime des Christenthums nicht ebenso gut im griechisch-römischen Polytheismus wie in der Religion Israels?“ Das Eigenthümliche des Christenthums kommt da nicht zum Recht. Im Gegentheil, Hauptwahrheiten unseres Glaubens werden verworfen: Die Gottheit Christi, die Versöhnung, die leibhafte Auferstehung des Herrn und das zukünftige Gericht. Bei aller Berufung auf die Bibel, deren Uebereinstimmung mit den Lehren des Spiritismus nachzuweisen man auf jener Seite sehr bemüht ist, wird von dieser Norm unseres Glaubens ein Gebrauch gemacht, der sehr verdächtig ist. Wenn Grundwahrheiten verworfen werden, so haben erbauliche Ausdrücke, die neben hergehen, wenig Beweiskraft; die Quelle ist unrein. Allerdings ist, wie v. Gölldenstube betont, die göttliche Offenbarung nicht etwas abgeschlossenes, und die Menschheit empfängt nach Augustins Ausdruck die Belehrungen des Himmels wie ein einzelner Mensch fortschreitend nach den Altersstufen. Doch geschieht die Auferbauung auf dem einmal gelegten Grunde, der nicht verrückt werden darf, und soll kein anderes Evangelium gepredigt werden, selbst nicht von einem Engel vom Himmel, als das welches Christus seinen Aposteln anvertraut hat, und sind wir angewiesen, das Anvertraute zu bewahren, bis Er wieder kommt. Zur rechten Treue gehört auch sorgfältige und entschiedene Abweisung alles Fremdartigen, und hier nimmt es B. v. Gölldenstube wie überhaupt der Spiritismus, sehr ungenau. Unkritisch und widerstandslos lauscht man den Inspirationen einer Geisterwelt, die man so ziemlich in Bausch und

Bogen für gute Geister und berufene Lehrer nimmt, so unnatürlich und unmotivirt auch ihr Auftreten, so unge-reimt oft auch ihre Aussagen sind. Und um sich dieser Offenbarungssucht unbefangener überlassen zu dürfen und nicht durch den Gedanken beunruhigt zu werden, es möchten vielleicht Dämonen im Spiele sein, nicht die be-treffenden Abgestorbenen, — verwirft man von vornherein die Lehre des Christenthums, daß es böse Geister, Dämonen oder Teufel gebe und spottet über die „Dä-monophobie (Teufelsfurcht) der einfältigen Orthodoxen.“ Durch das ganze Buch Guldenslubbe's hindurch zieht sich die Klage über die Furcht vor Dämonen, welche neben der materialistischen Skepsis das Haupthinderniß sei, daß die Segnungen des Spiritismus sich nicht mehr aus-breiten können. Die Geister wollen nicht für unreine Geister gehalten werden und darum fliehen sie die Gegen-wart solcher orthodoxen Teufelsgläubiger viel mehr als die ungläubiger Skeptiker. Zwar wird, wohl in Folge zahlreicher Fälle von Täuschung, zugegeben, daß Vorsicht nöthig sei und die Identität der Geister controlirt werden müsse, indem es auch lügnerische und neckische Geister gebe, welche gern mit großen Namen prunken. Aber ist auch die Täuschung in gewissen Fällen handgreiflich, wie z. B. wenn eine schlechte Dichtung unterschoben wird, um sich als „Geist Schillers“ zu qualifiziren, — wie will man die Kontrolle üben in den übrigen Fällen? Ist die Identität deshalb bewiesen, wenn keine handgreifliche Lüge oder Thorheit ausgesagt und eine gewisse Ver-wandtschaft zwischen der vermeintlichen abgeschiedenen Person und der Kundgebung besteht? In den „spiri-tistischen Geständnissen eines evangelischen Geistlichen“ (Leipzig, 1877) erzählt der Verfasser Gentzel eine Thatsache,

welche nach seiner Meinung von Jedem Anerkennung
ertrogen werde, der für Belehrung und Gründe noch zu-
gänglich ist. „Am 20. April 1859 wurde in einem
magnetischen Verein Berlins von dem Generallieutenant
v. W. nach bezüglichen andern Fragen der Wunsch aus-
gedrückt, Napoleon I, der „hohe Herr und Meister“
möge selbst sprechen. Darauf erfolgte folgende mit
„Napoleon“ unterzeichnete Antwort: „Ihr wollt wohl
von mir Taktik lernen? Mit viel kleinen Haufen eine
große Armee schlagen, ist ein Hauptprincip. Ich sagte
einst: Der Mensch denkt und ich lenke. Heute kann man
aber sagen: Mein Better (Napoleon III) denkt und
Deutschland wird lenken.“ Diese Aeußerung ist aller-
dings nicht erst post eventum geschrieben und etwa
1871 gedruckt, sondern schon 1859 veröffentlicht worden
in der Schrift: Hornung, die neuesten Manifestationen
aus der Geisterwelt, (Berlin 1859); daß sie aber nicht
eine ganz andere Quelle haben könne, als die Autorschaft
Napoleons I., ist mit nichten bewiesen. Es bleibt dabei:
Täuschung, Lüge und Nachäfferei waren von Anfang das
Hauptmittel, wodurch der Feind in die Werke Gottes und
in die Reihen der Knechte Christi Verwirrung und Abfall
zu bringen gesucht hat. Es ist daher höchst ungerech-
fertigt und unchristlich, wenn man im Interesse einer
vermeintlich reineren Religion die Existenz Satans und
seiner Engel leugnet, da doch Christus gekommen ist, die
Werke des Teufels zu zerstören“ (1 Joh. 3, 8) und
wenn man gegen Götter und Genien und alle Arten
von Dämonen äußerst tolerant ist, da doch St. Paulus
schreibt: „Ihr könnet nicht zugleich trinken des Herrn
Kelch und den Kelch der Dämonen; ihr könnet nicht
zugleich theilhaft sein des Herrn Tisches und des Tisches

der Dämonen; 1 Kor. 10, 20, 21. Der Tempel des lebendigen Gottes in welchem Gott wohnen und wandeln will, hat keine Gleiche mit den Götzen und es gilt daher, da wir so große Verheißungen des Geistes der Gnade und Herrlichkeit haben, daß wir uns auch von aller Befleckung des Geistes reinigen und den Spott der Dämonenfurcht nicht fürchten. 2 Kor. VI und VII. Die Dämonophobie soll nach Guldenshubbe im Herzen die Sympathie für die übernatürliche Welt entwurzeln und die Himmelsleiter zerbrechen, welche die Erde mit dem Himmel verbindet. Als ob diese Geister Himmelsleiter und Mittler wären und nicht Er allein, der das Vorbild der Jakobsleiter auf Seine einzige Person bezogen hat! Joh. I. Die einzige uns erlaubte Verbindung mit der übernatürlichen Welt ist die durch Christus, Sein Wort, Sein Sakrament, das Gebet in Seinem Namen, die Handreichung Seiner Diener. Jeder andere Anknüpfungsversuch außerhalb dieser heiligen Ordnung ist uns Christen verpönt. Herr von Guldenshubbe beruft sich auf den Kanon Benedikts XIV. in dessen Schrift über die Kanonisation der Heiligen, dem zu Folge bei ächten Offenbarungen folgende Charakterzüge sich finden sollen: 1. christlicher Charakter und Wandel der Träger dieser Offenbarungen. 2. Der Inhalt muß zur Ehre Gottes und zum Wohl der Menschen dienen. 3. Die Offenbarung muß sich auf Gott allein beziehen. 4. Die Absicht muß nicht eine weltliche sein, weder Fürstengunst noch den Beifall der Welt im Auge haben. Aber gerade diesem Kanon wird im Spiritismus nicht Genüge geleistet. Es mögen wohl edle und rechtschaffene Männer und Frauen, ja sogar religiöse Persönlichkeiten unter seinen Vertretern sein; doch sehen wir sehr viele dieser Vertreter

des Spiritismus eine dem Christenthum indifferente, ja feindliche Stellung einnehmen. Wie ferner eine Erscheinung zur Ehre Gottes dienen soll, in welcher es gleich wie im Polytheismus von Genien und Mittlern wimmelt und das Höchste Wesen hinter der Heerschaar aller dieser Offenbarungs-Dämonen ganz verschwindet, ist nicht einzusehen. Die Seele wird von dem Einen höchsten Gut und von den Geboten des HErrn abgezogen, Aufmerksamkeit, Verehrung und Anhänglichkeit auf Creaturen hingerichtet. Doch zum Heil der in Materialismus und pessimistische Hoffnungslosigkeit versunkenen Zeit soll diese ganze merkwürdige Erscheinung dienen! Davon wird weiter unten noch die Rede sein. Hier nur so viel: Durch solche vorwitzige Künste wird im Allgemeinen nicht das Leben in der Gnade des Heiligen Geistes, sondern eher ein titanischer Geist genährt, der die von Gott gesteckten Schranken nicht anerkennen, sondern überspringen will. Es ist etwas von jenem Faust'schen Geist, welcher spricht: „Darum hab' ich mich der Magie ergeben, daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält.“ Wenn auch Manche durch die merkwürdigen spiritistischen Thatsachen zum Glauben an eine andere Welt gekommen sind, so bleibt es eben doch ein Umweg, und zwar ein gefährlicher Umweg, und ein so gewonnener Glaube, wenn er nicht im wahren Christenthum seine Reinigung findet, ist, weil auf Mirakel gebaut, von zweideutigem und unfruchtbarem Charakter. Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubet ihr nicht! Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! Sie haben Moses und die Propheten, die sollen sie hören! — so spricht Christus unser HErr. — Mögen immerhin viele Wahrheiten in den Lehren und Offenbarungen des Spiritismus enthalten

sein, — um Lügen einzuschmuggeln, braucht es Wahrheit, welcher jene beigemischt werden, um sie gangbar zu machen und in Kurs zu bringen. Welch' starke Lügen und Entstellungen aber der christlichen Wahrheit und des apostolischen Zeugnisses hier vorkommen, haben wir schon gesehen. Ein Irrthum ist nicht kräftig, so lange der Irrthum schon auf den ersten Blick erkannt wird und obenan sitzt; aber kräftige Irrthümer wird Gott in den letzten Zeiten denen senden, die der Wahrheit Christi nicht gehorjam wurden, daß sie glauben der Lüge. So enthüllt es uns Paulus in seiner dunklen Prophetie von dem Abfall der Christenheit in den letzten Zeiten. Und mit dem kräftigen Irrthum werden sich Wunder der Lüge verbinden, bewirkt durch satanische Kräfte. 2 Thess. 2. Wunder sind an sich noch kein Beweis für die Göttlichkeit und Wahrheit einer Sache; die Wahrheit ist umgekehrt ein Zeichen der Aechtheit des Wunders. Es ist wichtig und nöthig besonders in unsern Tagen, wo das Wunder mit Macht in die Welt einzubrechen droht, an diesem Kanon festzuhalten. Zu allen Zeiten hat es auch profane Wunder gegeben, eine finstere Naturmystik, wie es eine heilige Mystik gibt. Mit der Uebernatürlichkeit einer Sache ist es noch nicht bewiesen, daß sie direkt von Gott oder auch nur von guten Geistern stamme. In dieser Anschauung sehen wir uns durch die Definition des Wortes „Wunder“ unterstützt, wie sie der englische Naturforscher Wallace gibt in seiner Widerlegung der Argumente Humes gegen das Wunder. Nachdem er gezeigt, daß Humes Definition (das Wunder sei eine Verletzung der Naturgesetze oder die Uebertretung eines Naturgesetzes durch den besonderen Willen der Gottheit) schlecht und unbrauchbar sei, definirt er: „Jede Handlung

oder jedes Ereigniß, das die Existenz und Wirksamkeit übermenschlicher Intelligenzen in sich schließt, nennen wir Wunder“ — wobei auch der Geist, wenn er sich außerhalb des menschlichen Körpers manifestirt, als eine von diesen übermenschlichen Intelligenzen betrachtet wird. (Vgl. Wallace, die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen S. 88). Wie die Menschen, so haben auch die Geister ihre Wirkungssphäre und Wirkungsweise. Ist diese bei den Dämonen im Ganzen auch eine schädliche, so sind doch auch Heilwunder denkbar und constatirt, welche aus solcher Quelle stammen, um die Menschen um so sicherer zu täuschen und vom Gehorsam Christi abzuziehen und es ist nicht ohne Grund, wenn Tertullian sagt: Dämones laedunt laesosque curant. — Die Dämonen schädigen zuerst die Gesundheit, um dann die Patienten zu heilen. Baron von Güldenstube citirt, um die spiritistischen Heilwunder zu legitimiren, die Stelle Jakobus V, 14 f., übersieht jedoch, daß wir, um geheilt zu werden, dort nicht an die Geister und ihre Medien, sondern an die Presbyter (Älteste) der christlichen Gemeinde, auf ihre Handauflegung und auf das gläubige Gebet im Namen Jesu gewiesen werden.

III.

Die englischen Spiritualisten.

Besonders wichtig sind die Vorfälle in England. „Der nüchternen, nur vor streng erwiesenen Thatsachen sich beugenden Denkweise dieser Nation gemäß, hat man alsbald an die Stelle des leeren Streits und der

Vorurtheile dafür oder dawider den Weg der Erfahrung des Experiments zu betreten gesucht, und da es sich zunächst auch um eigenthümliche physische Phänomene handelte, haben Physiker, darunter berühmte Namen, es nicht unter ihrer wissenschaftlichen Würde gehalten, den Gegenstand auf diesem Wege zu prüfen, um ihn einer so zu sagen physikalischen Controle zu unterwerfen.“ (Fichte). — Nachdem man in London im Jahre 1860 durch Daniel Hume, ein begabtes und merkwürdiges Medium, sowie durch andere in unentgeltlichen Sitzungen auf gewisse physikalische Phänomene, welche die „Geistererscheinungen“ begleiteten, aufmerksam geworden und besonders durch theilweise und vollständige Materialisationen in Erstaunen gesetzt worden war, nahm in der Folge die sogenannte „Dialektische Gesellschaft“ die Sache in die Hand. Dieser 1867 in London gestiftete „Verein freier Forscher“ hatte zu seinem Zwecke, Alles vorurtheilslos zu untersuchen, und konnte daher trotz seiner Abneigung gemäß seinem Princip auf die Anregung eines Arztes nicht umhin, ein Komite von dreißig Gesellschaftsmitgliedern zu bestellen, aus Gelehrten des ärztlichen, richterlichen und geistlichen Standes bestehend, welcher sich in Unter-Comites theilte, sodann alle Augenzeugen spiritistischer Erfahrungen öffentlich zu Mittheilungen vor der Kommission aufforderte, die Zeugen in's Kreuzverhör nahm und ihre Aussagen protokollierte. In dieser Weise forschte das Komite fast 2 Jahre, hatte von 35 glaubwürdigen Personen mündliche Zeugniaussagen, von 31 geschriebene Berichte, ohne daß irgend eine Fälschung oder ein Betrug entdeckt werden konnte. Der Bericht der dialektischen Gesellschaft liegt gedruckt vor. Dieselbe konnte sich zwar über ein gemeinsames Urtheil in keiner Weise einigen; indeß war

das Gesammtergebniß, wie der Bericht sagt, daß aus der Majorität der Zweifler eine entschiedene Majorität der Geistergläubigen geworden war.“ Da kommen Mittheilungen wie folgende vor. Ein Mr. Jones sagt aus: „Die Dinge, welche ich jetzt anführen will, ereigneten sich in meinem eigenen Hause und ein Bericht derselben ist von mir gedruckt und an 5000 Geistliche durch das ganze Land verschickt worden. Es war eines Freitags Abends am 17. Juli 1868 gegen 10 Uhr. Man denke sich mein Empfangszimmer 16' breit und 34' lang ohne eine Wandnische oder Armleuchter, einen schweren Spieltisch 4 $\frac{1}{2}$ ' im Durchmesser um welchen her 10 Stühle standen. Sieben derselben waren von Mr. Home, meiner 83jährigen Mutter, drei erwachsenen Töchtern, einem Sohn und mir eingenommen worden. Die andern drei Stühle blieben leer für meine verstorbene Frau, für meine verstorbene Tochter Marion und für meinen verstorbenen Sohn Walter. Ich hatte auf den Stuhl meiner Frau deren letztes Seidenkleid und Hut gelegt, auf meiner Tochter Stuhl das Flanellkleid, das sie am Tag vor ihrem Hinscheiden trug, und auf meines Sohnes Stuhl sein Halstuch und neues Testament. Es begab sich Folgendes: 1. Mein Accordeon gab Klopflaute, welche uns einen Lobgesang anzeigten. Hierauf wurde ein schmelzender, freudiger, jubelnder Lobgesang so brillant gespielt, daß er in uns Freude, Bewunderung und Dankbarkeit erregte. Keine menschliche Hand berührte die Tonklappen, aber wir sahen sie während des Lobgesanges sich gleich Sternen auf- und niederbewegen. 2. Als kurz darauf das Accordeon auf den Tisch niedergelegt war, erhob es sich sanft 4" hoch in die Luft und schwebte dort ungefähr 3 Fuß rings um den Tisch. 3. Die Familie sang: „Wer sind diese

weiß gekleidet“ und dann erhob sich meine Mutter mit dem Stuhl, auf dem sie saß körperlich dreimal in die Luft, wobei zuletzt ihre Kniee in gleicher Höhe mit dem Rande des Spieltisches waren, ihre Hände hielt sie über der Brust gefaltet. 4. Der Hut meiner verstorbenen Frau wurde von dem leeren Stuhle emporgehoben und auf die entgegengesetzte Seite zu meiner Tochter Edith getragen. 5. Der Stuhl meiner verstorbenen Frau sammt den darauf liegenden Kleidern hob sich hierauf in die Luft, neigte sich und lehnte sich an meiner Mutter Brust. Hierauf kehrte oder vielmehr schwebte der Stuhl an seinen Platz zurück. 6. Das Kleid auf dem Stuhle begann sich zu bewegen. Es erhob sich horizontal gleich einem lebenden Wesen und bewegte sich hinüber zu meiner Mutter Knieen, daß wir alle es sahen, dann ging es zu Mr. Home's Stuhl. 7. Der Stuhl meiner verstorbenen Tochter, welcher dem meinen zunächst stand und auf seiner Rücklehne das Flanellkleid trug, rückte näher zum Tische. Da aber nicht genug Raum vorhanden war, so stieß er lebhaft gegen meinen Stuhl und schob ihn ein wenig zur Seite, so daß er sich unter den andern Umsitzenden einreihen konnte. Wir alle sangen dann einen Vers ihres Lieblingsliedes: „Gieb den Winden deine Sorgen.“ — Noch andere weniger bedeutende Phänomene fanden statt und zuletzt erfolgten durch Klopflaute die Worte: „Gott segne euch alle!“ Wir sagten: „Amen. Gott segne euch ebenfalls!“ Hierauf erfolgte ein jubilirendes Klopfen aus dem Tische und Alles war zu Ende. Wir sangen noch das Lied: „Lobet Gott für allen Segen“ und schlossen die Sitzung.“ —

Auch die vielverhandelte Behauptung angeblicher Materialisationen der Geister wurden durch Zeugen

bestätigt. 14 Personen hatten Hände und menschliche Gestalten erscheinen sehen und hatten dieselbe berührt, 5 waren von unsichtbaren Wesen an Körperstellen berührt worden, nachdem sie vorher den Wunsch so berührt zu werden ausgesprochen hatten. 13 Zeugen hatten Menschen und schwere Körper mit Aufhebung ihrer Schwerkraft frei in der Luft schweben sehen u. s. w.

Unter den namhaften Gelehrten, welche in England sich für diese Sache erklärt haben, sind besonders der Physiker William Crookes, der Entdecker des Thallium und Erfinder des Radiometers, und der Zoologe Alfred Russel Wallace, der berühmte Freund und Mitarbeiter Darwins zu nennen. In seiner „wissenschaftlichen Ansicht des Uebernatürlichen“ führt letzterer eine ganze Liste berühmter Autoritäten auf, die mit ihm auf demselben Standpunkt stehen. Von Crookes ist das Buch: „Der Spiritualismus und die Wissenschaft, experimentelle Untersuchungen über die physische Kraft“ deutsch von Wittig, Leipzig 1872. Es war schließlich diesen Gelehrten hauptsächlich darum zu thun, die Existenz einer physischen Kraft zu erweisen, die zugleich physische Wirkungen hervorbringe und den doppelten Charakter habe, daß sie die gewöhnlichen Gesetze der Schwere aufhebe, dabei aber Intelligenz und Absicht zeige, indem jene Wirkungen unter der Leitung eines unsichtbaren Willens stehen. —

Liest man mit Aufmerksamkeit und Unbefangenheit ein solches Buch, wie das soeben genannte von Wallace, welches den Geist freier, unabhängiger Forschung athmet, ein Muster von Klarheit, schöner Diktion und überzeugender Schärfe ist und den hervorragenden Mann der Wissenschaft sogleich erkennen läßt, so muß man in die Worte des Cambridge'r Professors Challis einstimmen,

welcher ohne eigene Erfahrung die Thatsachen des Spiritismus doch geglaubt und öffentlich bekannt hat, indem er u. a. sagte: „Der Zeugnisse sind so zahlreiche und übereinstimmende gewesen, daß entweder die Thatsachen so, wie sie berichtet sind, zugestanden oder die Möglichkeit, Thatsachen überhaupt durch menschliches Zeugniß zu erhärten, aufgegeben werden muß.“ — Ähnlich drückt sich Görres, in Bezug auf gewisse andere wunderbare Thatsachen, in der Vorrede zum II. Band seiner „christlichen Mystik“ aus: „Leugnet mir, was die Be-theuerung der Besten und Glaubwürdigsten in allen Zeitaltern wiederholt festgestellt, und ich leugne euch die ganze Weltgeschichte bis zum Ende ab; ja selbst, was ihr mit eigenen Augen davon gesehen zu haben betheuert, gilt mir nichts, weil, wer Treue und Glauben an andern nicht ehrt, gleiche Ehrung auch für sich selbst nicht in Anspruch nehmen kann.“ Statt auf das Detail der einzelnen Experimente und Zeugnisse, welche in den Kreisen jener englischen Spiritisten vorgekommen sind, noch weiter einzugehen, konstatiren wir hier bloß summarisch die eine große Thatsache, welche Wallace folgendermaßen treffend und eindrucklich kennzeichnet:

„Die eine große alles Beweises fähige Thatsache ist diese: daß während der letzten 18 Jahre, in denen die Naturwissenschaft reizende Fortschritte gemacht und der wachsende Geist des Rationalismus zu einer ganz allgemeinen Bezweiflung aller Thatsachen von einem vermeintlich wunderbaren oder übernatürlichen Charakter geführt hat, eine beständig sich vermehrende Zahl von Personen ihren Glauben an die Existenz von Wesen der Art, wie wir sie bisher als eine bloße Möglichkeit zu erweisen gesucht haben, aufrecht erhalten. Alle diese

Personen erklären, daß sie direkte und oft wiederholte Beweise von der Existenz solcher Wesen erhalten haben. Die meisten von ihnen berichten uns, daß sie allen ihren früheren Begriffen und Vorurtheilen entgegen überzeugt worden seien. Sehr viele sind früher Materialisten gewesen, welche nicht an die Existenz irgend welcher, von einer sichtbaren, greifbaren Form losgelöster Wesen, noch an die fortdauernde Existenz des Menscheingeistes nach dem Tode glaubten. Im gegenwärtigen Augenblicke gibt es wenigstens 3 Millionen Personen in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas, welche für sie selbst befriedigende Beweise von der Existenz unsichtbarer Intelligenzen erhalten haben; und in diesem unserem Lande (England) gibt es viele Tausende, welche dasselbe erklären. Eine große Anzahl dieser Personen erhält beständig frische Beweise in den Privatziakeln ihrer eigenen Heimath, und man findet so viel Interesse an dem Gegenstande, daß zwei periodische Zeitschriften in dieser Stadt (London), mehrere auf dem Continente (in Frankreich, Deutschland und Italien) und eine sehr große Anzahl in Amerika erscheinen können, welche ausschließlich der Lehre über die Existenz dieser unsichtbaren Wesen und über die Mittel, mit ihnen in Verbindung zu treten, gewidmet sind. Eine nur kleine Forschung nach der Literatur des Gegenstandes, welche bereits sehr umfassend ist, enthüllt die erstaunliche Thatsache, daß dieses Wiederaufleben des sogenannten Supranaturalismus nicht etwa auf die Unwissenden oder Abergläubischen, oder bloß auf die niederen Klassen der Gesellschaft beschränkt ist. Im Gegentheil ist vielmehr unter den mittleren und höheren Ständen die größere Anzahl seiner Anhänger zu finden; und unter diesen, welche sich von der Wirklichkeit solcher Thatsachen,

welche immer zu den Wundern gezählt worden sind, überzeugt erklärt haben, giebt es eine Anzahl von schriftstellerischen, wissenschaftlichen und Standespersonen, welche bisher hohe Stellungen bekleidet und noch innehaben, über jede Zumuthung von Falschheit oder Trug erhaben sind und niemals Andeutungen von Wahnsinn gegeben haben. Auch ist dieser Glaube nicht nur auf eine religiöse Sekte oder Gesellschaft beschränkt. Im Gegentheil, Menschen aller Religionen, und von keiner Religion, sind zugleich in den Reihen der Gläubigen zu finden; und wie bereits erklärt worden ist, viele gänzliche Zweifler in Betreff der Existenz irgend welcher übermenschlicher Intelligenzen im Universum haben erklärt, daß sie durch die Kraft direkten Beweises, wenn auch gegen ihren Willen, zu dem Glauben gezwungen wurden, daß solche Wesen existiren.

Hier ist sicher eine in der Geschichte des menschlichen Geistes ganz einzige Erscheinung. Bei Erforschung der Zeugnisse ähnlicher Wunder während vergangener Zeitalter haben wir viel auf Rechnung der früheren Erziehung und des fast allgemein vorherrschenden Glaubens an die Möglichkeit und häufige Wiederkehr von Wundern und übernatürlichen Erscheinungen zu setzen. Heut zu Tage ist es eine notorische Thatsache, daß unter den gebildeten Klassen und besonders unter den Forschern der Medizin und Naturwissenschaft, der Skeptizismus über dergleichen Gegenstände fast allgemein ist. Aber was als die außerordentlichste Thatsache von allen, und zwar als eine solche erscheint, welche als im absoluten Widerspruche mit jeder Theorie des Betrugs, des heimlichen Einverständnisses oder der Selbsttäuschung zu stehen scheint, ist, daß während der 18 Jahre, welche seit dem Wiederaufleben

des Glaubens an das Uebernatürliche in Amerika verflossen sind, nicht ein einziges Individuum den Gegenstand sorgfältig erforscht hat, ohne die Realität der Erscheinungen anzunehmen, und daß, während Tausende zu dem Glauben bekehrt worden sind, nicht ein einziger Anhänger desselben jemals wieder von demselben zurück bekehrt worden ist.“ Wallace, Wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen, Leipzig 1874 S. 14 ff. —

Man sieht, wie viel es auf sich hat, wenn behauptet worden ist, die Geister seien überall mit Einführung des Gases verbannt worden, oder die Unmöglichkeit des Wunders sei längst eine ausgemachte Sache. —

IV.

Der Spiritismus in Deutschland.

In Deutschland hat der Spiritismus wenigstens literarisch einen Hauptvertreter gefunden in dem russischen Staatsrath Alexander Aksakof, auf dessen Kosten in Leipzig eine Bibliothek des Spiritismus in 12 Bänden erschienen ist, welchem Werke als eine Hauptquelle für spiritistische Forschungen die „Psychischen Studien“ zur Seite stehen; eine monatliche Zeitschrift mit Aufsätzen, Berichten und Abhandlungen von Fichte, Zöllner, Hoffmann und anderen Gelehrten. Leipzig, Oswald Neuge.

Es ging lange, bis die deutsche gelehrte Welt sich ernstlicher mit dem Spiritismus befaßt hat. In ein neues Stadium kam die Sache in Deutschland erst, als der Astraphysiker Zöllner, Professor in Leipzig, bekannt durch seine genialen Studien über Photometrie und

Electrodynamik, sich veranlaßt sah, die Mithülfe irgend eines begabten, spiritistischen Mediums zu gewiffen für seine Forschungen unentbehrlichen Experimenten zu suchen. Ein solches Medium fand sich in der Person des Amerikaners Dr. Glade. Glade ist Doktor der Medicin und hat seine einträgliche Stellung als Arzt erst nach Entdeckung seiner Mediumeneigenschaft aufgegeben, um sich ganz dem Studium, der Verbreitung und Bewahrheitung des Spiritismus zu widmen. Zöllner hält ihn für einen ehrenwerthen, betrügerischer Absichten unfähigen, Mann. Was nun zu Tage gefördert worden ist in den zwölf Sitzungen, welche Professor Zöllner in dem Beisein berühmter Kollegen, wie des Psychophysikers Fechner, des Elektrikers Weber aus Göttingen, des Mathematikers Scheibner von Leipzig, zusammen mit Dr. Glade gehalten hat, ist höchst merkwürdig und schon dadurch von Bedeutung, daß bei den stattgefundenen Experimenten alles geschehen ist, um jeden Verdacht wissenschaftlicher oder unwissenschaftlicher Täuschung im Keime zu ersticken. Indem Autoritäten wie die genannten einstimmig für die wissenschaftliche Gültigkeit der spiritistischen Thatsachen sich verbürgen, kann nach dem Erachten des Philosophen Ulrich keine Frage mehr sein, daß der Spiritismus die Dignität einer wissenschaftlichen Frage gewonnen hat. Zöllner hat die Resultate jener 12 Sitzungen in seinen „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ Leipzig 1878 veröffentlicht. In denselben werden u. a. folgende vornämlich physische Phänomene berichtet.

Es ward von Professor Weber ein mit Glas verschlossener Kompaß auf den Tisch gestellt. Nach 5 Minuten begann die Nadel heftig zu schwingen in Bogen von 40—60°, bis sie sich schließlich mehrmals im Kreise herumdrehte.

Als Glade vom Tisch aufstand und zum Fenster ging, hörten diese Bewegungen der Magnetnadel auf. — Hierbei könnte man an ein Fernwirken der Seele, der psychischen Kraft denken, ähnlich wie bei Hellseherinnen ein Fernsehen ohne Vermittlung der Sinne stattfindet. Die Sonnam-
bule Auguste Kachler in Dresden soll durch bloße Fixirung des Blicks die Nadel eines Kompasses abgelenkt haben, mit vielmaliger Wiederholung. — Doch wir kehren zu den Sitzungen Zöllners zurück. Ein merkwürdiges Experiment, welches den Ruf Glade's vorzugsweise begründet hat, ist das mit dem selbstschreibenden Schieferstift. Es wurde von Zöllner in Gegenwart seiner Freunde und Glade's öfter angestellt. Er erzählt: Am 13. Dezember 1877 wurden zwei von mir selbst gekaufte, mit Zeichen versehene und sorgfältig gereinigte Schiefertafeln mit einem dicken Bindfaden kreuzweis fest zusammengebunden; nachdem zuvor ein Schieferchen von einem neuen Stift dazwischen gelegt worden war. Die Tafel wurde in meinem Zimmer auf den Tisch gelegt. Während nun Weber, Glade und ich am Tisch saßen, mit mathematischen Experimenten beschäftigt, wobei unsere Hände auf dem Tisch lagen, diejenigen Glade's über 2 Fuß von der Tafel entfernt, begann es plötzlich zwischen den unberührten Tafeln sehr laut zu schreiben. Als wir die Tafel trennten, waren auf der innern Seite englische Zeilen zu lesen. Ein andermal lasen wir, nachdem der Stift allen vernehmbar wieder geschrieben hatte und darauf die Tafeln getrennt worden waren, die Worte: „Die Wahrheit wird allen Irrthum überwinden.“ Schon dieses Experiment, sagt Zöllner, das auch in Gegenwart von Professor Fechner, Scheibner und anderer Kollegen wiederholt worden ist, muß meines Erachtens jeden Un-

- befangenen überzeugen, daß hier von Taschenspielererei nicht die Rede sein kann. — Ein besonderes Gewicht legt Zöllner auf das Experiment der Schürzung von Knoten in einen endlosen Bindfaden. Er erzählt: die Dicke des von mir gekauften neuen Bindfadens betrug 1 Millimeter. Die Länge, bevor die Schlingen in demselben geschürzt waren, 148 Centimeter. Die Enden dieser Schnur wurden durch einen gewöhnlichen Knoten zusammengeknüpft, alsdann die freien Enden des Knotens auf ein Stück Papier gelegt und auf demselben mit gewöhnlichem Siegelack gesiegelt. Vier solche Bindfaden, die wir selbst in Abwesenheit des Herrn Glade geknüpft und gesiegelt hatten, nahmen wir in die Sitzung, einen derselben legte ich mir so um den Hals, daß das Siegel auf der Vorderseite meines Körpers herabhing und von mir stets beobachtet werden konnte. Glade's Hände waren jederzeit frei sichtbar. Mittlerweile waren auf solche Weise vier nicht stark angezogene Knoten, lose, knotenförmige Verschlingungen an dem Bindfaden entstanden, ohne daß das Siegel an den Enden aufgelöst worden wäre. (Siehe die photographische Abbildung in den „Psychischen Studien“ 1879, Heft III zur Abhandlung: Weitere Experimente zur Metaphysik des Raumes von Prof. Dr. R. F. Zöllner.) — In einer Sitzung ertönte plötzlich ein heftiger Knall. Als wir erschrocken aufblickten, fiel der Schirm des im Zimmer befindlichen Bettes auseinander. Glade, befragt, was das zu bedeuten habe, bemerkte, daß solche Phänomene zuweilen, doch selten in seiner Gegenwart vorkämen. Noch während er dieß sagte, warf er ein Stückchen Schieferstift auf den Spieltisch, legte eine gereinigte Schiefertafel über den Stift und presste die Tafel gegen den Tisch. Es begann auf der innern Seite der Tafel zu schreiben, und

als man die Tafel aufdeckte, stand in englischer Sprache der Satz: „Es war nicht unsere Absicht, euch zu kränken; entschuldigt das Vorgefallene.“ — Die in diesen Sitzungen spiritistisch bewirkten Veränderungen sind bleibend erzeugte Wirkungen gewesen und es können die betreffenden Gegenstände jederzeit bei Prof. Zöllner eingesehen und untersucht werden. — Zu den berichteten Erscheinungen gehört auch das Verschwinden und Wiedererscheinen von Gegenständen u. a., sogar eines Tisches, der trotz aller Bemühungen im ganzen Zimmer nicht mehr zu bemerken war, bis er plötzlich auf die Platte des Spieltisches herabschwebte. In dasselbe Gebiet gehört auch ein anderes sehr eigenthümliches Vorkommniß. Zöllner hatte 2 Schneckenmuscheln so auf den Tisch gelegt, daß die kleinere von der größeren ganz verdeckt wurde. Als Glade nun in der gewöhnlichen Weise eine Tafel unter den Tischrand hielt, um Schrift darauf zu erhalten, klapperte plötzlich etwas auf der Tafel, wie wenn ein harter Körper daraufgefallen wäre. Als die Tafel zur Besichtigung hervorgezogen wurde, lag auf derselben die kleinere Schneckenmuschel. Da die beiden Muscheln in der Mitte des Tisches unberührt und von mir beobachtet gelegen hatten, so war hier das oft beobachtete Phänomen der Durchdringung der Materie durch eine überraschende, physikalische Erscheinung bestätigt. Ich ergriff die auf der Tafel liegende Schnecke und hätte sie fast wieder fallen lassen, so stark hatte sich dieselbe erhitzt.“ (Siehe Zöllner, wissenschaftliche Abhandlungen II 2, 926). — Endlich war Zöllner mit seinen Freunden auch mehrmals Zeuge der sogenannten Materialisationen oder Incorporationen, d. h. von plötzlichen Erscheinungen einzelner menschlicher Gliedmassen, namentlich menschlich gestalteter Hände. Einmal tauchte

plötzlich eine große Hand unter dem Tischrand vor Zöllner auf. Alle Finger bewegten sich schnell und ich konnte sie 2 Minuten genau beobachten. Die Farbe der Hand war etwas fahl und spielte schwach in's Olivengrüne. Während ich Glade's Hände stets vor mir auf dem Tische liegen sah, stieg die erwähnte Hand plötzlich pfeilschnell noch höher und umfaßte mit kräftigen Druck meinen linken Oberarm über eine Minute lang, worauf sie verschwand."

— Es kam sogar vor, um den Beweis von der Existenz solcher Hände noch augenscheinlicher zu machen, daß ein mit Mehl gefülltes Gefäß unter den Tisch gestellt und gegen die „Spirits“ der Wunsch geäußert wurde, sie möchten, ehe sie uns betasteten, zunächst ihre Hände in das Mehl stecken. Auch dies geschah. „Während Herrn Glade's Hände stets sichtbar auf dem Tische sich befanden fühlte ich plötzlich mein rechtes Knie von einer großen Hand eine Sekunde lang umfaßt und gedrückt und in demselben Augenblick wurde ohne sichtbare Berührung der Mehltopf etwa 4 Fuß hervorgeschoben. Auf dem Bein Kleid hatte ich den Mehlabdruck einer großen, mächtigen Hand, und auf der Mehloberfläche des Napfes waren vertieft der Daumen und die 4 Finger mit allen Feinheiten der Structur und Falten der Haut abgedrückt. Die Hände Glade's zeigten nicht die geringsten Spuren von Mehl; auch erwiesen sie sich beträchtlich kleiner, als der Abdruck im Mehl." — Solche „Geisterhände“ sind auch anderwärts oft beobachtet worden. Laut „Beweis des Glaubens“ Augustheft 1878 berichtet ein Herr Damiani: „Ich habe oft Geisterhände in meinem Griff gehalten. Nie waren sie mit einem entsprechenden Körper verbunden Sie waren nicht so warm wie menschliche Hände und gewöhnlich weicher in ihrer Textur. Ihre Berührung hat

gewöhnlich ein Erzittern durch meinen Körper verbreitet, ähnlich einer leichten elektrischen Erschütterung. Sie pflegten hinzuschmelzen und sich in der meinigen aufzulösen. Ich habe diese Hände oft gesehen. Sie sind gemeiniglich schön an Form, bisweilen blaß und undurchsichtig, bisweilen wieder rosig und durchschimmernd.“ Ein anderer vergleicht ihre Berührung mit derjenigen eines Luft gefüllten Handschuhes.

V.

Wissenschaftliche Theorien.

Es war nothwendig, auf die fraglichen Phänomene spezieller einzugehen, damit man weiß, um was es sich handelt, wenn von modernem Spiritismus gesprochen wird. Aber nun die Beurtheilung dieser räthselhaften Erscheinung? Diese ist keine leichte Sache. Es möchte uns fast gehen wie Lessing, welcher, als vor hundert Jahren in Niedersachsen eine Klopfgeschichte ungeheures Aufsehen machte, zu Reisewitz sagte: Bei dieser Geschichte geht unser ganzes Latein aus! — Darf man überhaupt von einer wissenschaftlichen Bedeutung des Spiritismus reden? Diese Frage ist schon dadurch bejaht, daß wir so viele namhafte Männer der Wissenschaft aus verschiedenen Ländern mit der Sache ernsthaft sich befassen sehen. Allerdings verhält sich weitaus die Mehrzahl der Gelehrten und Gebildeten ablehnend oder ignoriert die ganze Frage. Den Grund hievon findet Ulrici theils in der Unerklärlichkeit dieser Dinge, theils, und noch mehr in ihrem offenbaren Widerspruch gegen die herrschenden

naturwissenschaftlichen Grundbegriffe und Theoreme. Und hierin, in diesem Widerspruch, finden wir das erste Moment der wissenschaftlichen Bedeutung des Spiritismus. Er hilft die herrschende mechanische, materialistische Naturerklärung stürzen, indem diese zur Erklärung dieser Erscheinungen, auch wenn man in ihnen noch keineswegs Einwirkungen einer Geisterwelt erblickt, durchaus nicht ausreicht. Wenn sich auch alle diese spiritischen Erscheinungen durch das Wirken bloß natürlicher Kräfte erklären ließen so wäre dieses doch kein bloß rein mechanisches, mit blinder, an die Atome gebundener Nothwendigkeit geschehendes Wirken, sondern die Aeußerung einer „physischen Kraft“, wie die Engländer sie nennen; die Kräfte stehen im Dienste eines bewußten Willens, erweisen sich den gewöhnlichen physischen und chemischen Kräften als übermächtig und wirken, wiewohl psychischen Ursprungs, doch gestaltend auf die Materie, und zwar nicht bloß auf eine organisch verbundene Materie, sondern auch über den leiblichen Organismus hinaus, ohne Vermittlung dieser Organe. — Der Spiritismus gehört daher in die Reihe jener zu wenig gewürdigten Thatsachen, welche der mechanischen Naturauffassung ein Halt gebieten und eine „transcendentale Physik“ voraussetzen, wo die Existenz und Kraft des Geistes zum Rechte kommt. Eine solche dynamische Naturauffassung sehen wir übrigens schon längere Zeit in der Wissenschaft angebahnt, philosophisch besonders durch Baader und in der klassischen Anthropologie von J. H. Fichte. Es konnte nicht anders sein, es mußte in der Naturwissenschaft, in welcher eine gräuliche materialistische Dogmenwirthschaft zu herrschen angefangen hatte, eine Reaktion eintreten, wie sie sich besonders auf den deutschen Naturforscher = Versammlungen der letzten Jahre

bereits kund gegeben hat. Auf der 45. Versammlung 1872 in Leipzig war es, daß der Berliner Professor Dubois-Reymond seine berühmte Ignorabimus-Rede hielt über die Grenzen des Naturerkennens; als unübersteigliche Grenzen des menschlichen Erkennens bezeichnet er: 1. das Wesen und den Zusammenhang von Materie und Kraft. 2. das Wesen des menschlichen Bewußtseins. — In München 1877 auf der 50. Versammlung deutscher Naturforscher war es, daß Virchow jene Rede hielt über die „Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat,“ welche auf Seite der Häckelianer so große Erbitterung hervorgerufen hat, weil sie die Unwissenschaftlichkeit, das hypothetische und phantastische der neuesten Descendenzlehre und monistischen Seelentheorie an den Pranger stellte und zur Rückkehr zur besonnenen, nüchternen Forschung mahnte. Man braucht in der That nicht viel von Häckels Schriften gelesen zu haben, um zu sehen, welcher großen Antheil im Gegensatz zu selbstverleugnendem, logischem Verfahren die Phantasie an den materialistischen Theorien hat. Nicht nur das Resultat, z. B. der Cellular-Psychologie mit der sogenannten Zellseele, sondern ebenso die Methode, wie man jene Resultate erhärten will, macht einem bei ruhiger Prüfung geradezu den Eindruck des Unsinnns. — Darum sind in gewisser Beziehung Experimente und Erscheinungen zu begrüßen, welche aller mechanischen, entgeisteten Erklärung spotten, und solcher Art sind eben die spiritistischen Thatsachen. Sie sind schon deshalb von Berth im Kampfe gegen den Materialismus, weil dabei der Weg exakter Forschung und Erfahrung betreten und die Methode des Experimentirens beobachtet wird. Wenn Fichte bedauert, daß man in England, wie auch in Deutschland zu sehr den Weg physischer Experimente betreten

habe und auf der Basis physischer Erscheinungen den Spiritismus aufzubauen wolle, was nicht statthaft sei, weil der Werth und die Würde des Spiritismus im geistigen, psychischen und transcendenten Gebiet liege und nur dann moralischen und religiösen Werth habe, wenn er nicht im Materiellen sich verliere, — so begreifen wir seine Sorge, müssen aber doch denjenigen beistimmen, welche im Gegensatz dazu betonen, daß nur auf der Grundlage exakter Experimente der Spiritismus wissenschaftliche Bedeutung erlangen könne. Die mit allen Sinnen wissenschaftlich geprüften und zur Gewißheit erhobenen Phänomene sind es, welche einigermaßen es verbürgen, daß man es in dieser Sache nicht mit Sinnestäuschungen, Hallucinationen und bloßen subjectiven Visionen zu thun hat. Ohne solche physikalische Experimente, wie sie namentlich Professor Zöllner und die Leipziger Physiker angestellt und veröffentlicht haben, würde das Vorurtheil des Aberglaubens und der Täuschung zum Voraus auf der Sache liegen bleiben. Natürlich werden die „Zionswächter der Aufklärung“ so wie so gegen den wieder auflebenden Aberglauben ihren Protest erheben. Ihnen aber gibt Fichte zu bedenken, daß es ebenso einen Aberglauben kritischer Verneinung gibt, als sein Gegenteil, eine voreilige Gläubigkeit. Beide schaden nach A. von Humboldt gleich sehr der Schärfe der Untersuchung; nur mit dem Unterschied, daß das abergläubige Verneinen, verstockt und bildungsfeindlich wie es ist, den Antrieb der Forschung ertödtet, während der naive Aberglaube, je seltsamer er gestaltet ist, um so mehr die Prüfung herausfordert und zu vollgenügender Erklärung jenes Räthselhaften hindrängt.“

Eine vollgenügende Erklärung der spiritistischen That-
sachen liegt nun freilich nicht vor. Doch sind verschiedene

Versuche dazu gemacht worden, welche mehr oder weniger befriedigen; alle aber gehen von einer dynamischen Natur- und Weltanschauung aus, welche den Grund des Lebens nicht im Stoff, sondern in der Kraft und im Geiste sucht. Der Materialismus kann sich nicht anders behelfen, als daß er alle jene Erscheinungen, trotz ihrer vollkommenen Beglaubigung, schlechtweg leugnet. Was nun jene Erklärungsversuche betrifft, so erwähnen wir zunächst die eigenthümliche Annahme eines „vierdimensionalen Raumes.“ Unsere Sinne kennen bekanntlich nur drei Dimensionen. Aber schon bei Plato, Kant, dem Mathematiker Euler sollen sich Andeutungen finden, daß ein Raum von mehr als drei Dimensionen denkbar sei. Zöllner war schon vor seinen spiritistischen Experimenten durch anderweitige Forschungen auf diese Annahme geführt worden und glaubt nun damit für manche Erscheinungen des Spiritismus, wie das Verschwinden und Wieder sichtbarwerden gewisser Gegenstände, die dann in die vierte Dimension versetzt würden, einen Erklärungsgrund gefunden zu haben. Uns ist diese ganze Hypothese selbst noch zu mystisch und zu dunkel, als daß sie uns ein Erklärungsgrund für mystische Thatsachen sein könnte.

Sodann hat man zur elektro-magnetischen Kraft seine Zuflucht genommen. Manche Erscheinungen, besonders physikalische, möchten auf dieselbe zurückzuführen sein. „Bekanntlich besitzen Elektrizität und Magnetismus eine bewegende Kraft, die stark genug ist, die Atome, Moleküle, ja ganze Körpermassen nicht nur zu verbinden und zusammenzuhalten, sondern auch zu trennen und zu zerreißen. Warum sollten sie nicht auch jene „Durchdringung der Materie“ bewirken können, die in den Zöllner'schen Sitzungen beobachtet worden ist und etwa denkbar ist, wenn man annimmt, daß die Moleküle des einen

Körpers, der Muschel, stark zusammengedrängt, die des andern, des Tisches, dagegen ebenso stark von einander entfernt werden und dadurch jenem einen Durchgang durch diesen eröffnen.“ (Ulrici.) Indessen reicht diese Erklärung bei allen jenen Erscheinungen, die einen mehr intelligibeln Charakter haben und mehr geistiger als physischer Art sind, nicht mehr aus.

Für die Fälle letzterer Art ist die Lehre von der „psychischen Kraft“ aufgestellt worden, welche der Seele eine Fernwirkung über die Grenze des Sinnenleibes hinaus heimißt. Eine solche Fernwirkung ist offenbar ebenso gut denkbar, als das genugsam constatirte Hellsehen der Somnambulen. Auf diesem Gebiete hat Fichte in seiner Anthropologie durch Sammlung und Klassifizierung der Fälle und durch aus der Erfahrung abgeleitete Theorien über das Verhältniß von Geist und Materie, Seele und Körper, sehr Bedeutendes geleistet. Er unterscheidet den äußeren Sinnenleib, welcher während unseres Lebens in stetem Stoffwechsel, Sterben und Neuentstehen begriffen und das Vergängliche, Phänomenale ist, und den inneren unsichtbaren Seelenleib, welcher die stetige und selbige Grundgestalt und Organisationskraft des Sinnenleibes ist und in aller Umbildung seiner Stoffe, womit er sich umkleidet, derselbige bleibt. Fichte weist nun nach, daß es ein sensualistisches Vorurtheil ist, die Wirkungs- und Empfindungssphäre der Seele nur soweit reichen zu lassen, als der sinnliche empirische äußere Leib mit seinem materiellen Apparate reicht. Wie weit die Wirkungs- und Empfindungssphäre unseres eigentlichen (innern) Leibes in die Außenwelt hinüberreiche, habe man wissenschaftlicherseits eigentlich noch niemals sich gefragt. Diesen innern Leib bringt Fichte in Verbindung mit dem

Leib der Auferstehung, indem er sagt: „Der beharrliche Auferstehungsleib, welchen der kirchliche Glaube uns als einen zukünftigen verleiht, ist vielmehr der gegenwärtige, im Leben wie im Tod uns getreu bleibende.“ — Mit dieser Betonung der jetzt schon bestehenden innern Gegenwart des Auferstehungsleibes wird Fichte die künftige herrliche Ueberkleidung desselben mit Licht und Unsterblichkeit, wie sie der Apostel Paulus lehrt, doch wohl nicht leugnen wollen. Es ist hier nicht der Ort, diese specielle Frage noch weiter zu verfolgen; es sei genug, darauf hingewiesen zu haben, daß mit der Annahme des innern Leibes und seiner psychischen Kräfte und Organe die Erklärung der mystischen Erscheinungen um Vieles gefördert erscheint. Daß psychische, seelische Kräfte im Spiele sind, geht u. a. auch daraus hervor, daß die „Medien“ betonen, sie müßten ihre Nervenkraft hergeben, um die spiritistischen Erscheinungen zu ermöglichen.

Aber auch die Annahme der psychischen Kraft im Medium reicht nicht für alle Fälle aus. Wir werden weiter gedrängt und sagen mit Ulrich: „Wir werden nicht umhin können, der allgemein angenommenen Hypothese von dem spiritistischen, geistigen Ursprung dieser Phänomene, um die es sich handelt, beizupflichten und die Einwirkung von Geistern anzunehmen.“ Es gibt nämlich Fälle, soz. klassische Fälle, wo mit psychischem Fernwirken und Hellsehen der mediumitischen Person noch nichts erklärt ist. Zur Beurtheilung solcher Fälle hat Fichte, dem sich hierin auch Schopenhauer (in seiner Abhandlung über Geistersehen) anschließt, folgenden Kanon aufgestellt: „Wenn die behauptete Geistererscheinung Dinge offenbart, die kein anderer denn sie wissen konnte; wenn ferner diese Dinge in einer längst zurückliegenden Vergangenheit sich ereignet haben oder in

einer weit entlegenen Raumferne vorgehen oder vorgegangen sind; wenn dieselben endlich bei genauer Nachforschung gerade in ihrer zufälligen und sonst unbekanntem Faktizität bestätigt werden, so wird es schwer, ja fast unmöglich, dafür eine andere ausreichende Erklärung zu finden, als durch die Annahme einer wirklichen Geistermittheilung."

— Daß beiläufig auch Schopenhauer unter den Spiritisten sich findet, wie Saul unter den Propheten, der doch seinem monistischen System nach Gegner des Individualismus und der Seelenfortdauer sein muß, hat seinen Grund darin, daß die Thatsachen des Spiritismus so viel Gewicht für ihn hatten, daß er damit sich abfinden mußte, auch auf die Gefahr hin, auf diesem Wege mit seinen philosophischen Theorien in Widerspruch zu gerathen.

Aber da entsteht nun die Frage: Sind Mittheilungen und Wirkungen der Geister in diese materielle Welt hinein möglich? Die alte Schulmetaphysik hat diese Frage verneint; der moderne Materialismus verneint sie schon darum, weil er die Existenz und Fortdauer der Seele bestreitet. Anders Kant, der nüchternste aller Denker, dessen bezügliche Worte lauten; „Es wird künftig noch bewiesen werden, daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich geknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe; daß sie wechselweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfangen, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt ist, soferne Alles wohl steht.“ (Kant's Werke nach Rosenfranz VII S. 56 — 58). Dieser Beweis, von welchem Kant hier redet, kann nicht wohl anders, als durch solche Thatsachen geleistet werden, auf welche obiger Kanon Fichte's seine Anwendung findet. Liegt der thatsächliche Beweis für die Wirklichkeit vor, so ist die Frage nach

der Möglichkeit von Geistererscheinungen damit schon entschieden. Indessen ist es interessant genug, wie Fichte sich über die Möglichkeit Rechenschaft gibt. Die Untersuchung zerlegt sich in 2 Theile. Erstens ist die Frage: Wie ist überhaupt Bewußtsein möglich ohne leibliche Organisation? Zweitens: Wie ist ohne solche eine Wechselwirkung Abgeschiedener und jenseitiger Geister auf die lebenden Menschen denkbar? — Wir können hier nur ganz kurz referiren und müssen im übrigen auf Fichte's Anthropologie und übrige Schriften verweisen. —

Das jetzige menschliche Bewußtsein ist allerdings in seinen Aeußerungen und Anregungen durch die leibliche Organisation, namentlich die des Gehirns, bedingt; aber die Bewußtseinsquelle und der Träger des Bewußtseins ist nicht im Gehirn und in den Nerven, sondern in einem geistigen Realwesen, in der Seelensubstanz zu suchen, und Fälle sind nachgewiesen, wo das Bewußtsein auch nach Zerstörung oder Schädigung der vermeintlich unentbehrlichen Gehirneorgane fortgedauert hat. Merkwürdig und das Gesagte bestätigend ist auch eine Entdeckung der neueren Physiologie. „Sie hat nämlich einen sogar meßbaren Zeitverlauf in den Wirkungen der sensibeln und motorischen (Empfindungs- und Bewegungs-) Nerven nachgewiesen. Und zwar summirt sich in den Empfindungsakten diese Zeitdauer aus 3 Elementen: aus dem ersten des peripherischen Nervenreizes, dem zweiten seines Gelangens in das Centralorgan, wo erst der „Sitz“ oder der Vorgang der Umstimmung ist, welche nachher als bewußte Empfindung auftritt. Das Dritte und Allerwichtigste (weil es das Dasein einer vom Hirn und Organismus unabhängigen Seele faktisch erweist) ist, daß auch eine gewisse meßbare Zeitdauer verstreicht zwischen jener Herum-

stimmung im Centralorgan und dem Umsatz derselben zu einer bewußten Empfindung, welcher Umsatz allein in der Seele vorgeht."

Aber wie sind nun Mittheilungen der Jenseitigen an lebende Personen denkbar, da die gewöhnlichen Organe der Mittheilung fehlen? Das ist die andere Frage. Da kommen der Erklärung die ekstatischen Thatfachen der Entzückung, besonders die des Somnambulismus sehr zu statien. Diese Thatfachen zeigen nämlich eine gesteigerte innere Bewußtseinsthätigkeit bei äußerer sinnlicher Schwächung, ja, wenn man will, Entleibung. Ja daß die sinnlichen sensibeln Empfindungs- und Bewegungsorgane außer Thätigkeit gesetzt sind, das ist gerade die Bedingung für die Entbindung der erhöhten intensiven Thätigkeit der innern Seelenorgane der Ekstatischen. Da liegt der Schluß nahe: Wird schon bei nur partieller temporärer Entleibung das Bewußtseinsleben so überraschend entbunden, wie vielmehr wird dies der Fall sein in einem Zustand völliger materieller Entleibung! Uebt doch die Verbindung der Seele mit dem organischen Stoffleib eine gewisse bindende einschränkende Wirkung auf das höhere Bewußtseinsleben der Seele aus! Wie sollten nun Geister, die jenes Stoffleibes ledig sind, nicht auch ohne die sinnlichen Organe zu gewissen Mittheilungen und Wirkungen fähig sein? —

Uebrigens wird von den Spiritisten ziemlich einstimmig gelehrt, daß den entleibten Geistern doch auch wieder eine gewisse Leiblichkeit zukomme, nur eine andere als unsere materiell irdische, eine sogenannte ätherische Leiblichkeit, vermittelt welcher dann eine gesteigerte Wahrnehmungsgabe und viel wirksamere Thätigkeit den Geistern möglich sei. Sehr interessant sind die diesbezüglichen Erörterungen von Wallace über die Möglichkeit

und Wahrscheinlichkeit anderer Bewegungsarten des Aethers und anderer passender Organisationen zum Empfang ihrer Eindrücke. Vgl. Wallace, die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen S. 11. u. 12. Schon zur Erforschung der uns einigermaßen bekannten Imponderabilien (Licht, Magnetismus, Electricität u. s. w.) sind unsre jetzigen fünf Sinne nach Wallace plumpe Instrumente, wie vielmehr zur Erforschung und Beherrschung der geheimnißvollen Kräfte, welche in den mystischen Erscheinungen sich kund geben. Sollte es nun nicht auch Intelligenzen geben, die mit potenzierten Sinnen ausgerüstet sind, um sich der ätherischen Kräfte bedienen zu können zu verstärkten Wahrnehmungen und Wirkungen? „Im unendlichen Universum kann es unendliche Möglichkeiten der Empfindung geben, deren jede von allen andern ebenso unterschieden ist, wie das Gesicht vom Geruch und Gehör, und ebenso fähig ist, die Sphäre des Wissens ihres Besitzers und die Entwicklung seines Verstandes zu erweitern, als dies der Sinn des Gesichts sein würde, wenn er erst den andern Sinnen, die wir besitzen, hinzugefügt würde. Wesen von einer ätherischen Ordnung werden Fähigkeiten besitzen, die den Thätigkeitsweisen des Aethers entsprechend sind. Sie können vielleicht eine ebenso schnelle Kraft der Fortbewegung haben, wie die des Lichtes oder des electricen Stromes ist. Sie können eine so scharfe Sehkraft haben, wie die unserer stärksten Teleskope und Mikroskope. Sie können auch vielleicht einen, den Kräften des jüngsten Triumphes der Wissenschaft, des Spektroskops, ziemlich analogen Sinn haben und durch denselben in den Stand gesetzt sein, augenblicklich die innerste Beschaffenheit der Materie unter jeder Form, ob in organisirten Wesen oder in Sternen und Nebeln zu

entdecken. Dergleichen im Besitz solcher uns unerfaßlicher Kräfte befindliche Wesen werden nicht übernatürlich sein, ausgenommen in einem sehr beschränkten und unrichtigen Sinne des Wortes. Und wenn diese Kräfte auf eine von uns wahrzunehmende Weise ausgeübt würden, so würde das Resultat kein Wunder sein in dem Sinne, in welchem das Wort von Hume oder Tyndall gebraucht wird. Es würde dann keine „Verletzung eines Naturgesetzes“ sein; es würde kein „Eingriff in das Gesetz der Erhaltung der Kraft“ sein. — Wallace.

Die Grundlinien einer pneumatischen oder transcendentalen Physik, wie sie der Spiritualismus dem Materialismus entgegenstellt, sind kurz folgende: Es ist der „Geist“ des Menschen der eigentliche Mensch. Geist ist das denkende Wesen; das Gehirn und die Nerven sind nur die magnetische Batterie und der Telegraph, vermittelt dessen der Geist mit der Außenwelt in Verbindung tritt.

Obgleich der Geist im Allgemeinen unzertrennlich ist vom lebenden Körper, dem er ein thierisches und intellectuelles Leben verleiht, (denn die vegetativen Functionen des Organismus könnten auch ohne Geist von Statten gehen), so gibt es doch nicht selten so constituirte Individuen, daß der Geist gänzlich oder theilweis ihren Körper eine Zeit lang verlassen und dann wieder in ihn zurückkehren kann. Beim Tode verläßt er den Körper für immer. Der Geist hat gleich dem Körper seine Gesetze und bestimmte Grenzen für seine Kräfte. Er tritt mit Geist leichter als mit Materie in Verbindung, und in den meisten Fällen kann er nur Materie wahrnehmen und auf selbige einwirken durch das Medium eines geistigen Leibes. Der Geist, welcher mit einem menschlichen Körper umkleidet gelebt und seine Kräfte entwickelt hat, wird, wenn er den

Körper verläßt, dennoch seine frühere Denkweise, seinen früheren Geschmack, seine vorigen Gefühle und Neigungen beibehalten. Der neue Zustand des Daseins ist eine natürliche Fortsetzung des alten. Es findet keine plötzliche Erwerbung neuer Geistesneigungen, keine Revolution der moralischen Natur statt. Genau das, wozu der verkörperte Geist sich selbst gemacht hat, oder was er geworden ist — dasselbe ist auch der körperlose Geist, wenn er sein Leben unter neuen Bedingungen beginnt. Er ist derselbe an Character wie zuvor, aber er hat neue leibliche und seelische Kräfte, neue Weisen, seine moralischen Gefühle zu offenbaren, eine größere Fähigkeit, physische und geistige Kenntnisse zu erwerben, sich angeeignet. — Vgl. Wallace, die wissenschaftliche Ansicht S. 62.

Wallace denkt sich das Wesen der Mediumschaft so, daß der entkörperte Geist unter gewissen Umständen fähig sei, sich einen sichtbaren Leib aus den Ausströmungen lebender Körper, die in einer passenden magnetischen Verwandtschaft und Beziehung zu ihm stehen, für sich selbst zu bilden, und daß unter gewissen noch günstigeren Umständen dieser Leib sogar fühlbar gemacht werden könne, in der sog. Materialisation. Es ist dies eine Hypothese, die Vieles für sich hat; sollte sie auch wie andere Hypothesen durch weiteres Eindringen in dieses dunkle Gebiet sich als unhaltbar erweisen, so sind damit die Thatsachen, die sie erklären möchte, nicht beseitigt, sondern bestehen als solche fort und harren der Erklärung. Diese wird auf unsrer jetzigen irdischen Erkenntnißstufe immer schwierig bleiben und nicht zu völliger Klarheit und Gewißheit erhoben werden können. Da gilt es sich zu bescheiden wie in so vielen andern Partien des wundervollen Lebens der Natur und der Menschheit. So viel scheint festzustehen, daß bei

den meisten spiritistischen Erscheinungen zwei Factoren in einander greifen und daß keiner derselben hinweggedacht werden kann: Einerseits die außermenschliche Intelligenz, der Geist, anderseits die magnetische Lebenskraft oder Nervenauströmung des Körpers des menschlichen Mediums. Damit aber, daß die Geister ohne die Medien nichts vermögen, ist ihre behauptete relative Allmacht und Potenz sehr in Frage gestellt und das ganze Wesen dieser Phänomene als etwas sehr Verdächtiges hingestellt, insofern dadurch offenbar wird, daß dieselben nicht auf normaler freier Thätigkeit der geistigen Existenzen, sondern auf einem anormalen ungehörigen Bündniß ganz verschiedener Gattungen von Wesen beruhen. Was dem Menschen als solchem zukommt, das bringt er aus seiner eigenen Natur frei hervor, dazu bedarf er der Allianz von Geistern nicht; ebenso, lautet unser Schluß, sollte Geistern das, was ihnen zukommt und ihrer Natur und Existenzweise entspricht, ohne die Mittlerschaft menschlicher körperlicher Personen möglich sein. Liegt da nicht gleichsam ein Attentat auf die Natur vor, zumal wenn man berücksichtigt, daß durch die menschliche Mittlerschaft, welche den Geistern ihre Manifestationen möglich macht, die Nervenkraft der Medien empfindlich geschwächt und ausgebeutet wird? Im Christenthum hören wir wohl auch von einer Mittlerschaft zwischen zwei Welten; aber dort ist es der Eine Mittler, der den sündigen Bewohnern der Erde den Eingang in das göttliche Reich vermittelt, indem Er sich selbst für sie dahin gibt; — hier im Spiritismus sind es viele Mittler und sind es menschliche Mittler, die der Geisterwelt den Eingang in die Sphäre der irdischen Menschheit öffnen! Das ist etwas ganz anderes. In der That scheinen die Geister sehr nach dem Verkehr mit den Menschen zu haschen

und sich dadurch Lust machen zu wollen, und der Betrug dürfte darin bestehen, daß die Menschen in der Beglaubigung gelassen werden, sie würden in eine höhere Sphäre versetzt, während das Umgekehrte der Fall zu sein scheint, daß körperlose Geister durch alle möglichen Manifestationen und Materialisationen die von Gott geordneten, für beide Theile heilsamen Schranken hinweg zu schaffen suchen, was an jenen Engelfall erinnert, welcher in Judä 6. also charakterisirt wird: „Sie haben ihren ersten Stand nicht bewahrt, sondern verließen ihre erste Behausung.“ Nicht in den Schranken bleiben, welche Gott der Allmächtige nach Seiner Weisheit jedem Geschöpf bestimmt hat, die Ordnungen des Herrn durchbrechen, ist eine alte Sünde und Ausschweifung, wodurch der Friede der Schöpfung gestört und der göttliche Rathschluß, alles unter Christo dem Haupte der Gemeinde zusammenzufassen in himmlischer Ordnung und einheitlicher Manigfaltigkeit, in seiner Ausführung gehemmt wird. Hüten wir uns! —

Das ist gewiß, durch menschlichen Magnetismus allein können diese wunderbaren Erscheinungen nicht erklärt werden. Ein englischer Gelehrter, der freilich die Thatfachen nicht genügend zu kennen gesteht, macht den Versuch, die spiritistischen Wirkungen und Aussagen als das Resultat einer gewissen Ausströmung aus allen Gehirnen der betheiligten Personen zu erklären, nicht als Eingebung einer außermenschlichen Intelligenz. Dagegen führt Wallace nur ein einziges Beispiel einer Hellsehenden des Dr. Haddok in Bolton an. In Nußschaalen eingeschlossene gedruckte Motto's werden in einer beliebigen Handlung gekauft, in einen Sack gethan, und die Hellseherin nimmt nun eine Nußschaale nach der andern heraus und liest das darin verborgene, jedem Blick und jeder menschlichen

Kenntniß verborgene Motto. Dann wird die Schaaale geöffnet und geprüft, und Hunderte von Mottos werden auf diese Weise richtig gelesen. Ein derartig gelesenes Motto enthielt 98 Worte! Wallace bemerkt hiezu mit Recht: Wir können ganz sicher annehmen, daß in diesem Falle kein menschlicher Geist die besondere Nußschaale erkennt, in welcher jedes Motto eingeschlossen ist. Wie erklärt alsdann diese Theorie von einer „Ausströmung aus allen Gehirnen“ das Lesen dieses Mottos? —

Auch reicht der Magnetismus allein nicht aus zur Erklärung jener Phänomene, in welchen Menschen mit Aufhebung aller Schwerkraft in der Luft schwebend gesehen wurden. So hat nach dem gedruckten Bericht der „dialektischen Gesellschaft“ zu London, Lord Lindsay Folgendes zu Protokoll gegeben. „Hume, das Medium, saß bei einer Gelegenheit mir zunächst. In einigen Minuten sagte er: Seid ruhig, ich werde mich erheben. Seine Füße kamen dann bis an meine Schultern und berührten dieselben. Als ich aufblickte, war ich überrascht, zu finden, daß er den Armstuhl mitgenommen hatte, den er mit seinem ausgereckten Arm hielt und mit dem er rings im Zimmer herumschwebte. Ich sah ferner die Erhebungen in Victoria-Street, woselbst Hume zum Fenster hinaus-schwebte. Er schwebte in horizontaler Lage zum Fenster hinaus und ich erblickte ihn außerhalb des andern Fensters in der Luft schweben. Es war 85 Fuß über dem Erdboden. Ein andermal sah ich Hume bei vollem Licht 17 " hoch vom Boden in der Luft schweben.“ Gesezt, eine bloß magnetische Kraft hätte Hume hier in der Schweben gehalten, — wo muß man sich den Sitz dieser Kraft vorstellen? Hume, das Objekt der Anziehung, kann doch nicht zugleich das Subjekt, d. h. das Wesen sein, von

*Spindel über Spindel! -
oder knipflig ungenügte Fallreihenweisen bis den Anwesenheit der Spindel*

welchem diese anziehende hebende Wirkung ausgeht! — Sodann gibt es laut spiritistischen Zeugnissen sehr viele Beispiele, wo nicht nur die Geister materialisirte ätherische Leiber angenommen haben, sondern auch verschiedene Gegenstände z. B. Blumen und Früchte gleichsam hervor oder herbeigezaubert worden sind. So erzählt der Schriftsteller Howitt: „Mrs. Howitt erhielt einen Geranium-Zweig durch eine unsichtbare Hand eingehändigt, den wir eingepflanzt haben und der lustig fortwächst.“ Dr. Georg von Langsdorff in Freiburg i. B. berichtet in den „Psychischen Studien“ (1879. Heft IX.) daß ihm und den Seinigen durch die Leistungsfähigkeit der Geister Trauben aus dem Süden herbeigezaubert worden seien, die sie sich hätten wohl schmecken lassen! Was soll da der bloße Magnetismus, so sehr es auch feststeht, daß durch ihn die Schwerkraft überwunden werden kann? Mögen der Theorien und natürlichen Erklärungsversuche noch so viele sein, wir müssen doch gestehen, daß wir hier an der Grenze eines unbekanntes Landes stehen, zu welchem der Wissenschaft einstweilen noch der Schlüssel fehlt.

VI.

Spiritistische Moral und Religion.

Großen Werth legen Manche auf die moralische und religiöse Seite des Spiritismus. — Sehen wir zu, wie es sich damit verhält. Da begegnen uns zwei entgegengesetzte Behauptungen. Nach der einen wären alle Handlungen und Aeußerungen dieser Spirits höchst trivial, nichtsagend, possenhast und phantastisch und schon deshalb die Herleitung aus einer Geisterquelle des Jenseits sehr unwahrscheinlich. — In der That möchte man

bei vielen physischen Hervorbringungen fragen: Wozu das? — so sehr gleichen sie Narrenpöffen und Taschenspielerkünsten. Auch erscheinen manche Aussagen, besonders wenn man als Urheber derselben erhabene Geister sich vorstellt, wegen der geringen Ausbeute, welche unser Wissen oder unser Gemüth daraus schöpfen kann, beinahe lächerlich. Indessen ist die Erklärung dieser Thatsache, wie sie Wallace gibt, nicht ganz unglücklich. Er erinnert daran, daß Myriaden trivialer und phantastischer Wesen täglich Geister werden und daß der Zustand derselben intellektuell und moralisch nach dem Tode nicht wesentlich ein anderer sei, also bedeutend unter dem Niveau der Menschen stehe, welche die spiritistischen Experimente machen. Schon darum sei von ihnen nicht zu viel zu erwarten. Sodann habe man wohl kaum einen Begriff von den Schwierigkeiten und dem Bruchstückartigen, das Geistermittheilungen nothwendig haben müssen. „Wenn wir zwei oder drei Personen seltsame Geberden in vollkommenem Stillschweigen machen sähen, so könnten wir allenfalls glauben, daß sie Narren wären. Wenn wir aber erführen, daß zwei von ihnen stumm sind und diese drei verkehrten in der Zeichensprache mit einander, so würden wir zu dem Bewußtsein kommen, daß die Gestikulationen ihrer Körper an sich ebenso wenig absurd waren, als dies die Bewegungen unserer Lippen während unseres Sprechens sind.“ So möge man sich vergegenwärtigen, daß die Geister in den meisten Fällen sich uns nur auf gewisse beschränkte Art mittheilen können, um diese Mittheilung oder Aeußerung ihrer Gegenwart nicht mehr trivial zu finden.“ — Daß aber der ganze Verkehr vermöge seiner Natur sozusagen trivial und komisch sein muß, das sollte doch die Frage einem nahe legen, ob er natürlich und in der Ordnung sei! —

Die entgegengesetzte Ansicht betont den tiefen geistigen Gehalt der spiritistischen Mittheilungen, die Vortrefflichkeit der hier geoffenbarten religiösen und moralischen Lehren so sehr, daß man keinen Anstand nimmt, von einer neuen, alle bisherigen in Schatten stellenden, Religion des Spiritismus zu reden. Sogar von Wallace wird behauptet, daß diese Mittheilungen die besten, die höchsten, die vernünftigsten und annehmbarsten Ideen eines zukünftigen Zustandes an die Hand geben und sich als die beste Anregung zu intellectuellem und moralischem Fortschritt erweisen müssen. Als Beweis hiefür werden in der „Wissenschaftlichen Ansicht des Uebernatürlichen“ Auszüge aus den mündlichen Vorträgen eines begabten Entzückungsmediums, der Mrs. Emma Hardings, angeführt. Ueber den Hades sagt dieselbe: „Von der Natur jener Sphären und ihrer Bewohner haben wir unmittelbar aus der Kenntniß der noch immer den Hades bewohnenden Geister gesprochen. Wünschen Sie eine sofortige Definition Ihres eigenen Zustandes und vielleicht zu erfahren, wie Sie einst wohnen, und welches Ihre Kleider, Ihr Haus, Ihre Umgebung, Ihre Erscheinung, Ihre Beschäftigungen sein werden? Wenden Sie Ihre Augen nach Innen und fragen Sie, was Sie gelernt, und in diesem Dasein, der Vorschule für die Sphären des Geisterlandes, sich angeeignet haben. Es giebt, ja, es giebt dort eine Aristokratie und selbst einen königlichen Rang und eine mannigfaltige Abstufung, aber diese Aristokratie ist eine Aristokratie des Verdienstes, und dies Königthum ist ein Königthum der Seele.“ Die Wirkungen des Lasters und unbeherrschter Leidenschaften werden also geschildert: — „Diejenigen Geister, welche sich einer verhängnißvollen Leidenschaft für das Laster hingegeben haben, wohnen nun leider! in einer

Welt, wo es kein Mittel für ihre Befriedigung giebt. Da ist der Spieler, der in seiner Seele das Feuer der Liebe zum Gewinn entzündet hat; er umschwebt die Erden-
spieler, und als ein unsichtbarer Versucher strebt er die nun verlorenen Freuden des verhängnißvollen Spiels zu wiederholen. Der Sensualist oder Sinnlichkeits-
mensch, der Mann der Gewalt, der grausame und zornige Geist; alle, die sich in Verbrechen getaucht, oder ihre Seelen mit jenen dunklen Flecken beschmutzt, von denen sie vergeblich glauben, daß sie nur den Körper betreffen — alle diese befinden sich dort nicht länger mehr im Stande, ihr Leben irdischen Lasters in's Werk zu setzen, aber dennoch in ihren Seelen die tödtlichen Spuren desselben und das verhängnißvolle, obgleich unbefriedigte Verlangen nach der Gewohnheitsfünde in sich tragend; und so umschweben diese eingekerkerten Geister, die durch ihre eigenen wilden Leidenschaften in der Sklaverei hoffnungsloser, verbrecherischer Wünsche gekettet sind, alle Diejenigen, welche sie, gleichwie Magneten Eisenfeilspähne anziehen, durch den ihrigen ähnliche lasterhafte Neigungen an sich fesseln.“ — Ferner: „Wie groß und wundervoll erscheint die Seele, die selbst in diesem ihrem irdischen Gefängniß mit all' diesen schimmernden Kräften so voll glorreicher Verheißung dessen begabt ist, was wir sein werden, wenn die Kerkerthore der Materie sich weit aufthun und den Geist frei lassen!“ —

Man kann nicht leugnen, daß aus diesen spiritistischen Quellen eine Fülle von interessanten, zum Theil auch edlen Gedanken und Anschauungen hervorgegangen ist, ja ein ganzes System, philosophischen, moralischen, medicinischen und socialen Inhalts, wie die harmonische Philosophie des Amerikaners Davis, die sich aus solchen In-

pirationen ableitet. Auch Baron v. Güldenstube hat 164 „Gedanken der Geister von Jenseits des Grabes“ veröffentlicht. Doch fühlen wir uns in der Atmosphäre dieser Gedanken keineswegs wohl und befriedigt. Neben manchem Guten, das aber seine erste und beste Quelle hat in der Erscheinung der Menschenliebe Gottes in der Person Jesu Christi, findet sich da viel Fremdartiges und Bedenkliches. So lauten einige dieser Gedanken:

1. Die Offenbarung der Vorsehung ist allgemein. Es gibt kein auserwähltes Volk. 3. Die Engel des Hains Mamre werden zu Göttern an den Ufern des Eurotas, in der reizenden Ebene von Sparta. 5. Nichts ist einfältiger als die Weltgeschichte in zwei Hälften zu spalten, eine profane und eine religiöse, eine heidnische und eine israelitisch=christliche, eine heterodox=teuflische und eine orthodox=göttliche. — 41. Die Interesslosigkeit ist das Siegel des wahren Seelenadels. 129. Die lebhafteste Sehnsucht, den Schleier zu lüften, welcher das Jenseits verhüllt, ist die Stufenleiter, welche uns zum Himmel führt. 141. Wenn Menschen Geister aufrufen, so zieht der Wunsch diese zu den Sterblichen, denn Gefälligkeit ist eine von der Vorsehung anbefohlene Pflicht. Die Nekromantie oder der Geisteraufruf ist also erlaubt. 145. Die Geister, die über die Schranken des Raumes erhaben sind und folglich die Entfernung nicht mehr zu beachten brauchen, vermögen eine große Anzahl von Zuständen in den verschiedenen Welten wahrzunehmen. — 151. Die Welt wird die Freiheit nur unter der Leitung der Engel zu ertragen und zu genießen verstehen. 157. Die Seele strebt ein reiner Geist zu werden, denn mit dem Körper verbunden ist sie nur eine Seele, d. h. ein verleblicher Geist. — 160. Die Geister sind individualisirte

Manifestationen des Urwesens aller Dinge. 164. Das Urwesen ist das, die gesammte Weltordnung umfassende Allwesen. —

Aus diesen und andern Sätzen sieht man, daß im Spiritismus die besondere Offenbarung und Wahl Gottes geleugnet und das Heidenthum als solches rehabilitirt wird. Das Geheimniß aller Moral soll die Interesselosigkeit sein, während unser HErr Jesus Christus ein lebendiges Gefühl für die Gegensätze des Lebens und des Todes, der Sünde und der Gerechtigkeit, der Lüge und der Wahrheit gehabt und die durch Mißbrauch der Freiheit entstandene Entzweiung scharf beleuchtet hat. Wie eine Vermischung der religiösen und sittlichen Gegensätze, so herrscht in diesem System auch eine Gleichgültigkeit für die göttlich gesetzte Abstufung und Ordnung, eine Verwerfung von Gewalten und Thronen, eine gewisse Anarchie vor, während Christus Ordnung und Autorität im Gegentheil anerkannt und aufgerichtet hat. Das Jenseits ist das Ziel, dessen Freuden, reine Geistigkeit, Freiheit von allen Banden unermüdlich gepriesen wird, während unsere Religion uns anweist, vom Himmel den Retter für das gefallene und verdorbene Diesseits zu erwarten. Phil. III. Die Wunder sollen alle Wirkungen der Geisterwelt sein; die Schrift erzählt von Thaten dessen, der im Fleisch von Gott mit Geist und Kraft gesalbt war und seine Werke des Heils und des Lebens im Glauben gewirkt hat. Der individuelle Zustand nach dem Tode wird fälschlich als Unendlichkeit und Erhabenheit über Raum und Zeit gedacht und von einer reinen Geistigkeit des Menschen gesprochen, die zu suchen sei und in einer Entkleidung vom Leibe bestehe. Eine solche reine Geistigkeit kommt aber uns Menschen nicht zu, und die Erlösung besteht

nicht in einer Befreiung vom Körper, der zu unserem Wesen gehört, sondern in der Befreiung des Körpers wie der Seele von dem Bösen. Paulus sagt: Wenn ich noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht, während der Spiritismus das Recht der Nekromantie aus der Pflicht der Gefälligkeit ableiten möchte. Es ist gnostische und pantheistische Denkweise, zu lehren, daß die individuellen Geister wie Keime aus dem Wesen der Gottheit hervorgehen, durch deren freien Willen sie doch gesetzt und geschaffen sind, — und daß das göttliche Urwesen das alles Wirkliche umfassende Allwesen sei. Es heißt allen schützenden Zaun niederreißen, wenn man sagt, es gebe keine bösen Geister und nur unter der Leitung der Engel werde die Welt zur Freiheit kommen. Sind sie nicht vielmehr dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst derer, die erben sollen das Reich des Sohnes Gottes, der unendlich höher ist als alle Engel? Hebr. 1. — Ist dies die gesunde Lehre des christlichen Glaubens, die Lehre der Gottseligkeit? —

Es wird übrigens von den Spiritisten kein Hehl daraus gemacht, daß ihre Religion eine andere als die christliche sei und sowohl über die Natur und das zukünftige Schicksal des Menschen, als auch über das göttliche Wesen anders lehre als das Christenthum. Die Religion im engeren und eigentlichen Sinn als Erkenntniß, Gemeinschaft und Anrufung des Einen wahren Gottes verschwindet überhaupt fast ganz hinter dem unendlichen Geisterheere. Die Geister sagen aus, daß sie mit höheren Intelligenzen als sie selbst verkehren, aber „von Gott wissen sie wirklich nicht mehr als wir.“ Wallace. Der Geist Hare sagte: Von Religion wissen wir wenig mehr als Ihr. — Darum darf uns das rednerische Pathos, der Schwung der Sprache, die Anmuth mancher Ideen und Anschauungen nicht be-

thören. Auch das Heidenthum hat Schönes und einen gewissen Ideenreichthum hervorgebracht; die Wahrheit aber wurde nicht in ihm, sondern in dem Gottmenschen Jesus Fleisch und Blut, Leben und Wirklichkeit. An das Heidenthum werden wir überhaupt durch den Spiritismus erinnert, sowohl durch die Lehre als durch manche Zustände der Mantik, die hier vorkommen. Auffallend, aber natürlich, weil man sich in einer unendlich bunten Geisterwelt verliert, ist die Vorliebe für den Polytheismus (Vielgötterei) des Alterthums. Polytheistisch soll nach Gölldenstubbe alle Religion gewesen sein, eben als Verkehr mit den Geistern der Verstorbenen, in deren Verehrung man schließlich allerdings zu weit gegangen sei, als man anfing, ihnen öffentlichen Kultus und Tempel zu weihen. Ursprünglich habe gar kein öffentlicher Kultus, kein Tempel bestanden, und mit Recht, weil, wie die Beduinen sagen, die keine Moschee betreten, Allahs Tempel das Universum sei. Der älteste Kult sei aus Leichenfeierlichkeiten und Todtenfesten hervorgegangen und die Tempel aus Mausoleen und Grabmälern. Also Rückkehr zum Todtenkultus, zum Verkehr und zur Verehrung der Ahnen und Heroen! Vergessen das oberste Gebot aller wahren Religion: Ich Jehova bin Dein Gott, Du sollst keine andern Götter haben außer mir! Es ist ein erneuertes Heidenthum, viel gefährlicher als das Alte, weil es in der Christenheit auftritt, deren Fall und Verfinsterung verhängnißvoller sein muß, als einst der Fall der Juden und Heiden, da sie mit höheren Gaben von Gott ausgerüstet ist als jene. Gefährlich ist dieses moderne Heidenthum auch darum, weil es mit seinem geistigen Schein und Zauber die Unerleuchteten viel mehr blenden kann als mit gewöhnlichen Verstößen gegen die christliche Moral.

Wir sind längst gewarnt und in der heiligen Schrift belehrt, daß der Abfall der Christenheit am Ende der christlichen Haushaltung gerade dadurch so verführerisch sein wird, daß Kräfte und Inspirationen aus dem Abgrund anfangen, die mächtigen Hebel der Zeitrichtung zu sein. Es wird damit so arg werden, daß daraus keine Rettung ist außer durch die Dazwischenkunft Jesu Christi von der Rechten Gottes, welcher aller Anarchie und allem Trug ein Ende machen wird durch Seine glorreiche Erscheinung. —

VII.

Schlussurtheil.

Es ist Zeit, daß wir endlich ein summarisches Urtheil über diese merkwürdige Zeiterscheinung zu gewinnen suchen und uns darüber Rechenschaft geben, wie wir uns zu derselben zu stellen haben.

Es ist für's Erste von hohem Werth, daß der materialistischen Naturgesetzmacherei durch eine ganze Reihe hochachtbarer Männer der Wissenschaft, welche den Spiritualismus vertheidigen, ein Halt zugerufen wird, und daß Thatsachen konstatirt sind, welche die Naturforscher nöthigen, eine Revision ihrer Grundbegriffe vorzunehmen. Wir müssen den furchtlosen Muth jener Gelehrten schätzen, welche nicht vor einer vermeintlich unfehlbaren Tageswissenschaft und Zeitweisheit, sondern vor den Thatsachen und vor der Wahrheit sich beugen und die Annahme bloßstellen, welche in jenem Trugschluß liegt: „Wir dürfen eine Thatsache nicht eher behaupten, als bis wir genau wissen, daß sie in Uebereinstimmung mit den bereits von uns erkannten Gesetzen der Natur ist.“ Es ist dies ein Trugschluß, weil

unsere alleinige Kenntniß der Gesetze der Natur auf eine ausgebreitete Beobachtung der Thatfachen gegründet werden muß. Wenn, sagt der Physiker Crookes, eine neue Thatfache dem zu widersprechen scheint, was ein Naturgesetz genannt wird, so beweist dies nicht, daß die behauptete Thatfache falsch sei, sondern nur, daß wir noch nicht alle Gesetze der Natur ermittelt oder noch nicht richtig kennen gelernt haben.“ (Crookes, der Spiritualismus und die Wissenschaft S. 65 f.) Sogar die praktische Frage: Cui bono? (Zu welchem praktischen Endzweck und zu welchen Vortheilen streben eure Untersuchungen?) ist nach John Herrschel eine solche, die der speculative Philosoph, der die Wissenschaft um ihrer selbstwillen liebt, selten ohne ein Gefühl der Erniedrigung hören kann. Die Geschichte der Wissenschaft beweise, daß die augenscheinlich unvortheilhaftesten Spekulationen fast stets diejenigen gewesen sind, aus welchen die größten praktischen Erfindungen hervorgingen, sowie daß der Chor der Vertreter der Wissenschaft anfangs den größten Entdeckungen meist einen beharrlichen Widerstand und selbst Spott entgegen gesetzt habe. Die Widersacher des Galilei weigerten sich durch sein Telescop zu blicken; aber sie konnten dadurch doch nicht die Satelliten des Jupiter vernichten. Thatfachen, mehr als ausreichend bezeugte und beglaubigte Thatfachen, liegen hier einmal vor, und es verschlägt dagegen nichts, wenn man auf schon vorgekommene Sinnes-täuschungen, Hallucinationen, auf Betrug und Taschenspielererei verweist, so wenig es, wie Wallace bemerkt, vernünftig wäre zu behaupten, Dr. Livingstone habe nie einen wirklichen Löwen gesehen, weil es etwa vorgekommen, daß mesmerische Patienten in Folge einer bloßen Anregung in den Wahn versetzt wurden, in einem Vorlesungsaal einen

Löwen zu sehen. Diese Männer, Crookes, Wallace, Zöllner und wie sie alle heißen, haben der Wissenschaft neue Ziele gesteckt, und ihr Zeugniß für die Thatsachen des Spiritualismus ist um so werthvoller, weil jene Männer von Haus aus Skeptiker und ihre Forschungen nichts weniger als im Interesse eines kirchlichen Glaubens an- gestellt sind. —

Von speziellem Werthe ist es, daß unserer materia- listischen, ganz an die irdische Sinnenwelt hingegebenen Zeit das Dasein außermenschlicher Intelligenzen wieder nahe gebracht, ja bewiesen ist. Es ist freilich traurig genug, daß unsere gebildete Welt diese Lektion, die von jeher das ABC aller Religion und schon die Voraussetzung des Glaubens aller Weisen des heidnischen Alterthums war, erst wieder lernen muß. Heiden wie Plutarch haben den Artikel vom ewigen Leben besser verstanden als die Christen des 19. Jahrhunderts. In Isis und Osiris sagt er: „Wenn man von der Unsterblichkeit das Selbst- bewußtsein und die Rückerinnerung trennt, so gibt es kein unsterbliches Leben mehr, denn das Glück des ewigen Lebens besteht vorzüglich darin, aus dem reichen Erfahrungs- und Gedankenschatz der Vergangenheit zu schöpfen.“ Ich sage nicht, daß ein Christ auf diesem Wege seine Ueber- zeugung von der Fortdauer der Seele in einem Jenseits suchen soll; denn es ist, wie schon oben gezeigt worden, ein bedenklicher Umweg. Aber von wissenschaftlichem Werthe bleibt es immerhin, daß das moderne Geheul, mit der andern Welt sei es nichts, zum Theil aus dem eigenen Lager so empfindlich gestört worden ist.

Sodann ist die Wunderfrage, der man bereits los geworden zu sein vermeinte, offenbar in ein neues Stadium getreten, und diejenigen Theologen, welche sich auf die Re-

sultate der neueren Naturforschung zu berufen pflegten, um frei der Schrift Meister zu sein, werden künftig mehr Bedenken tragen, dies zu thun, und gern bei ihrem Leisten bleiben, indem sie der Schrift zu Füßen sitzen und in ihre realen und originalen Grundbegriffe einzudringen suchen. Die Schrift ist das Buch der Wunder und voll heiliger Mystik. Die Naturmystik bietet nun der Analogien und Beweise viele dar für die Möglichkeit und Wirklichkeit jener heiligen Wunder der Bibel. Wenn sogar solche Spirits im Stande sind, durch die Lippen eines menschlichen Mediums in fremden Sprachen zu reden, wer will dann dem Heiligen Geiste die Gabe und Macht des Zungenredens, der Prophetie und des Pfingstwunders absprechen! Van Eck, der Uebersetzer der heiligen Schrift, erklärt in Betreff des Mesmerischen Magnetismus: „Mich konnte der darin liegende unumstößliche Beweis für die Unsterblichkeit und relative Allwissenheit unserer Seele in ihrer Urnatur nicht genug laben und erfreuen.“ So haben denn die sadducäischen Gegner der biblischen Wunder an der neuesten Erforschung der Natur nach ihrer Machtseite und Mystik einen nicht zu verachtenden Feind erhalten.

Was aber nun den Spiritismus als religiöse Offenbarungsquelle betrifft, so lautet unser christliches Urtheil entschieden anders und kann nicht umhin, es auszusprechen, daß diese ganze Quelle unrein, verdächtig und daher zu meiden ist. —

Die Lehre des Spiritismus widerspricht dem Bekenntniß der christlichen Kirche und der heiligen Schrift. Es fehlt an der Erkenntniß der Sünde und des Todes, überhaupt des Bösen, ohne welche Erkenntniß keine wahre Erkenntniß Gottes und Christi, noch eine gläubige An-

3. 4. 5.

nahme der Versöhnung möglich ist. Man kann ganze Bücher spiritistischer Mittheilungen und Zeugnisse durchgehen, ohne nur dem Wort „Sünde“ zu begegnen. Wohl ist von Lastern und Leidenschaften, von Gebrechen und Unvollkommenheiten die Rede. Sieht man aber genauer zu, so hängt das alles mit der Natur unserer materiellen Leiblichkeit zusammen, sind nothwendige Uebel und werden wesentlich durch Ablegung des Körpers curirt. Man braucht nur stetig fortzuschreiten in Erwerbung von Kenntnissen und Tugenden, nicht umzukehren und Buße zu thun, um in's Himmelreich einzugehen. Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum! Ganz folgerichtig ist es, daß mit auffallendem Eifer die Existenz des Teufels geleugnet wird. „Es gibt keine bösen Geister, wohl aber Geister schlechter Menschen, von denen aber selbst die schlimmsten in einem zwar langsamen, aber sicheren Fortschritt begriffen sind.“ Es soll Parsismus sein, an böse Geister zu glauben; „dem widerstand das heitere Hellas, das alle Dämonen für gute Geister und Genien nahm.“

Mit der Längnung des geistig Bösen hängt es zusammen, daß der Spiritismus auch in Bezug auf das physisch Böse, den Tod, in argen Täuschungen sich ergeht. Er wird gleichsam als ein normaler Naturprozeß gefaßt, nicht als etwas, das nicht sein sollte, im Anfange nicht war und einst als der letzte Feind von der Erde wieder verschwinden soll. Jesus Christus ward am Grabe des Lazarus erschüttert und Seine Augen gingen über beim Anblick der schrecklichen Zerrüttung und Verunstaltung des gottebenbildlichen Geschöpfes; aber diese Geister sind unermüdlich, die dunkle Stätte des Grabes auch ohne wirkliche Erlösung und Erweckung aus demselben, mit einem ätherischen Lichte zu illuminiren und einen Todten-

kultus des Jenseits aufzurichten, ähnlich wie er von den Heiden alter und neuer Zeit getrieben wird. Der leiblose Zustand wird mit allen möglichen Farben als der normale und begehrenswerthe geschildert, das Leben aber im Leibe mehr oder weniger als Gefängniß und Hinderniß göttlichen Lebens und Erkennens dargestellt. Ist dies nicht eine Apotheosirung der Werke des Teufels, welcher als Urheber des Ungehorsams auch der Urheber des Todes, der Mörder des Menschengeschlechts ist? Joh. 8, 44. Ist das Wort nicht Fleisch geworden, um im Fleische die Gnade und Wahrheit zu offenbaren, Heiligkeit zu wirken und das Fleisch zur Auferstehung in Unverweslichkeit und Kraft, in Herrlichkeit und Ehre zu führen, damit Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes sei? — Gott ist Mensch, ist Fleisch geworden, — das ist das große Geheimniß der Gottseligkeit! Der Mensch, das Fleisch wird Geist, reiner gleichsam unendlicher Geist, — das ist das Geheimniß des Spiritismus. Der heilige Paulus nennt das Sterben — wer hat seine Schrecken schon gesehen, ohne zu schauern, ohne die Gottverlassenheit und den Grimm des Höchsten zu fühlen, die dem Sündenold des Sterbens beigemischt sind? — das Sterben nennt der Apostel ein Entkleidetwerden und möchte lieber überkleidet werden in der Auferstehung aus den Todten, als entkleidet werden in der Auflösung des Todes. 2 Kor. V. Im Spiritismus bleibt nur das Entkleidetwerden; von einem Wiederkommen, von einer Wiederherstellung der Versöhnten nach Geist, Seele und Leib, von einer Auferstehung im biblischen Sinne weiß er nichts. Er hat keine Hoffnung als das Todtenreich des Jenseits mit dem Hades und bemüht sich daher, diese Todtenwelt mit unwahren Attributen zu bekleiden. Während

der Zustand der Todten in Christo nach der Schrift ein Ruhen von den Werken ist, eine stille Erinnerung, ein seliges Warten auf den Anbruch des Tages Christi, an welchem sie auferstehen und mit Ihm in der Herrlichkeit der künftigen Welt wieder offenbar werden sollen, — ist nach dem Spiritismus das Leben der Verstorbenen im Jenseits voll Fortschritt und Bewegung, hat Schönheiten und Annehmlichkeiten, von welchen wir keinen Begriff haben. „Ideen der Schönheit und Kraft werden da durch den bloßen Willen verwirklicht und der unendliche Kosmos wird ein Gebiet, in dem die höchste Entwicklung des Verstandes sich an die Erwerbung grenzenloser Kenntnisse wagen darf.“ — Wir aber denken an das Wort Jesu: Wirket, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann! Ist es nicht von jeher eine List des Feindes gewesen, den Blick der Menschen von dem Tage Christi, an den das Wort des Herrn so dringend mahnt, und von den eigentlichen Zielen des Erlösungswerkes abzulenken, dadurch, daß bald dieses flüchtige, verderbte Erden-dasein, bald das Dunkel des Grabes und des Jenseits ungebührlich in den Vordergrund gestellt wird? Es ist nicht richtig, daß schon die bloße Ueberzeugung der Unsterblichkeit und der Seelenfortdauer dem Menschen den Tod überwinden helfe, wie spiritistische Aeußerungen lauten. Leben und Unsterblichkeit haben wir nicht in uns selbst, sondern das bringt Christus an's Licht durch Sein Evangelium, durch unsere gnädige Annahme und Einpflanzung in den Gottmenschen, welcher gestorben ist um unserer Sünde willen und auferstanden um unserer Rechtmachung willen.

Aber eben dies ist ein weiteres Zeichen, daß wir im Spiritismus an einer trüben Quelle stehen, — daß Ge-

rechtigkeit und Leben gesucht wird ohne die Versöhnung und Erlösung die in Christo geschehen ist, bloß auf dem Wege der Willensanstrengung, des intellektuellen Fortschritts und eigener Leistungen, ja gleichsam auf dem Wege eines bloßen Naturprozesses, nicht durch die heilbringende Gnade Gottes (Tit. 2, 11 ff.) Die spiritistische Religion ist nicht mehr die christliche, weil sie die Gottheit Christi nicht bekennt, noch an Seine wahrhaftige Auferstehung und Wiederkunft glaubt. Wohl wird von einer Willenseinheit Christi mit Gott gesprochen, Seine Wesenseinheit aber verworfen. Wohl wird von Jesu Auferstehung geredet, aber in welchem Sinne, zeigen die Worte Guldenslabbe's (Pneumatologie S. 108): „Sogar die Erscheinungen Christi nach dem Tode waren sehr materieller Natur (wie die Materialisationen der Geister), weshalb das Gerücht entstand, daß er zu einem wirklich leiblichen Leben wieder erwacht oder auferstanden sei, was doch kein vernünftiger Theologe zugeben wird.“

Der Heilige Geist, der Geist der Wahrheit, nimmt es von dem, was Christi ist, und sucht Christum zu verklären. Diese Geister aber erweisen sich dadurch als trügerlich, daß sie an der Person und dem Werk Christi vorbeizukommen suchen, so gut es gehen will. Aber Er bleibt der Eckstein, auf welchen alles, was im Himmel und auf Erden ist, sich bauen lassen muß, wenn es nicht vergehen und zerschellen will.

Wo kein Haupt ist, ist keine Gliederung. Das Reich des Spiritismus ist ein atomistisches Kunterbunt, kein eigentliches Reich. Es fehlt die rechte Anerkennung der göttlichen Ordnungen des natürlichen und des geistlichen Lebens; es fehlt die persönliche Eingliederung in den Organismus, dessen Haupt Christus ist, aus welchem

der ganze Leib durch Fugen und Gelenke Handreichung empfangend und an einander haftend wächst den göttlichen Wachsthum. Colosser 2, 19. Darum fehlt auch das Wachsthum zum Mannesalter Christi und zur göttlichen Größe, weil dasselbe nur in der vom HErrn ausgehenden Verbindung und Handreichung Seiner Glieder, Aemter, Ordnungen und Sacramente der Kirche geschehen kann, wie die Schrift sagt. 1 Kor. 12, 27, 28. Ephej. 4, 11—16, 2, 19—22. Statt diesem Gehorsam Christi finden wir in der Lehre und Praxis des Spiritismus eine gefährliche Entschränkung, einen bedenklichen Individualismus, welcher eingestandenermaßen kein anderes Gesetz mehr anerkennt als das der Wahlverwandtschaft. Das ist Gesetzlosigkeit und Eigenmächtigkeit, nicht das Beharren in der Beschneidung Christi, in dem Mitverpflanztsein in seinen Tod, ohne welches das Mitverpflanztwerden in Seine Auferstehung nimmermehr möglich ist. Röm. 6, 5. Eine Unendlichkeit von Welten eröffnen diese Geister dem schwindelnden Blicke: Dieses alles will ich dir geben! Aber es ist Satan der dahintersteckt; denn die Zukunft des „Gesetzlosen“, der sich über alles erhebt, was Gott und Gottesdienst heißt, geschieht nach der Wirkung Satans. 2 Thess. 2. Christi Sinn ist es, gehorsam zu sein in niedriger Knechtsgestalt, die Aufgaben und Schranken im Leben des Leibes der Demüthigung nicht überspringen zu wollen und treu zu sein im Kleinen. Dann soll uns einst Größeres anvertraut werden im kommenden Weltalter.

Der Spiritismus ist endlich noch aus folgenden Gründen zu meiden. —

Die Identität der Geister ist höchst zweifelhaft und eine sichere Kontrolle unmöglich. Es ist nicht wahrscheinlich daß es Geister der Todten, sondern Geister der Dämonen

und Teufel sind. Wohl hat es beglaubigte Fälle gegeben, wo Abgeschiedene den Hinterlassenen oder andern Menschen erschienen sind; aber daß solche Seelen der Verstorbenen Macht haben sollen, sich der Organe der Lebenden zu bemächtigen, durch sie zu wirken und zu reden, wie es bei den Medien verschiedenen Grades geschieht, ist nicht wohl denkbar und nicht der Analogie des Glaubens und der Schrift gemäß. Diese redet von Engeln und Dämonen und berichtet eine Menge von Fällen, wo solche in die lebenden Menschen eingedrungen sind und durch sie geredet haben. So jener Wahrsagergeist der Magd zu Philippi. Derselbe rief sogar: „Diese Menschen sind Knechte Gottes, des Allerhöchsten, die euch den Weg zur Seligkeit verkünden.“ Aber Paulus ließ sich auf nichts ein; er wies jenes Zeugniß, das doch einen ganz guten Geist anzudeuten schien, gänzlich ab und gebot dem Geiste auszufahren. Ebenso ließ Jesus die Teufel der Besessenen nicht reden, selbst wenn sie Ihn als Sohn Gottes offenbar machen wollten; Er wollte und durfte nicht aus dem unheimlichen Nachtgebiete Zeugniß für sich annehmen. So darf uns auch das Zeugniß: Je confesse Jésus en chair — Ich bekenne Jesum im Fleisch — nicht beirren. Kann sich Satan als Engel des Lichts verstellen und bleibt doch Satan, so kann auch ein unreiner Geist neben andern Possen, die er treibt, diese Worte dem heiligen Johannes nachschreiben.

Verdächtig ist uns diese Quelle ferner, weil die Nekromantie oder Todtenbefragung in der heiligen Schrift entschieden verboten ist. „Niemand sei bei dir zu finden, der ein Bannsprecher oder ein Todtenbeschwörer oder ein Wahrsager ist oder der die Todten befragt.“ 5 Mos. 18, 11. Da hier das Todtenbefragen zusammengestellt ist

mit Wahrsagerei, Zauberei u. s. w., so ist schon hiemit zur Vermuthung Anlaß gegeben, daß die alte heidnische Nekromantie eine Art von Verkehr mit bösen Geistern war. Da alle Befragung der Todten verpönt ist, so steht von vornherein fest, daß kein guter Menscheng Geist an einer also verbotenen Sache Theil nehmen würde, noch weniger gute Engel, abgesehen davon, daß diese Geister, wenn sie Engel oder Dämonen sind, schon deshalb böse Geister sein müssen, weil sie mit einer Lüge in ihrer rechten Hand kommen, nämlich mit dem Vorgeben, sie seien Menscheng Geister. Es ist daher nicht am Platze, solche Geister nach dem in 1 Joh. IV angegebenen Kennzeichen prüfen zu wollen. „Jenes Bekenntniß, woran man den Geist Gottes erkennt, nämlich daß Jesus im Fleische gekommen ist, besteht nicht in einer bloßen Wiederholung des Wortlauts, sondern darin, daß man sich denen unterwirft, die in Seinem Namen reden, daß man Ihn in denselben anerkennt und daß man Ihm Gehorsam leistet, dem Menschen Christus Jesus, welcher der Herr ist über die Geister alles Fleisches, der Herr über alle Engel, erhöht über alle Fürstenthümer, Mächte und Gewalten.“ Den Lebendigen haben wir nicht bei den Todten zu suchen, den Weg des Lebens in dem Wort zu lernen, welches ewig bleibt und sollen in unsern künftigen Zustand nicht hinein sehen, sondern uns hinein glauben. —

Im Verlag von **Richard Prens** in **Augsburg**
ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Kirche im apostolischen Zeitalter
und die
Entstehung der neutestamentlichen Schriften.

Dargestellt

von

Heinrich W. J. Thiersch.

Dritte verbesserte Auflage.

M. 6.

Die „Beilage zur Augsburger Postzeitung“ 1879 Nr. 58
bringt folgende Besprechung:

„Einer der ersten und bewährtesten Streiter für die Echtheit der heiligen Schriften hat soeben sein Buch, das schon bei seinem ersten Erscheinen (1852) viel Gutes und Segensreiches gewirkt, zum dritten Male in verbesserter und erweiterter Gestalt hinausgehen lassen. Damals galt es hauptsächlich die Bekämpfung und Widerlegung der ungläubigen Bibelkritik eines F. Ch. Baur und der neueren Tübinger Schule, wie man dessen Anhang nennt. Vorausgegangen waren noch zwei kleinere Schriften von Thiersch: „Versuch zur Herstellung des historischen Standpunktes für die Kritik der neutestamentlichen Schriften, Erlangen 1845; „Einige Worte über die Echtheit der neutestamentlichen Schriften“, ebendasselbst 1846. Baur veröffentlichte im gleichen Jahre die Streitschrift: „Der Kritiker und Fanatiker in der Person des Hrn. H. W. J. Thiersch“ (Stuttgart.) Der Unglaube unterschied eine niedere und höhere Kritik: Als niedere Kritik sicht er die Authentie der heiligen Schrift oder die Zeugnisse des Alterthums dafür an, als höhere sucht er die Schrift aus ihrem Inhalte und dem Gange der Geschichte, namentlich des Christenthums in seinen ersten zwei Jahrhunderten, als unecht darzuthun. Die Geschichte des Alten und Neuen Testaments sucht er auf diese Weise als mythisch, die Lehrschriften als National- und Tendenz-Schriften (petrinischer, jakobinischer, paulinischer, johanneischer Richtung) darzuthun, Die böse Saat der Bibelverdächtigung

3. 4. 5.

hat nun im Laufe der Zeit fortgewuchert und heute steht es womöglich noch schlimmer, als vor einem Menschenalter. „Die Vorurtheile gegen das göttliche Wort sind in die tieferen Schichten des Volkes eingedrungen. Die öffentliche Meinung hat sich verschlechtert, die Theologie ist unverkennbar im Sinken begriffen, und mit dem Schwinden des Glaubens an die Bibel nimmt jene geistige Verödung und Verfinsternung überhand, wodurch der Weg gebahnt wird für das in den heiligen Schriften vorausverkündigte Auskommen einer antichristlichen Weltmacht.“ Wir begrüßen deshalb mit Freuden diese apologetische Arbeit, welche auch in ihrer neuen Gestalt fortfahren möge, in dem Geisterkampfe der Gegenwart den Gläubigen als schneidige Waffe zu dienen. Eine besondere Beachtung verdient auch die Vorrede zu dieser dritten Ausgabe. Thiersch bespricht hier eingehender die größeren einschlägigen Werke von Renan (*Origines du Christianisme*) und Ewald (*Geschichte des Volkes Israel*, 6. und 7. Band) nach ihren Licht- und Schattenseiten und bezeichnet alsdann als Bedürfnis für unsere deutsche Literatur „eine Geschichte des apostolischen Zeitalters, in welcher die Scenerie so reichhaltig und vielseitig wäre, wie bei Renan, die Erforschung des Einzelnen so gründlich wie bei Ewald, und zugleich die Zeichnung der heiligen Gestalten im reinen und strengen Styl echt biblischen Glaubens ausgeführt.“ Ueber Döllinger's Werk „*Christenthum und Kirche zur Zeit der Grundlegung*“ (2. Ausg., Regensb. 1868) und dessen hohen Werth hat sich Thiersch schon im Jahre 1861 in einer eigenen Abhandlung „*Döllinger's Auffassung des Urchristenthums beleuchtet*“ (Frankfurt a. M.) ausgesprochen.“

Die „*Allgemeine Conservative Monatschrift für das christliche Deutschland.*“ Volksblatt für Stadt und Land. Jahrgang XXXVI. November 1879:

„Der Name des ehrwürdigen Verfassers ist unter uns geachtet, und das vorliegende Werk längst rühmlich bekannt. Und doch nicht zu sehr bekannt, um ihm nicht noch mehr Freunde zu wünschen.“

„Die Kirche ist himmlischen Ursprungs und wird von dem auferstandenen Erlöser wunderbar geleitet“, sagt der Verfasser in der Vorrede zur 1. Auflage von 1852. In diesem Worte könnte man das Motto für das Buch erblicken, welches die Kirche in ihren Anfängen und in der Gestalt zeichnet, in welcher sie wie eine Erscheinung des Auferstandenen selbst vor den Völkern der Heiden emporsteigt. Und darum zeichnet der Verfasser zuerst die

Bühne, auf welche die junge Kirche tritt, das Heidenthum. Daß er hier ein kundiger Meister ist, sieht man leicht. Er kennt das Heidenthum, und nicht nur aus der Zeit Trajans. Referent muß auch hier nur die Frage stellen, warum Verfasser hier die bedeutungsvolle Erscheinung des Kaiser-Kultus gestrichen habe? Uebrigens finden wir geschichtsphilosophische Blicke, welche mit den Ansichten von Lasaulx am meisten Verwandtschaft haben. Die Fehler, welche Lasaulx nicht los wurde, die naturhafte Anschauung der Volksorganismen in Ausblühen und Absterben, fallen hier fort.

Wir in Europa zunächst stehen geschichtlich immer noch in der Periode der Zerbröckelung des Mittelalters, wie der Verfasser trefflich dies bemerkt. Wir sehen, setzen wir hinzu, noch nicht, wo die Menschheit wieder festen Fuß fassen und zur Ruhe kommen wird, wo die erhaltende Macht liegt, um welche sich Zerfallendes sammeln kann. Daß die Kirche eine solche Macht sein könne, ist gewiß. Die protestantischen Kirchen haben, in Deutschland wenigstens, sich indeß als solche keineswegs gezeigt. Diese Staatskirchen sind, statt Pfeiler im Strome zu sein, regelmäßig gewichen. Soll die Kirche eine Macht sein, so muß sie die Arme frei haben. Sie muß, wie Hamann sagt, eine Zeit lang mit dem Recht nothdürftigster Duldung vorlieb nehmen können. Sie muß unabhängig sein, um der Welt ihr Zeugniß bringen zu können. Die protestantische Welt arbeitet an der Bildung der staatsfreien Kirche. Und für diese Arbeit reicht Thiersch einen ernstern Beitrag. Ziehen wir einige Fehlgriffe ab, so können wir nur urtheilen, daß das hehre Bild der alten Kirche, von Thiersch treu gezeichnet, hier als lebendiges Zeugniß vor die Gegenwart aufgerollt erscheint, und ganz im Stande ist, für die Kirche, als durch Raum und Zeiten hin sich entfaltenden lebendigen Bau, zu erwärmen. Die Wirksamkeit der Apostel, die Entstehung der heiligen Schriften, die Gliederung und Bedienung der Gemeinden, das Austreten und die Bedeutung des bischöflichen Amtes — dies Alles wird uns in einer Ruhe und einer Weise heiliger Wissenschaft dargestellt, wie wir sie nicht sehr gewohnt sind. Das Ganze ist dem Referenten eine erbauliche, ernste Rede, und eine wahrhaft stärkende Speise gewesen.

Auf Zweierlei möchte derselbe noch in Anlaß dieser Schrift aufmerksam machen. Sie zeigt, daß die Kirche niemals eine Zeit hatte, in welcher sie ungegliedert war, oder in welcher sie sich durch den Gesellschafts-Vertrag aufbaute. Solche Annahmen sind moderne, abstracte Theorien. Ebenso wenig hat es jemals eine Zeit independenter Einzelgemeinden gegeben. Dergleichen Annahmen sind einfache Plattheiten. Und zweitens: Die Schrift zeigt es „über allen Zweifel erhaben, daß die Kirche am Schlusse der

3. 4. 5.

Apostelzeit an die wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl geglaubt hat." S. 299. Hier liegen Directive für die Kirche, welche die centrale Tiefe des Protestantismus sichtbar, wenn auch unscheinbar, in sich darzustellen hat, eine Tiefe und Mitte, ohne welche der Umkreis bald zerstäuben und im allgemeinen Humanismus untergehen müßte."

„Der Sonntagsbote.“ 1879. Nr. 39:

„Eines besonderen Lobes bedarf ein Buch von H. Thiersch nicht noch; auch dies Buch ist frisch, anregend, auch wo man nicht durchgängig seiner Ansicht zustimmt, geistreich geschrieben: Es ist wirklich eine Geschichte der Entstehung der neutestamentlichen Schriften; nicht Sammlung magerer Notizen aus der Einleitungswissenschaft; auf tüchtigem Studium fußend und doch nicht ermüdend durch fortwährendes Citiren der Quellen. An trefflichen Blicken reich und zu weiterem Forschen anreizend ist auch die „Einleitung“, welche in drei Kapiteln „das Heidenthum“, „der alte Bund und das Judenthum“, Christus und die Kirche“ bespricht.

Studirenden und gebildeten Christen sei das Buch gleich angelegentlich empfohlen.“

Das „Bromberger Tageblatt.“ 1880. Nr. 40:

„Der Verfasser, ein auf dem Gebiete der theologischen Literatur wohl bekannter Autor und eine Kapazität derselben, hat sich in dem uns vorliegenden Werk, das wir mit Recht als seine bedeutendste Leistung bezeichnen dürfen, eine Aufgabe gestellt, deren Lösung nach Wesen und Inhalt ihn als einen rüstigen Mitstreiter für die Aechtheit der heiligen Schriften charakterisirt. Und deshalb begrüßen wir das oben genannte Werk, in welchem der Autor diese Aufgabe durchführt und das sich nicht nur in allen seinen Theilen auf das eingehendste Quellenstudium stützt, sondern auch den Gegenstand in einer für jeden gebildeten Leser ebenso leicht faßlichen wie fesselnden Weise behandelt, mit lebhafter Freude. Denn wer vermöchte wohl zu leugnen, daß gerade in unseren Tagen die Verpflichtung, für die Aechtheit der neutestamentlichen Schriften einzutreten, eine ganz besonders dringende ist, — gerade in unseren Tagen, wo die traurige Saat der Bibelverdächtigung, die Baur und seine Anhänger in den letzten Dezennien ausgestreut, so vielfältige traurige Früchte gezeitigt und die tieferen Schichten unseres Volkes mit Vorurtheilen, ja leider! mit Widerwillen gegen

die ewigen unvergänglichen Wahrheiten erfüllt hat. Den Irrthümern Baur's und seiner Anhänger gegenüber führt uns Herr Thiersch mit historischer Treue und logischer Consequenz die unbestreitbare Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte sowie der neutestamentlichen Schriften insgesamt zu Gemüthe, uns zeigend, wie der göttliche Ursprung des Christenthums mit der historischen Entwicklung der Kirche keineswegs in Widerspruch, sondern vielmehr in vollem Einklang steht. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit hat der Verfasser dem in der Urgeschichte des Christenthums gewiß recht kritischen Problem des Geborenwerdens der eigenthümlich christlichen Lehre und Lebensweise aus dem Mosaismus sowie der Ablösung der christlichen Kirche von der Synagoge und des Wechselverhältnisses der ebräischen und griechischen Abtheilung der Christenheit gewidmet und diese Punkte in einer eines Kirchengeschichtsforschers von der Bedeutung Thiersch's würdigen Weise beleuchtet. In welchem Sinne dies geschehen muß (und von dem Verfasser selbst thatsächlich geschehen ist), führt Herr Thiersch in der Vorrede zu dem Werke selbst aus, indem er sagt, daß dies nur geschehen könne, „wenn unsere Theologen sich mit wahrhaft geschichtlichem Sinn, mit Anerkennung und Hingebung in das Wesen des Mosaismus hineinzudenken und der entstehenden Kirche nachzufühlen vermögen, wie es ihr in der Lebenssphäre war, aus der sie hervorging. Glaubt man — sagt der Verfasser weiter — nicht an das alte Testament, so versteht man es auch nicht; bleibt einem aber das alte Testament verschlossen und das Judenthum ein gleichgiltiger oder widerwärtiger Gegenstand, so wird aus dem Verständniß nichts.“ Und wie wahr diese Behauptung des Autors ist, davon haben wir uns selbst überzeugt, als wir trotz unserer aufs Aeußerste in Anspruch genommenen Zeit uns in diese fesselnde Lektüre versenkten, die man kaum aus der Hand legen kann, ohne ans Ende gelangt zu sein. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier den reichen Inhalt des 24 Druckbogen umfassenden Werkes, das wir, beiläufig gesagt, allen Gebildeten unseres Volkes aufs Wärmste empfehlen, auch nur im kürzesten Auszuge wiedergeben, doch sei hier noch erwähnt, daß dies Werk, welches in der Vorrede zu dieser (bereits der 3.) Auflage eine Charakteristik der Elaborate Renans und Ewalds enthält, da es zugleich eine Einleitung zum „Neuen Testament“ vertritt, auch für die Studirenden der Theologie eine reiche Fundgrube bietet.“



2

Ein Erlaß des Königgräzer Consistoriums (Böhmen) verbietet Anhängern des Spiritismus, als Tauf- oder Firmpathen zu fungiren. Hartnäckigen Spiritisten werde bei der Beichte die Absolution verweigert werden. Bürgerschullehrer Waniczek in Starckenbach, durch Spiritismus in Wahnsinn verfallen, wurde ins Prager Irrenhaus geschafft. *Treuer. Aug. n. 5/4 83.*

Grimert, Fr. Chemnitz, Schonfelder
Strasse 10b.

Greubsch, Kfm. Breslau, H. Royal.

Gruner, Kfm. Liegau, Nagels Hotel.

Gutmann, Kfm. Leipzig, Webers Hot

Hartmann, Ingen. Drontheim, Grand
Union Hotel.

Hahn, Fbr. Obergruna, Curländ. Hs.

goldne Rose.

Kiengle, Kfm. Leipzig, Rheinisch. Hof.

Kraeger, Kfm. Leutersdorf, Rhein.

Kraeger, Frau, Leutersdorf, Hof
Rheinischer Hof.

Kröner, Hüttenwerksverwalter
Schmiedeberg, Ritterhof.

Kranich, Frau, Peterwald, Ritterhof

Der bekannte Spiritist Hume versuchte vor Kurzem in Petersburg in Gegenwart einiger dortigen Gelehrten das thatsächliche Bestehen des Spiritismus zu beweisen. Die Vertreter der Wissenschaft (zwei Mathematiker, zwei Chemiker, ein Physiolog und ein Arzt), welche auf den Vorschlag des Herrn Hume eingegangen waren, hatten die Bedingung gestellt, daß sie an dem Orte, an welchem die Sitzungen stattfinden sollten, alle ihnen nöthig scheinenden Vorbereitungen treffen dürften. Die Gelehrten hatten sich zur bestimmten Stunde eingestellt. Bald erschien auch Hr. Hume, der sich für den Verkehr mit den Geistern aufgelegt erklärte, und die Gesellschaft begab sich in das zur Sitzung bestimmte Zimmer, dessen Thüren vom frühesten Morgen an verriegelt gewesen waren, so daß im Laufe des Tages niemand hatte hineinkommen können. Die Vorbereitungen, welche man daselbst getroffen, waren nicht zahlreich, aber zweckentsprechend. Statt eines gewöhnlichen Tisches war ein schwerer Tisch von Glas aufgestellt, und auf demselben befand sich eine Lampe mit einem Reflector, welche den Raum unter dem Tisch erhellte, so daß keine Bewegung des Hrn. Hume den Beobachtern entgehen konnte. Die Anwesenden setzten sich nun um den Tisch und bildeten die Kette, d. h. sie legten ihre Hände derart auf den Tisch, daß die kleinen Finger eines jeden die des Nachbarn berührten. Nach einiger Zeit erklärte Hr. Hume, daß er die Gegenwart der Geister zu spüren anfangte und daß diese selbst sich äußerlich durch das Zittern der Flamme des auf den Tisch gestellten Lichtes kundgäben. Man antwortete, daß dieses Zittern nicht durch die Geister, sondern durch den Ventilator erzeugt werde. Als der Ventilator geschlossen war, zitterte die Flamme nicht mehr. Herr Hume wurde etwas verlegen, verlor jedoch noch nicht den Muth. Die Kette wurde abermals gebildet. Wieder erklärte Herr Hume, daß er die Gegenwart der Geister fühle, und daß namentlich in Folge dessen sein Puls sehr stark gehe. Der Puls ging allerdings schnell, aber einer der Anwesenden erklärte dies als eine Folge der Anspannung und der hohen Temperatur des Zimmers und behauptete, daß man bei ihm dieselbe Erscheinung wahrnehmen werde. Man zählte die Pulsschläge und fand deren in der That eben so viele bei diesem Herrn als bei Herrn Hume. Nach diesen beiden Mißerfolgen wollte Herr Hume das Experiment mit dem Tische noch weiter fortsetzen und schlug vor, das Gewicht irgend eines Gegenstandes zu verändern. Man wählte einen im Zimmer stehenden Eimer und stellte ihn auf die Waagschale. Der Eimer stand wie auch jeder andere ordentliche Eimer; er stand lange, zeigte aber nicht die mindeste Neigung, eine wissenschaftliche Wahrheit umzustößen. — Es war spät geworden; Alle waren ermüdet, Herr Hume in Folge seiner verunglückten Versuche wahrscheinlich mehr als die anderen. Die Sitzung wurde beendigt. Herr Hume versprach, dieselbe zu erneuern, aber er ließ sich am folgenden Tage entschuldigen, weil er sich nicht aufgelegt fühle und dadurch abgehalten werde, sein Versprechen zu erfüllen.

I. Beilage der Berliner Börsenzeit. 6/4 71.

I. Beilage d. Berliner Börsenzeit. n. 6/4 1871.

und durch ihre Erhaltung der
lischen Welt ein Unterpfand einer heilbringenden
Entwicklung gegeben, das Recht der freien, wi-
ssenschaftlichen Forschung gewahrt und in die Annalen
der Münchener Universität ein Blatt von hö-
chster historischer Weihe eingefügt. Auf den Schei-
delgestell zwischen einer sogenannten demüthigen
Unterwerfung, die ohne Rücksicht auf
Gerechtigkeit und Wahrheit von Ihnen gefordert wird un-
möglich einer schweren, aber unerläßlichen In-
erfüllung haben Sie männlich die richtige Bahn
wählt! — Harren Sie aus im Kampfe, hochwür-
diger Herr, bewehret mit dem festen und leuchtenden
Lichte der Wissenschaft und möge derselbe ein Medusen-
kopfe werden für alle Verderber der Christenheit! —
diesem Wendepunkte christlicher Geschichte gedenke
der Frage des muthigen Gratry? „Bedarf Gott
Lüge?“ und wir und mit uns Tausende treuer
antworten gleich Ihnen, hochwürdiger Herr, mit
klaren und entschlossenen „Nein!“

Für die Redaction verantwortlich: C. Samu-

geführt sind. Die mit Cursivschrift gedruckten Orte
sind nicht Eisenbahnstationen, jedoch aufgenom-
men, weil in dem bezüglichen Fahrplane der An-
schluß per Post oder per Dampfschiff dahin nachge-
wiesen ist. Die in das Register aufgenommenen
außerdeutschen Stationen sind auf den dabei vermerk-
ten Seiten unter den Anschlüssen aufgeführt. II. Fahr-
pläne der Eisenbahnen in Deutschland und der
Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie. Da innerhalb
des Deutschen Bundesgebietes Aenderungen in den
Eisenbahn-Fahrplänen nur mit dem 1. jeden Monats
vorgenommen und rechtzeitig veröffentlicht werden
sollen, so wird dem Publicum hierdurch die Sicherheit
gewährt, daß die darin enthaltenen Fahrpläne, so
weit dieselben Eisenbahnen zc. betreffen — auch für
den ganzen Monat gültig bleiben. — Coursebuch
Nr. 2 erscheint zu Anfang Mai.

— Der Judenkravall in Sanbusch hat ein
energisches Einschreiten der Krakauer Behörden zur
Folge gehabt. Man macht über den Vorfall auf
Bielitz, 1. April, folgende weitere Mittheilungen: Hof-
rath v. Bobowsky kam am 26. v. M. mit dem
Staatsanwalts-Substituten Brason in Sanbusch an
und ordnete sofort die strengste Untersuchung der Vor-
fälle an. In einer Kundmachung wurde die Be-
völkerung aufgefordert, sich ruhig zu verhalten. Den
Stadtbürgern, welche sich auf die Stanislaus-Privi-
legien beriefen, wonach sie keinen Juden in der Stadt
zu dulden brauchten, gab Hofrath Bobowsky zur Ant-
wort, daß diese Privilegien mit den gegenwärtigen
Gesetzen in Widerspruch und kraftlos sind, zugleich
gab er einer Deputation der angesehensten jüdischen
Bewohner der Vorstadt Zabloczy die Versicherung,
daß sie über die Zukunft vollkommen beruhigt sein

Spiritistensput. In München trieb seit einiger Zeit ein Medium, das man speziell aus England verschrieben und sich Eglinton nannte, sein Unwesen. Die Gläubigen sind aus außer sich über sein Wirken, und der Ehrenspiritist Gabriel Max schildert eine der Spektakelszenen in dem Organ der Spiritisten „Mehr Licht“ mit einer wahren Begeisterung. Er erzählt, in dem Zimmer, in dem sich die Gesellschaft befand, Eglinton saß, daß er das dort postirte Klavier gar nicht betreiben konnte. Und doch wurde von einem im Zimmer umherirrenden Wesen ganz hörbar die Stütze des Deckels umgelegt und ohne besonderen Lärm wieder niedergelegt. Währenddem lag, so schreibt Max, Eglinton horizontal über unseren Köpfen und legte sanft seine Füße auf meinen Kopf. Zugleich wurde eine Dame arg gequält und mit dem Stuhl gehoben. Die Gitarre flog in einer entgegengesetzten Ecke des Zimmers klingend umher, und selbst der schwere gothische Tisch fing sich zu heben an. In der Aufregung, in die Max dadurch versetzt war, kam ihm, wie er schreibt, die Versuchung an, die Kette zu lösen und die Hand seines Nachbarn loszulassen. Eglinton stürzte auch sofort zu Boden und hätten ihn — es war dunkel — seine Nachbarn nicht fest bei den Händen gehalten, er müßte sich schwer verletzt haben. „Das war“, schließt Max, „eine gewagte, aber auch außerordentlich überzeugende Probe.“ — Fast zu derselben Zeit, als man in dem Spiritistenorgan den erwähnten Artikel las, wurde der „Süddeutschen Presse“ aus München vom 10. d. M. geschrieben: „Ein bekannter englischer Spiritist, welcher für vieles Geld von hiesigen Anhängern aus England „verschrieben“ worden, trieb längere Zeit mit Spizen der hiesigen Künstler und Wissenschaft in dunklen Zimmern bei tausenden Gitarren und Drehorgeln seine Künste. Die Zahl der Gläubigen, welche sich freudig ein geistiges „Blaues Mal“ von einer geistigen Gitarre auf die Backe schlagen ließen, wuchs immer mehr. Vor einigen Tagen gelang es endlich, den Herrn zu entlarven, der sich einfach als ein äußerst geschickter Akrobat erwies, der nur seine Künste im Dunkeln und theurer wie seine Kollegen produzierte. Er ist nach seiner Entlarbung sofort abgereist und hat sogar auf das affordirte Reisegeld verzichtet. Der Herr Spiritist hat den Namen Eglinton geführt.“

Eines Herzogs Enkel wegen Diebstahls verurtheilt. Der Vicomte Civry, natürlicher Enkel des verstorbenen Herzogs Karl von Braunschweig, wurde, wie wir bereits in einer früheren Nummer meldeten, in Paris, und zwar wegen Diebstahls mit Einbruch, zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt.

mitunterzeichneten Förster zu Bschopau zu wenden,
zu begeben.

Königl. Mevierverwaltung Dittersdorf, am
Im Auftrage:
Franke.

ung.

en Frauensperson im hiesigen Schloßteich schwimmend
schwimmenden Gondel ein Damenhut und ein Herrenhut
en kann, daß auch eine zweite und zwar männliche
t dem Ersuchen zur öffentlichen Kenntniß, mir von
vollen, die zur Feststellung der Personenidentität der
tion bereit.

orstand.

ung.

daß das Königliche Landstallamt zu Moritzburg auf
geschlossen hat, die in Schloßchemnitz stationirten
belassen.

h.

se's Buchhandlung, inn. Johannis-
strasse Nr. 7

u wurde ein
rtemonnaie
13 Mark baar
Klasse Leipzig-
Finder wird
te Belohnung
erstraße 25, I.

en
E. Abzuholen
3 Tr.

age ist fort-
blenz 84B.

ferschmiede-
de Beschäftig-
doch nur gute
tein-Ernstthal.

Techniker als Associe

gesucht für eine im Betrieb stehende
Eisengiesserei mit Maschinenfabrik
in einer an Bahnverzweigung gelege-
nen frequenten Handels- und Fabrik-
stadt (Provinzialstadt) Bayerns. Ein-
lagskapital 20—25,000 Mark. Offer-
ten unter Adresse **Z. 8** befördert die
Expedition d. Bl.

Lohnzwirnerei.

Eine leistungsfähige Lohnzwirnerei
sucht noch mehr Beschäftigung, gleichviel
ob in Gute, Wolle oder Baumwolle.
Offerten werden unter **Xx. 504**
in die Expedition d. Bl. erbeten.

* Wirt
sonen
leicht
hoher

Fre
8. Tag
lager
zu rich

in flot
trägen
leistu
stigen
Abdr
valid

* Bi
baldig
tigen,
für G
Com

W
* Zur
und ein
wird ei
für ein
in näch
Offe
die Ex

Ein
Z
findet
bei

Sta
Ein u
kann so
pr. Wo
Mitte
Kra
Jahren
Gebrüde

5 —* Die Leistungen des im Mosellasaal gegenwärtig gastirenden „Geschwindkünstlers“ Mr. Dexter grenzen an das Wunderbare. Vor einem kleinen Kreis bekannter hiesiger Herren producirte sich gestern Abend Mr. Dexter privatim und entwickelte hierbei eine Gewandtheit, die Alle in das höchste Erstaunen versetzte. Zunächst ließ er sich mit Händen und Füßen an einen Stuhl binden. Man gebrauchte hierbei seitens der Anwesenden die größtmöglichste Vorsicht: man knüpfte künstliche, nur sehr schwer wieder aufzumachende Knoten, zog die Stricke straff an &c. Nachdem Mr. Dexter in dieser Weise gefesselt war, wurden die Lichter ausgelöscht, worauf Mr. Dexter, der inmitten seiner Zuschauer saß, die heimliche Kraft walten ließ. Nach Verlauf von 16 Secunden wurden die Lichter wieder angezündet — das Kunststück war vollbracht: Mr. Dexter stand ungefesselt neben dem Stuhle, die aufgeknüpften starken Stricke lagen auf dem Boden. Als nächste Production ließ er drei Herren, einen nach dem andern, eine dreistellige Zahl auf ein leeres Papier schreiben, ein vierter addirte diese Summen zusammen, während ein fünfter ein leeres Stück Papier zusammengefalten in die Tasche steckte. Die von dem vierten Herrn zusammenaddirte Summe 1412 befand sich alsbald mit großen Ziffern auf dem Papier geschrieben vor, welches der fünfte Herr unbeschrieben in die Tasche gesteckt und darin während der Production wohl verwahrt gehalten hatte. Diesen Zettel mit der Zahl 1412 drückte Mr. Dexter darauf auf seinen Arm, auf welchem man demnächst, nachdem man denselben entblößt hatte, die erwähnte Zahl wie in Blut geschrieben vorfand. Es wurde sodann ein Herr ersucht, die ersten beiden oder die letzten beiden Ziffern dieser Zahl ungesehen durchzustreichen und den Zettel alsdann in die Tasche zu stecken. Nachdem dies geschehen, fand ein anderer Herr auf einem vorher als leer in die Tasche gesteckter Papier diejenige Zahl vor, welche der vorige Herr nicht ausgestrichen hatte: 14. Ein Name, welchen sich ein Herr aus einer Liste aufgezeichneter Namen dachte, wurde von Mr. Dexter ohne Weiteres errathen, nachdem ihm der Anfangsbuchstabe des Namens genannt worden war. Auch das Tischrücken wurde mit Erfolg ausgeführt. Schließlich

Merkmale Zeitung. 7. 21/12 1880

luß bei
keiten,
andere
n besten
, was
Aner-
bestätigt
f. Ver

ler-Cur.



ben ge-
ziehen.
or An-
n und
ten in
lich ge-

lin in
s Herrn
calauer-
Wieder-
port in
Julius

gratulationen für enthoben:

Jul. Reißig, Commerzienrath Hecker,
G. A. Seidel; Dir. Jul. Pfeiffer, Dir.
Fritz Vogl, Dr. med. Abendroth, Lehrer
Grubl, Emil Duderstädt, J. W. Winkler,
Commerzienrath Gulden, Ferd. Förster,
Louis Bernstein, Joh. Carl Heyn's
Nachflgr., Johannes Göge, Emil Tipp-
mann, Wilh. Grumbt, Louis Schellen-
berg, Bankdir. Adam, Joh. Stumpf,
Carl Thiergen, Alex. Kompaow, Rich.
Winkler, Dir. Carl Sondermann, Ferd.
Baldaun, Dir. Diehl, Emil Diehl, Jul.
Klöden, Landgerichts-Direct. Leonhardt,
Herm. Schreckenbach, Ed. Gechler, Dr.
med. Schilling, Eugen Seyfert, Ferd.
Doppler, Aug. Buchly, Alwin Klein-
hempel, Herrm. Schilling, Phil. Hug.
Fischer, Gust. Emil Fischer, Otto Ulich,
Emil Hänel, Commerzienrath Pflugbeil,
Rechtsanwalt Dr. Enzmann, Gustav
Schubert, Jul. Rudert in Dresden,
Ed. Hansen, Alfred Schneider, Ernst
Pflugbeil.

Stadt-Theater.

Freitag, den 31. December.

Nachmittags 4 Uhr:

Frau Holle.

Weihnachtsmärchen in 7 Bildern
von G. A. Görner.

ipziger
senz

in ganzen
fehlt
Arnold,
29.

lung



ng.

Chemnitz und Umgegend.
Leitung: A. Kutschbach.

31:

2 Mt. 50 Pfg.; Zutragen 40 Pfg.
1881.

es ist die „Chemnitzer Zeitung“ nach
Tagesereignisse mit Selbstständigkeit
Angelegenheiten wird sie künftig
re Leser über alle Ereignisse auf dem

erfaßte Mr. Dexter die Hände eines Herrn, behielt dieselben in seinen Händen und mußte dabei doch unbemerkt einen großen eisernen Ring auf den rechten Arm des betr. Herrn zu streifen. Mr. Dexter erklärte, daß alle diese Productionen auch von den Spiritisten ausgeführt würden und zwar, wie diese vorgäben, mit Hilfe von Geistern. Das Letztere sei aber durchaus nicht der Fall, es ginge vielmehr Alles auf natürlichem Wege zu. —
Aehnlich sind die Vorführungen, welche Mr. Dexter bei den Vorstellungen im Mosellasaal giebt und wir können daher nur Jedem, der sich für das geheimnißvolle Treiben Mr. Dexter's interessirt, empfehlen, diese Vorstellungen zu besuchen, zumal auch das Uebrige, was in denselben geboten wird, von seltener Vortrefflichkeit ist.

— n **Grießbach**, 28. December. Ihre ge-

... die Kenntnisse erschöpfend zu unterrichten.

... aus Chemnitz's Vergangenheit:

... von Chemnitz,

... von Albinus.

Blätter gratis:

Handbote.

... ngegend.

... nach der Arbeit“.

antiarthritischer antirheum

Blutreinigungs-

er



3.,

Der religiöse Geist

in Volk und Heer

während

des französischen Krieges.

~~~~~  
Ein Vortrag

von

Adolf Stöcker,

Hof- und Domprediger zu Berlin.

Preis 1, 00.

---

Berlin.

Verlag von Wiegandt und Griepen.

1876.

Der religiöse Geist

in der Zeit der Reformation

des protestantischen Kirchenrechts

von

Adolf Stier

Berlin

Verlag von Engelmann und Sohn

1878

4. 5.  
Dem deutschen Heer

zu

Dank und Mahnung

von

einem ehemaligen Militärpfarrer.

Es ist die oft schon überaus häufige Erfahrung, dass  
einmal der ein guter Mann der Menschheit darin  
aufgefallen.

Die Schrift von dem die Tugend und  
Anwendung der Tugend für die Tugend  
zu bezeichnen.

Handbuch der

in

Grundriss der

von

einem ehemaligen

Von jeher war der Genius des germanischen Stammes mit der Religion innig vertraut. In seinem tiefen Gemüthsleben wurzelt die Freude an der Betrachtung der überirdischen und unsichtbaren Dinge, und in dem starken persönlichen Gewissen die Fähigkeit zu hoher sittlicher Kraft. Diesem glücklichen Boden entspröß in grauer Vorzeit, mit wunderbarer Schönheit geziert, die wilde Rose nordischer Mythologie, erblühte später, als der in stiller Waldeinsamkeit hochgewachsene Stock mit dem Reis aus Davids Stamm veredelt wurde, in tausend Blüthen die Rose Jesse. Wenn die alten Germanen im Geheimniß heiliger Haine ihre Götter ohne Bild verehrten, weil kein Gleichniß ihrer Vorstellung von der Gottheit genügte; wenn in ihren Götterkämpfen Balder der Gute vom bösen Feind getödtet ward, aber seinen Tag der Auferstehung feierte; wenn in der tiefsinnigen Mähr von Ragnarok, der Götterdämmerung, die ganze Glaubenswelt zusammenbrechen mußte, um einer neuen Zeit Raum zu schaffen, in welcher die Gerechtigkeit geoffenbart wird: so tragen alle diese Anschauungen Spuren einer inneren unbewußten Vorbereitung der Germanen für das Christenthum. Hat ein großer Kirchenvater allen Heiden eine von Natur auf das

Christenthum angelegte Seele zugeschrieben, so muß dies in einem besonderen Sinne von unsern Vätern gelten.

In der That so findet sie die Geschichte der Kirche. Nahm Rom das Evangelium an, wie ein müder Greis, der für seine Kämpfe, Sünden und Irrthümer Frieden sucht: der deutsche Stamm ergriff es nach kurzem, trotzigen Sträuben wie ein begeisterter Jüngling und legte seine ganze Seele, seine höchsten Ideale hinein. Seine Innerlichkeit fand in dem geoffenbarten Gottesohne das unmittelbare Verhältniß zu dem lebendigen Allvater; seine Mannentreue folgte mit Begeisterung dem göttlichen Helden, der kämpfend, leidend, sterbend die Feinde der Menschheit zwang; seine Wahrhaftigkeit wurde von der tiefsinnigen Wahrheit des Evangeliums ergriffen, und der ungestüme Freiheitsdrang lernte gern vor dem Bilde des Gekreuzigten, daß nur der, welchen Christus frei macht, recht frei ist. Der Heliand, dies in der Literatur aller Völker einzige Epos, ist der Beweis, wie innig das deutsche Volksthum sich mit dem Christenthum durchdrang. Hineingeworfen als eine treibende Gotteskraft in die Werdelust der großen germanischen Völkerfamilie, hat hier das Evangelium in Wort und Lied, in Kunst und Wissenschaft eine Geistesarbeit geweckt, die in den Büchern der Geschichte unvergleichlich ist. Auch die Politik gestaltete sich nach christlichen Ideen; das römische Kaiserthum deutscher Nation hat nur seinen Namen von Cäsar geliehen, im innersten Wesen wollte es ein Gottesreich sein, gleichsam die äußere Seite des Königreichs Christi, das in dem römischen Bischof seinen Hohenpriester, in dem

römischen Kaiser seinen irdischen Verwalter hatte. Viel Kampf ist durch diese umfassende Idee über unser Volk gekommen; aber weder vor den Kriegen der Erde, noch vor den Kämpfen des Geistes hat sich Deutschland je gefürchtet. Auch jene nahm es sehr ernsthaft, und Jahrhunderte hindurch ging das deutsche Heer mit einem: „Kyrie Eleison“ in die Schlacht. Diese religiös gefärbte Heldenhaftigkeit, diese kirchlich bewegte Ritterlichkeit hat dem ganzen Mittelalter seinen eigenthümlichen Charakter aufgeprägt. Man thut dieser Zeit Unrecht, wenn man sie, mit dem Maßstabe der Aufklärung gemessen, eine dunkle Epoche nennt. Es hat ihr in Wahrheit nie an göttlichen Lichtstrahlen gefehlt, obwohl Manches in Finsterniß lag. Die Tage der romanischen und gothischen Dome, der Kreuzzüge und Römerfahrten sind für das Reich Gottes keine geringen Tage gewesen; große christliche Dichter wechseln da mit großen Predigern ab; Berthold und Tauler, Suso und Ruysbroeck sind doch echte Ahnenbilder deutscher religiöser Vergangenheit; aus den mittelalterlichen Quellen des geistlichen Liedes, der gefundenen Mystik, der „deutschen Theologie“ ist der Strom der Reformation entsprungen. — Diese große religiöse Bewegung, die größte seit der Zeit der Apostel, ist geradezu die That des germanischen Stammes, und in Deutschland findet sie ihren mütterlichen Schooß. Nicht plötzlich, wie ein unerklärliches Wunder überfällt sie uns; in allen Jahrhunderten des Mittelalters stehen als Vorposten des künftigen Kampfes deutsche Reformatoren vor der Reformation, die ihr Lösungswort mit mehr oder weniger evangelischer Klarheit ausrufen.

Und als der Tag kam, an welchem die Parole klar und voll: Wittenberg lautete, da erhob sich, von dem Muth der Wahrheit angefeuert, von dem Worte Gottes begeistert, von der Herrlichkeit des zum zweiten Mal auferstandenen Christus überwunden, das ganze Volk und warf das Joch der Knechtschaft von sich. Von da ab datirt die neue Zeit, für Deutschland nicht immer eine glückliche Zeit, oft zerrissen von Confessionskämpfen und Religionskriegen, aber doch eine reiche Zeit, die dem wiedergewonnenen Evangelium in Gemüth und Geist, in Haus und Kirche, in Volksleben und Literatur eine heimathliche Stätte bereitete. Freilich während der Zeit der Orthodorie versteinerte das neue Leben zu starren Glaubensartikeln und unduldsamen Staatskirchen; aber hinein in den Kampf um Dogmen predigte noch immer Johann Arnd das „wahre Christenthum“, sang Paul Gerhardt seine gottinnigen Glaubenslieder. Der deutsche Geist fand an der bloßen Dogmatik kein Genüge für sein religiöses Bedürfniß; der warme Odem des Pietismus schmolz das Eis des unfruchtbar gewordenen Kirchenthums und rief die ersten Blüthen der inneren und äußeren Mission hervor. Dem kurzen Tage folgte der Nachtfrost der Freigeisterei; das religiöse Leben erfror; auch unsere große Literatur litt unter dem Mangel eines lebendigen Christenthums. Einen Augenblick schien es wirklich, als könne die Welt ohne das Evangelium leben. Napoleon war der dämonische Sohn dieses Augenblicks; er zertrat jedes nationale, auch das deutsche Leben mit seinem eisernen Fuße.

Unter dem Druck wuchs die Palme Gottes, aus der



Nacht des Glends der kühne, fromme, protestantische Geist der Freiheitskriege. Ganz Deutschland ein Schlachtfeld; aber befruchtet von den Thränen unermesslichen Sammers und von den Blutströmen, die aus dem Herzen kamen, aufgerissen von den Schwertern und Speeren eines heiligen Kampfes, wurde dies Schlachtfeld zu einem Ackerfelde des Reiches Gottes. Schleiermacher, Fichte und Arndt warfen das Wort, Arndt, Schenkendorf und Rückert das Lied in die offenen Furchen und auf die Jahre der Trübsal und des Kampfes folgte ein Frühling des Geisteslebens, der Frömmigkeit wie der Theologie. Dieser Frühling hat seine Verheißungen nicht erfüllt. Wohl erntet die Kirche noch heute, was damals ausgesäet ist; aber viele Blüthen sind geknickt, viele Gebiete unseres Volkslebens sind kahle Stoppelfelder geblieben. Besonders schmerzlich und verhängnißvoll war es, daß die Wiedergeburt des akademischen Lebens, deren Anfänge in den burschenschaftlichen Bestrebungen, wenn auch noch unklar und unrein, unläugbar vorhanden waren, mit gewaltsamer Hand unterdrückt wurde. Schauen wir aus unsern Tagen, in welchen die Kreise der Gebildeten von dem Centrum des Christenthums so weit abgezogen sind, in jene glühende ideale Begeisterung der deutschen studirenden Jugend zurück, so beschleicht uns noch immer eine tiefe Bemueth. Ein Jünglingsbund, der „die christlich deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft im Dienste des Vaterlands“ zu seinem Panier machte, der das Wartburgfest mit dem Lutherlied begann und mit dem Choral endete: Nun danket alle Gott; — ein solcher Bund

konnte für das gebildete Deutschland eine Prophetenschule christlich nationalen Geistes werden. Die Zerspaltung desselben wirkte wie der Tod auf die Erneuerung unseres Universitätslebens. Wohl sangen sie beim Auseinandergehen:

Das Haus mag zerfallen;  
Was hat's denn für Noth!  
Der Geist lebt in uns Allen  
Und unsre Burg ist Gott.

Der Geist ist doch nicht lebendig geblieben, und die Burg ruine ist nicht wieder aufgebaut. Eine argwöhnische Politik, eine unfreie Kirche, eine idealistische Philosophie, die in Materialismus umschlug, eine eindringende Naturwissenschaft, die nur zu oft Gott und den Geist leugnete: dies Alles, verbunden mit einer unübersehbaren Entwicklung des Verkehrslebens, hat dann während einer fünfzigjährigen Friedenszeit voll Erfindungen und Entdeckungen in unserm Volke eine Weltanschauung großgezogen, welche die besten Errungenschaften der deutschen Geschichte zu zerstören droht, den evangelischen Glauben und die protestantische Gewissenhaftigkeit. Es ist immer schwer, eine Zeit auf ihren religiösen Gehalt zu schätzen — zumal für die, welche mitten in dieser Zeit leben — aber darin sind die Urtheile von Freund und Feind einig, daß die Gegenwart eine glaubenslose Zeit ist, daß unser Geschlecht sich vom Idealen abwendet, daß in breiten Massen unseres nationalen Lebens die Gottentfremdung eben so groß ist wie der Weltfynn. Schon triumphiren die Gegner des christlichen Geistes und bestellen für die Kirche, die sie

4. 5.

todt sagen, das Begräbniß; theilnahmlos stehen die Indifferenten am Wege und werden höchstens durch das Wetterleuchten des Socialismus einmal aus ihrem Geisteschlafe aufgeweckt; die gläubigen Christen aber, kleine Häuflein gegenüber der Menge des Unglaubens, schauen zum Theil hoffnungslos in das Chaos der deutschen Entwicklung und wagen kaum zu hoffen, daß die Stimme: es werde Licht! das Dunkel wieder durchdringen könne. Eben dieser Hoffnungslosigkeit möchte ich wehren; ich möchte an dem religiösen Geiste, der während des Krieges lebendig in unserm Volk und Heer pulsrte, klar beweisen, daß trotz der materialistischen und widerchristlichen Anschauungen, welche das Volk beherrschen, noch immer unter uns ein großer Aufschwung des christlichen Lebens möglich ist. Ist es wahr, daß vor fünf Jahren vom Kaiser bis zum gemeinen Soldaten, von dieser unserer Residenz bis in das letzte Dorf die deutsche Nation im Ganzen und Großen wahrhaft religiös bewegt war, dann dürfen wir auch heute noch an der Hoffnung festhalten, daß der glaubenslose Materialismus eine Epidemie ist, die einem gesunden Christenthum weichen muß, wenn ihre Zeit erfüllt ist. Hat wirklich das Christenthum in den gewaltigen Tagen nationalen Kampfes mit seinen Schmerzen und Siegen das Volk zu Buße und Dank, das Heer zu Kampf und Tod gesammelt, hat es die Streitenden ermuthigt, die Leidenden getröstet, und überall den rechten Geist geweckt, die Bedürfnisse der Herzen befriedigt; hat nur das lebendige Christenthum dies Alles vermocht, dann ist es unzweifelhaft noch

immer der Lebensbrunnen des deutschen Gemüths. Dann ist die christliche Weltanschauung nicht etwa der überwundene Standpunkt einer früheren Epoche, sondern noch immer der überwindende Standpunkt jeder großen Zeit, und nur die kleinen Menschen wie die kleinen Ereignisse können ihrer entbehren. So führt der religiöse Geist während des Krieges die Apologie des Christenthums. — Andererseits, wenn unter dem Wehen des patriotischen Geistes der Zweifel verstummte und das Feuer der Weltlüsternheit erlosch, wenn unser Volk den Krieg nicht beginnen und nicht führen wollte ohne den Aufblick zu dem lebendigen Gott, wenn unsere Krieger nicht in den Kampf ziehen mochten ohne die Gewißheit der Sündenvergebung in Wort und Sacrament, wenn die Sterbenden ihre letzten Grüße in die Heimath mit der Hoffnung der Auferstehung und des ewigen Lebens verbanden, wenn das Heer im Ganzen und Großen Bibel und Gesangbuch, Gebet und Fürbitte als seine besten Waffen im Kampfe ansah, dann ist unzweifelhaft das deutsche Gemüth noch nicht gottlos geworden, dann fühlt es noch immer den Hunger und Durst nach Gott, der in seiner Natur liegt. So führt der religiöse Geist während des Krieges die Apologie der deutschen Religiosität. Und ist dieser Geist nur während des Krieges selbst lebendig gewesen, hat er bisher keine sichtbare Frucht gebracht, scheint er mehr als vorher vielleicht im Verschwinden begriffen, so ist es freilich ein trauriges Zeichen von der Gewalt des Zeitgeistes, daß so schnell die Spuren der Gnade verwischt werden, und ein schmerzlicher Beweis von der Ober-

flächlichkeit des heutigen Sinnes, daß die Frömmigkeit nicht länger dauert als die Heimsuchung Gottes. Aber die That-  
sache selbst bleibt unberührt, daß unser Volk in seiner Ge-  
samtheit während des Krieges unter der Herrschaft des  
christlichen Geistes stand. Und hierauf eben kommt es an.  
Denn es kann meine Aufgabe nicht sein, den persönlichen Be-  
kehrungen nachzuforschen und etwa geschehene Erweckungen zu  
constatiren. Durch Erscheinungen der letzten Zeit in den  
englischen und amerikanischen Kirchen sind deutsche Herzen  
vielfach auf den Gedanken gekommen, die Entwicklung unseres  
religiösen Geistes möchte einen ähnlichen Gang nehmen wie  
dort. Aber in einer Volkskirche, wie wir sie haben, werden  
religiöse Bewegungen stets einen anderen Charakter offenbaren  
als in der kirchen- und sectenreichen Welt unserer anglo-  
sächsischen Brüder. Auch die Erscheinungen in der Zeit des  
Pietismus waren durchaus anderer Natur als die Revivals  
des Methodismus. Vielleicht könnte man das „Klingen und  
Regen am Ostseestrande“ aus den zwanziger und dreißiger  
Jahren unseres Jahrhunderts noch am ehesten damit vergleichen.  
Aber wie klein blieb doch der Kreis dieser Bewegung, und  
wie bald verglühte die ganze Flamme! die deutschen Er-  
weckungen haben immer einen großen, welthistorischen Zug  
gehabt. Unsere Revivals heißen: Reformation, Pietismus,  
Freiheitskriege. Sie durchdringen organisch die ganze deutsche  
Geisteswelt und erregen nicht bloß das isolirte religiöse Ge-  
fühl einzelner Schaaren, sondern den gesammten Volksgeist,  
den sie wie mit göttlicher, unsichtbarer Macht hoch über sein

Niveau erheben. Und so lange unsere Kirche wesentlich Volkskirche bleibt, wird dieser Charakter sich kaum ändern.

Unter diesen Gesichtspunkten dürfen wir unsere Geschichte eher mit derjenigen Israels zusammenhalten. Bekanntlich ist das deutsche Volk zuerst von Bunsen das Israel des neuen Bundes genannt, und nur zu oft hat die Thorheit dies Wort gemißbraucht. Besonders während des Krieges konnte man zuweilen den patriotischen Eifer aus Unverstand sagen hören, Deutschland, das Land der Gottesfurcht und frommen Sitte, sei Israel und habe gegen das welsche Kanaan seinen Streit zu führen. Eine solche vermessene Sprache findet auch in der Ungerechtigkeit der französischen Kriegserklärung, auch in der Berausung der Schlachten und Siege keine Entschuldigung. Sehen wir auf den gegenwärtigen religiösen Zustand Deutschlands im Allgemeinen, so müssen wir mit Schmerz bekennen, daß kaum in einer andern Nation die Kräfte des Unglaubens so mächtig sind; jedenfalls ist das deutsche Volk heute das unkirchlichste unter den Völkern der protestantischen Christenheit. Damit steht es nicht im Widerspruch, daß sich im Einzelnen viel fromme Christen, religiös angeregte Gemeinden, kirchlich gesinnte Bevölkerungen ganzer Landstriche finden, daß die gläubige Theologie noch immer ihre vornehmste Stätte in den deutschen Universitäten und Pfarrhäusern hat. — Aber mit jenem Bunsen'schen Wort soll ja nicht ein glänzender Zustand des religiösen Lebens, sondern eine Volksanlage gekennzeichnet werden; auch nicht Deutschland für sich, sondern der ganze germanische Stamm ist in die Gedan-

ken desselben eingeschlossen. Das aber ist gewiß, daß die deutsche Volksseele ganz besonders auf das religiöse Element angewiesen ist und ohne dasselbe verkümmert. So hat denn auch das Christenthum bei uns nicht bloß eine individuelle, sondern eine volksmäßige Entwicklung. Wie Deutschland die Wahlstatt der europäischen Kriege, war der deutsche Volksgeist die Stätte der großen Kämpfe in Theologie und Philosophie. So sind bei uns Erweckung und Abfall mehr universeller Natur. Und in dem Sinne dürfen wir uns allerdings mit Israel vergleichen, daß dort wie bei uns Zeiten religiöser Erweckung, und zwar für das ganze Volk, mit Perioden religiöser Ermattung, ja geradezu mit Epochen des Abfalls wechseln, in welchen nur wenige Fromme das heilige Feuer hinüberretten in die Tage neuer Erquickung. Hat Jehovah Zebaoth trotzdem sein Volk nicht verlassen noch verstoßen, sondern es mit göttlichem Erbarmen immer wieder gesucht, so dürfen auch wir den Glauben haben, daß es mit uns noch nicht aus ist. In diesem Lichte erscheint mir die Kriegszeit als eine Tröstung, vielleicht als eine Weissagung, daß Deutschland, wie es seinen Krieg unter dem starken Eindruck des göttlichen Geistes geführt hat, so auch seine Friedenszeiten im Herrn wieder führen wird.

Jedermann erinnert sich an den Augenblick, als der Krieg erklärt wurde. Der Sturm brach unerwartet los. Wie ein Blitz aus blauem Himmel leuchtete der Riesenkampf zweier Nationen vor uns auf; aber wie immer im Ungewitter offenbarte sich der Herr. Durch jede deutsche Brust wehte der

wundervolle Geist der Freiheitskriege, wie er uns von den Vätern geschildert ist: Entschlossenheit und Thatkraft, Königstreue und Vaterlandsliebe; ein Gottvertrauen ohne Wanken, eine Opferfreudigkeit ohne Gleichen stempelten den Krieg, schon ehe er begann, zu einem Volkskriege deutscher Begeisterung. Dasselbe Feuer ergriff die alten wie die neuen Provinzen unserer Monarchie; in Cassel und Flensburg wie in Berlin, in Hannover und Nassau wie in Königsberg glühte ein edler, patriotischer Zorn in Flammen deutschen Muthes auf, und mit dem Norden erhob sich auch der Süden in brüderlichem Patriotismus, um die angedrohte Schmach abzuwehren und Treue zu halten bis in den Tod. Ganz Deutschland war in einem Moment einig geworden gegen den fremden Uebermuth. Das war vom Herrn geschehen und war ein Wunder vor unsern Augen. So fühlten wir Alle; Allen voran, vorbildlich für sein ganzes Volk unser Kaiser. „Gott wird mit uns sein wie er mit unsern Vätern war“ schloß er die Thronrede vor dem Reichstag; „Gott segne unsre Waffen“ telegraphirte er an den König von Baiern; sein Aufruf zum Betttag enthielt die Worte: „Von Jugend auf habe ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hülfe Alles gelegen ist. Auf Ihn hoffe ich und fordere mein Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge mich vor Gott in Erkenntniß seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß meine Unterthanen und meine Landsleute es mit mir thun“. Und auch dafür wollte er gebetet haben, „daß Gott uns Gnade gebe, auch gegen unsere Feinde uns als Christen zu verhalten.“ Mit der Verkündigung einer



Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen „in fester Zuversicht auf Gott“ ging der Vater seines Volks zur Armee, und auf dem Bahnhof stand bei der Abreise des Königs mit großen Lettern der Segensgruß der Residenz, das schlichte Wort: Mit Gott! Es war wirklich der Grundton, der durch den ganzen Krieg hindurchklang. „Mit Gott wollen wir Thaten thun“ (Ps. 60, 14.), so lautete der Text der Reichstagspredigt am Sterbetag der Königin' Luise; „mit Gott in den Rath, mit Gott in den Kampf“, so klang die Predigt, in welcher auch das Bekenntniß nicht fehlte: „Herr, gehe nicht in's Gericht mit Deinen Knechten.“ Und auf der letzten Bank der Abgeordneten in der Domkirche saß auch General von Moltke, der Feldherr des beginnenden Kriegs. Dieser Gottesdienst war nur der erste von vielen; in allen Gemeinden wurden Kriegsbetstunden gehalten und fleißig besucht. In meiner Gemeinde, einem Dorfe der Provinz Sachsen, fehlten auch diejenigen nicht in diesen Betstunden, welche sonst die Kirche vermieden; auch Katholiken kamen, um mit uns gemeinsam zu beten. Hinter den Protestanten blieb das katholische Deutschland an Begeisterung nicht zurück; auch unter dem Feldgeschrei des Kulturkampfes sollen wir das nicht vergessen. „Ihr habt — predigte Erzbischof Melchers — das sichere und frohe Bewußtsein, zu kämpfen für eine gerechte Sache. Wohlan denn, ziehet aus mit Muth und Vertrauen auf Gott, bewahret stets und überall ein gutes Gewissen und erweistet euch als christliche Soldaten und gläubige Kinder der heiligen Kirche.“ — „Der König von

Preußen — predigte Bischof Heinrich im Dom von Passau nach den ersten Schlachten — ist Protestant; aber er ist ein frommer, gottesfürchtiger, christlicher Fürst, der hoch betagt sein Leben für Deutschlands Ehre und Sicherheit einsetzt und nicht sich, sondern Gott die Ehre giebt. Er soll der Führer Deutschlands sein, Gott hat ihn dazu berufen. Unser liebes Vaterland gehört zu Deutschland, es soll und muß mit Deutschland auf das Engste verbunden sein; und wenn hier unter meinen Zuhörern Väter, Mütter, Gattinnen und Kinder sind, deren Söhne, Gatten, Väter auf den blutigen Schlachtfeldern gefallen sind oder fallen werden, die sollen ihre Thränen trocknen, denn der Preis, um den ihre Lieben das Leben opfern, ist ein hoher und würdiger; sie haben mit ihrem Blute Deutschlands Freiheit, Macht und Ehre erkaufte." So rein und unbefangen wurde unter dem Eindruck des Patriotismus das katholische Gefühl, daß ein bayerischer Bischof dem protestantischen König Preußens den Ruhm der Frömmigkeit und der Christlichkeit öffentlich von der Kanzel zuertheilte. — Die Israeliten dachten nicht anders, auch sie ergriff der Strom religiöser Begeisterung. „Wir fühlen es, wir haben gesündigt, wie unsere Väter, — betete am Kriegsbetttag der Rabbiner von Cöln — Reue durchzuckt jedes Herz. Wende Dein Antlitz nicht von uns ab, wir müßten sonst vergehen. Dein Volk Israel und unsere deutschen Brüder alle, sie demüthigen sich und liegen im Staube vor Dir.“ Mit einem aus tiefer Seele gesprochenen Segen über Israel und Deutschland endete das ergreifende Gebet.

Freilich, wir dürfen es nicht verschweigen, um der Wahrheit willen, daß ein Berliner Blatt die Geistlichen, welche in dem Kriege ein Gericht Gottes ankündigten, mit einer Kugel vor den Kopf bedrohte, und daß eine Kirchenzeitung diesen Zorn „gerecht, wenn auch ungesüßte und maßlos“ nannte. Aber jene Zeitungsstimme war völlig isolirt; und die Kirchenzeitung gehörte einer Richtung an, welche offen erklärte, sie könne während des Krieges nichts Besseres thun, als ihre Versammlungen schließen. Und darin hat die Freigeisterei unleugbar Recht, daß der furchtbaren Herrlichkeit des Krieges nichts Anderes entspricht, als die volle Majestät des Glaubens an den lebendigen Gott.

Von dieser Macht war das Volk ergriffen; ihr neigte sich voll Begeisterung die Armee. Ein Corpsgeist der Religiosität durchdrang alle Reihen. In vielen Garnisonen wurden vor dem Ausrücken Abendmahlsfeiern gehalten, bei denen kein Offizier, kein Unteroffizier, kein Gemeiner aus Absicht fehlte; auch hier in Berlin. Wie bei einer Confirmation traten dann wohl die Offiziere zum Schluß an ihren Geistlichen heran und drückten ihm die Hand. Es ist traurig, berichten zu müssen, daß das vor und nach dem Krieg nicht ebenso war; aber es ist mein Thema, zu erzählen, daß es beim Ausbruch des Krieges und während des Krieges geschah. Spürbar wehte durch den Ernst dieser Rüsttage der Geist Gottes und verließ die Armee nicht, so lange der Krieg dauerte. Mit demselben Recht, wie man es sagen darf, daß das Heer vom Jahr 1870 heldenmüthig und tapfer war, kann man

behaupten, daß es ein religiös bewegtes, ein christliches Heer war; wodurch natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß manche muthlos, manche gottlos waren und blieben. Es gilt hier den allgemeinen Geist zu kennzeichnen; und der war der Geist des Christenthums. „Wenn ich — so schreibt Divisionspfarrer Lohmann vom Marsch an die Grenze — die freundlichen Grüße der Soldaten nach der Predigt beachte, ihre Geneigtheit in der Privatunterhaltung auf ein religiöses Gespräch einzugehen, wenn die Offiziere in ihren Unterhaltungen gern auf den Inhalt der Predigt zurückkommen, wenn ich in die begeisterten Augen der Zuhörer sehe, so wage ich anzunehmen, daß ein Theil, wenn auch nur ein geringer, der guten Gesinnung des Heeres auf die Wirksamkeit der Feldgeistlichen zurückzuführen ist.“ Ähnlich schreibt P. v. Bodelschwingh vom Vormarsch auf Saarbrücken: „es war ergreifend, wie sich die Truppen zu diesen Gottesdiensten drängten, und wir so oft bis tief in die sinkende Nacht um den Trommelaltar versammelt waren.“ Es machte doch auf die Pfälzer einen großen Eindruck, wenn von einem einzigen Regiment über 2400 Mann zur Communion kamen, wenn von einem Bataillon kurz vor der Schlacht bei Weißenburg fast ohne Ausnahme alle evangelischen Männer, unter ihnen die drei Aerzte, das h. Abendmahl empfangen und wenn nachher erzählt wurde, gerade dies Bataillon habe sich bei dem Sturm auf die Höhe durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet. Im Kriege ist der Besuch der Gottesdienste fast immer freiwillig; um so werthvoller ist das einstimmige Zeugniß, daß die Geist-

lichen nicht genug Gottesdienste halten konnten, daß, wenn der Dienst es erlaubte, täglich gepredigt wurde und sich die Leute zur Predigt drängten. So lieb waren die Gottesdienste den Soldaten, daß ein Königsgrenadier an seine Mutter schrieb: „Ach liebe Mutter, wie gerne wollte ich einmal daheim in die Kirche gehen. Ach jetzt lernt man beten. Wir haben dreimal Feldgottesdienst gehabt, aber das waren schöne Predigten. Ich wollte, ich könnte alle Tage eine Stunde in die Kirche gehen; aber da es nicht sein kann, bete ich für mich im Stillen. Ach, liebe Mutter, haltet nur meinen Bruder Karl recht an, daß er fleißig in die Kirche geht; denn es ist gut, wenn man recht beten gelernt hat.“ Nur beiläufig sei bemerkt, daß der Brief schloß: „Ich sterbe gern, wenn ich kann für das Vaterland sterben.“ So köstlich dies ist, so natürlich ist es auch wieder.

Es giebt nichts Furchtbareres als den Krieg; auch die Tapferen fühlen bei dem Gedanken an die Schrecken des Schlachtfeldes, an die Qualen der Lazarethhe ihr Herz erzittern. Man will es uns Preußen im Auslande oft nicht glauben, wenn wir erklären, daß auch unserem Volke der Krieg Entsetzen und Grauen verursache; ich wenigstens habe es meist vergeblich versichert. Dennoch ist es so, und eben diese Schrecken des Krieges treiben wie mit Naturgewalt ein Gemüth, das nicht verwildert ist, in die Nähe Gottes, „der allein mächtig ist.“ Diese Wahrheit zu vergessen, ist ein Volk während langer Friedenszeiten leicht in Gefahr. Hingewandt zu den Arbeiten der Kunst und Wissenschaft, versenkt in

Handel und Industrie, dem Genuß ergeben, kann es leicht denken, daß nur die Großmächte der Bildung und des Erwerbs, des Mammons und der Lust auf Erden regieren. Plötzlich erscheint kometengleich der Krieg, wirft all die Einbildungen eines selbstzufriedenen Zeitalters über den Haufen und erinnert wieder an die alte Erkenntniß des Königs David: Gott allein ist mächtig. Es ist demüthigend für die christliche Menschheit, daß auch sie, wie die Lust durch ein Gewitter, hin und wieder durch den Krieg gereinigt werden muß. Aber es ist trotzdem wahr, daß die Tage des blutigen Streites für die Völker Tage des Segens sind. Die irdischen Güter verlieren ihren Werth, die weichlichen Lüste reizen nicht mehr, das Leben wird freudig hingegeben an die Idee, und in dem Ringen auf Leben und Tod erwacht der Gedanke an die unsichtbaren und ewigen Kräfte des lebendigen Gottes. Wie mit einer inneren Nothwendigkeit mahnt die Majestät des Kriegs an die Majestät Gottes, mahnen die Entscheidungen des Sieges an den allgewaltigen Richter. Aus dieser Erhebung des Lebens fließt die höhere Sittlichkeit wie die kräftigere Religiosität.

In der That sind auch manche sittliche Züge des Krieges nicht ohne die Weihe der Religiosität. Vaterlandsliebe und Hingebung, Opfermuth und Selbstverleugnung, wenn sie eine ganze Armee beherrschen, erklären sich nur aus dem christlichen Geiste. Jene Tugenden nun sind wirklich allgemein geübt worden. Von hundert Geschichten seien nur einige der schönsten angeführt.

In Schlesien meldet sich ein unverheiratheter Reservist statt eines Familienvaters zum Regiment. Ein hessischer Bauersmann, der seinen ersten Sohn bei Wörth verloren hat, bringt den zweiten zum Oberst, damit er doch wieder einen bei der Armee habe. Ein sterbender Hauptmann läßt seinem Weibe vom Schlachtfelde sagen, wenn das Kind, das sie erwarte, ein Sohn sei, solle er Soldat werden. „Hier kommt Keiner durch“, gelobt sich ein ganzes Regiment und hält das Gelübde unter den schwersten Opfern. Jede Truppe vollführt unweigerlich und freudig die schwierigsten Befehle; wetteifernd stürzt sich jedes Regiment in den Heldentod für König und Vaterland. Ständen die Thaten, wie sie aus dieser Gesinnung heraus mannigfach geschehen sind, im Livius oder im Herodot, man würde sie von Volk zu Volk erzählen, wie die Geschichten von Horatius Cocles oder Leonidas. Im deutschen Heere ist diese Hingebung gleichsam zum Dienst geworden; aber eine so unbedingte Pflichterfüllung hat etwas von Religiosität an sich und ist nicht zu erklären ohne die strenge Gewissenhaftigkeit des protestantischen Geistes. — Jedoch nicht mit Beispielen des Heldenmuths will ich den christlichen Sinn unseres Heeres beweisen. Patriotismus gehört freilich unter die christlichen Tugenden; aber er ist nicht das Christenthum selbst, wozu ihn ein überspannter Nationalitätsbegriff zuweilen machen möchte. Christenthum ist Glaube; festes Gottvertrauen, Gewißheit der Erlösung durch Christum, Heiligung in dem Geiste Gottes, sichere Hoffnung des ewigen Lebens. Fänden sich diese Züge nicht, so dürfte man nicht

von einem christlichen Sinne der Armee reden. Aber es fehlte keine von den Aeußerungen tiefsten christlichen Geistes; und eine religiöse Wärme durchdrang fast Alle. So war es wirklich, und so möchte ich es schildern. — Daß in dem Heere Liebe zu Gottes Wort, Freude am geistlichen Lied, Glaube und Gebet herrschend waren, daß im Lazareth große Proben heiliger Geduld und in allen Phasen des Kriegs schöne Beispiele der Feindesliebe gegeben sind, daraus möchte ich den Nachweis des deutschen Christenthums führen.

Allein durch die britische Bibelgesellschaft sind im Verlauf des Krieges gegen eine Million Bibeln, Neuer Testamente und einzelner Bücher der h. Schrift, zur Hälfte verkauft, zur Hälfte verschenkt. „Es ist ohne Beispiel — schreibt Herr Prediger Davies, der Berliner Generalagent der Gesellschaft, der diese große Unternehmung leitete und sich damit den unvergänglichen Dank des deutschen Protestantismus verdiente — sowohl die enorme Verbreitung der h. Schrift, welche bewirkt wurde, als auch ohne Beispiel die Begierde, womit das Wort Gottes verlangt worden ist. Die Resultate in ihrer Fülle und alle die Einflüsse, mittelbare und unmittelbare, mit welchen sie verbunden sind, können nur dem Unwissenden bekannt sein, aber für uns sind schon Anzeichen vorhanden, welche beweisen, daß diese besondere Arbeit unter den deutschen Soldaten und französischen Gefangenen nicht nur eine der größten und wichtigsten, welche die Gesellschaft jemals unternommen, sondern auch eine von denjenigen ist, welche sich des reichsten Segens zu erfreuen gehabt hat.“ Bedenken



wir, daß die Soldaten in ihrem Kirchenbuch, mit welchem sie in das Feld rücken, die Psalmen besitzen, und daß noch andere Gesellschaften mit der britischen gewetteifert haben, so ist jene Zahl der Bibelverbreitung doppelt und dreifach staunenswerth. In der That war der Eifer, mit welchem das göttliche Wort angenommen wurde, ebenso groß wie der Eifer, der es verbreitete. Hören wir einen Colporteur, wie er über seinen Handel bei den Württembergern berichtet: „Sie waren im Bivak nicht weit von Karlsruhe. Ich ging zu ihnen hinaus mit so vielen Testamenten, als ich tragen konnte, und verkaufte in wenigen Minuten jedes Exemplar. Ich eilte so schnell, als ich konnte, nach Hause, füllte meinen Tornister und meine Taschen und nahm außerdem noch ein großes Packet mit. Ich kam zu ihnen noch denselben Tag zurück, und wieder wurde ich, so schnell als ich verkaufen konnte, jedes Exemplar los. Die Soldaten kauften nicht nur, sondern halfen mir auch verkaufen. Eine Gruppe von Offizieren schickten nach mir, fragten mich, wer ich sei und was ich verkaufe. Als sie sahen, worin meine Bücher bestanden, kaufte jeder Offizier ein Exemplar für sich, und Einer kaufte auch außerdem zwanzig Exemplare für seine Leute.“ Ein ähnlicher Auftritt fand in der Gegend von Cassel unter preussischen Truppen statt. Ein Knabe hatte für den Colporteur ein Packet mit Testamenten zur Station getragen. Während er dort war, kam ein Zug mit Soldaten, und er dachte, er wolle es versuchen, zu verkaufen. Ein Hauptmann kam zu ihm und sagte: hier mein Sohn, komm zu meinen Leuten.

Darauf sagte ein Offizier: es ist unnütz, sie werden sie wegwerfen; worauf jener antwortete: meine Leute werden die Bibel nie wegwerfen. Ein Unteroffizier trat vor und sagte: gieb mir deine Bücher, ich will sie für dich verkaufen und dir das Geld geben.

Auf die Sachsen stieß ein anderer Colporteur, wie sie in Marschordnung dastanden. Er hatte 150 Neue Testamente bei sich und verkaufte jedes einzelne so schnell, wie er das Geld dafür in Empfang nehmen konnte. Darauf lief er in seine Herberge zurück und holte andere 150 Exemplare. Als er zurückkam, rückte das Bataillon schon aus. Die Leute hatten keine Zeit gehabt, ihre Tornister abzunehmen und das Buch einzustecken; sie hatten einfach einen Knopf an ihrer Uniform aufgemacht und marschirten mit ihrem Neuen Testamente auf der Brust. Die Offiziere gestatteten ihren Leuten während des Marsches zu kaufen, und der Colporteur verkaufte wiederum seinen ganzen Vorrath. — Vor Paris trafen zwei andere Colporteurs die Sachsen wieder. „Unsere Arbeit — schreibt der eine — war sehr gesegnet; in all meiner Erfahrung habe ich nichts Aehnliches gesehen. Ein Mann kaufte fünf Exemplare für seine Freunde, welche zufällig nicht dort waren.“ Die Beiden verkauften an einem Tage 600 Exemplare.

Die Mecklenburgischen Dragoner, welche bei Hamburg einquartiert waren, begrüßten den Bibelverkäufer mit wahrer Freude. In dem ersten Stalle fand er drei Leute und verkaufte drei Testamente. In jedem Stalle verkaufte er so viel

Bibeln, als Leute da waren. Er sprach zu 90 Leuten und verkaufte ihnen 90 Exemplare. Die Leute, welche schliefen, wurden von ihren Kameraden geweckt und kauften sofort.

Aber sie haben das Wort Gottes nicht bloß gekauft, sie haben es auch gebraucht. Dieselben Colporteurs, welche beim Ausmarsch ihre Bibeln so schnell verkauften, fanden dieselben nachher auf dem Schlachtfeld und im Bivouac, in den Ambulancen und Lazarethen fleißig gebraucht. Aus allen Berichten der Feldprediger und Diakone erfahren wir von dem großen Segen, der in dem Gebrauch der Schrift unsern Soldaten aufging. Es kam vor, daß sie nach einem mühevollen Tage am Abend zuerst zur Bibel griffen und dann zum Feldkessel, um ihr Abendessen zu bereiten. — Bei Mars la Tour lag ein Brandenburger im schrecklichsten Kugelregen auf der Erde; rechts und links fielen seine Kameraden. „Da schlug ich — schreibt er — mein Neues Testament auf und fand hinten drin den 124. Ps., — der bekanntlich so endigt: Unsere Hülfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. — O wie köstlich war mir jetzt das Wort Gottes. Als ich mein Testament wieder eingesteckt hatte, rief der Hauptmann: „auf Kinder kommt! in Gottes Namen wollen wir noch einmal auf den Feind losgehen; mit Gott, für König und Vaterland!“ Ich sprang auf und sagte: ja in Gottes Namen, ich gehe mit. Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, da bekam der Hauptmann einen Schuß durch den Kopf und fiel todt nieder. — Es war zwei Tage später bei Gravelotte, da lag ein sterbender Pommer, der sagte zu

seinem Lieutenant: „Was ich so bei mir habe, die Uhr mit der Schnur von meiner Marie Haar — sie hat's mir zum letzten Weihnachten geschenkt — und das kleine Testament, wo vorn mein Einsegnungsspruch drinsteht, das nehmen Sie an sich und geben Sie's ihnen zu Hause.“ Dem todtwunden Mann war seine Bibel der letzte Gedanke und der größte Schatz. — In Paris saß ein Soldat gefangen, der schrieb nach Hause: „Mein neues Testament, das ich im Lager bei Anielingen gekauft habe, hat mir manchen Trost gegeben; das habe ich ganz durchgelesen. In einer solchen Lage sucht man seinen Heiland und Erlöser. Ich habe es freilich nicht verdient, daß mich der Herr so glücklich durchgebracht hat. Psalm 91.“ schreibt er dann ganz lakonisch dabei. — Es kam freilich auch vor, daß ein Unteroffizier im Lazareth dem Colporteur, der ihm ein N. Testament anbot, erwiederte: „das geben Sie man den Kranken zc.“ Das ist freilich nicht christlich. Aber es sind in dieser Art nicht viel Klagen laut geworden. Was einst eine Breslauer Diaconissin nach Hause schrieb: Unsere lieben Preußen verlangen nach Gottes Wort; was einmal um Mitternacht ein Colporteur erlebte, der aus dem Schlaf geweckt wurde, weil ein Soldat eine Bibel kaufen wollte; das war der herrschende Trieb. Zuweilen geschah es ja, daß das eben erstandene N. Testament, wenn es recht schön gebunden war, mit dem nächsten Brief nach Hause, an Vater und Mutter geschickt wurde. Aber es bekundet keinen schlechten Sinn, wenn der Sohn im Felde für die Seinen kein besseres Geschenk weiß, als das Wort des lebendigen Gottes.

Fast noch mehr Bedeutung als die Bibel — ähnlich wie auf dem Lande das Gesangbuch — hat für unsere Soldaten das Kirchenbuch, eine Sammlung von guten Kernliedern und Gebeten, mit welchen die Psalmen zusammen gebunden sind. Die Leute von Fröschweiler haben den Inhalt wohl zu schätzen gewußt, als sie in den Tagen nach der Schlacht die Preußenbücher auflesen, die zu Tausenden auf dem Schlachtfelde lagen. Viele Jahre hindurch hatten sie aus einem schlechten Gesangbuch die verwässerten Lieder der Aufklärung singen müssen, nur erst wenige Wochen vor dem Kriege war ein gläubiges Gesangbuch wieder in die Gemeinde eingeführt. Da verglichen sie nun die alten kirchlichen Lieder: „O Haupt voll Blut und Wunden“ oder „Wie soll ich dich empfangen“ in dem preußischen Buch und in ihrem neuen mit einander, und als sie fanden, daß das zusammen stimmte, schlugen die Lieder der Väter so schnell Wurzel, daß, wie Pfarrer Klein sich ausdrückt, keine Macht der Erde sie mehr verdrängen konnte. In Wörth starb der Pfarrer, und Pfarrer Klein übernahm hier den Confirmandenunterricht. Die Kinder sollten nun auch die Lieder nach den alten guten Texten lernen, die im Wörther Gesangbuch nicht zu finden waren. Da brachten sie ihm Schlachtfeldbücher, und wer's gesehen hätte, mit welchem Eifer, mit welcher Freude und Begeisterung die lieben Kinder diese Lieder lernten, der hätte sich gefreut. Und das war kein Strohfeuer. Es ist in Wörth eine merkwürdige, fast allgemeine Erweckung entstanden, bei welcher das Kriegsbuch mitgewirkt hat. Als ich einige Jahre darauf in Wörth ein

militairisches Denkmal zu weihen hatte, stand ein altes Mütterchen dabei, die sagte ganz treuherzig zu mir in ihrem elsässischen Dialekt: wir wissen wohl, warum Gott die Deutschen hat gewinnen lassen. — Nun, von diesem Kriegsbuch will ich rühmen. Da lagen bei Wörth drei preußische Soldaten auf kühler Erde; noch am Tage nach der Schlacht lagen sie friedlich bei einander, das Auge gebrochen, aber die Züge lieblich verklärt. Alles andere Gepäck hatten sie vor der Schlacht abgelegt, eins hatten sie mitgenommen. Auf dem Boden lag das kleine Soldatengesangbuch des einen aufgeschlagen; sein Gesicht war noch auf das Buch gerichtet, die Hände waren gefaltet. Dem andern schien das seine aus der matten Hand entfallen zu sein, und der dritte hielt dasselbe kleine Gesangbuch noch mit den erstarrten Fingern, als habe er es eben öffnen wollen. So verklärte das geistliche Lied die Sterbestunde der Tapferen und half ihnen, nach ihrem Sieg auch den letzten Feind, den Tod zu überwinden. — Auch bei St. Privat wurde unter den gefallenen Helden der Garde ein Todter gefunden, der in der erstarrten Hand das geöffnete Gebetbuch hielt; die aufgeschlagene Seite enthielt das Dankgebet eines Soldaten nach errungenem Siege. So hängt der Muth mit der Religion zusammen; und die Hoffnung des ewigen Lebens giebt Freudigkeit, in den Tod zu gehen. Wie nöthig war diese Freudigkeit bei dem Sturm auf St. Privat, und wie herrlich hat sie sich offenbart! Hier fiel Prinz Salm, jener treue deutsche Mann, der die Gefangenschaft des edlen Kaisers Maximilian von Mexiko getheilt

und damals das Leben gerettet hatte, um es nun für sein Vaterland dahin zu geben. Haben wir gesiegt? fragte er und starb gern, als er ein Ja vernahm. — Ebdort, so erzählt Divisionspfarrer Jordan, lag ein verwundeter Major. Als man ihm meldet, daß sein Bataillon als eines der ersten, die Fahne voran, in St. Privat eingedrungen sei, da glänzte es wie Verklärung auf seinem Angesichte. „Gott sei Dank, so rang sich's aus seiner Brust, nun schmerzen keine Wunden mehr.“ Und wie die Führer, so die Mannschaften. Als am späten Abend der Kanonendonner verstummte, die brennenden Gehöfte mit ihrem Feuerschein den Nachthimmel erleuchteten, schmetternde Trompeten den Sieg verkündeten und aus der Ferne die Klänge des Chorals: Nun danket alle Gott! herüberdrangen, da leuchtete es wie Freudenschein in den Augen der armen Verwundeten auf dem Verbandsplatze. Wer noch Kräfte hatte, der sang das Lied leise mit trotz Wunden und Schmerzen. Denn, Gott sei Dank, die Lieder unserer Kirche standen nicht bloß im Kirchenbuch, sondern auch im Herzen und Gedächtniß der Soldaten.

Man hat viel auf den todten Memorirstoff gescholten, der durch die preußischen Regulative in die Köpfe der Schulkinder eingeprägt worden sei. Ja kurz vor dem Schluß des alten Jahres hat eine Zeitung unserer Residenz gemeint, die vielen auswendig gelernten Bibelsprüche und Kirchenlieder seien an den vielen Verbrechen Schuld, welche uns in der Gegenwart zuweilen schaudern machen. Ich hätte nun große Lust, von diesem Memorirstoff viel Gutes zu sagen. Wenigstens

totd ist er im Kriege nicht geblieben, sondern er hat Viele, die wegen Krankheit und Wunden nicht lesen konnten oder im Gefecht keine Zeit zum Lesen hatten, mächtig gestärkt. Es soll's uns ein Soldat selbst sagen, wozu das Auswendiglernen gut ist. „Täglich bitte ich — so schrieb ein Würtemberger — Gott um Bewahrung, wenn es sein heiliger Wille ist; wenn nicht, so tröste ich mich mit den Versen: „Gut und Blut, Leib, Seel' und Leben ist nicht mein, Gott allein ist es, der's gegeben“, oder „Gott hat mich in guten Tagen oft ergötzt, sollt' ich jetzt nicht auch etwas tragen“, oder „Kann uns doch kein Tod nicht tödten, sondern reißt unsern Geist aus viel tausend Nöthen“. Ferner aus dem Lied: Was Gott thut, das ist wohlgethan, den Vers: „Muß ich den Kelch gleich schmecken, der bitter ist nach meinem Wahn.“ Besonders zu gut kommt es mir, daß ich die einzelnen Verse anfangen kann. Sehr wohl hat es mir auch gefallen, daß unser Herr General von Hügel, nachdem wir zum ersten Mal in Feindesland unsere Gewehre geladen hatten, der Brigade zurief:

Das walte Gott, der helfen kann,  
Mit Gott fang' ich die Arbeit an,  
Mit Gott nur geht es glücklich fort,  
Drum ist auch dies mein erstes Wort:  
Das walte Gott.“

Aus diesem Brief geht zweierlei deutlich hervor, daß der Memorirstoff für einen gemeinen Soldaten ebenso gut zum Trost wie für einen General brauchbar zum Commando ist.

Unzählige Male während des Feldzugs hat dieser geschmähte Memorirstoff unsere Krieger erquickt und begeistert.



Oft wurde beim Biwakfeuer oder im Quartier ein gemeinsamer Choral gesungen. Oder es rückte wohl zuweilen ein Truppentheil müde und matt am Abend in eine Kirche ein; irgend ein musikkundiger Einjährig-Freiwilliger setzte sich an die Orgel und intonirte ein: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren, oder: Befiehl du deine Wege; die Truppe aber sang aus vollem Herzen das Lied mit und vergaß darüber die Beschwerden des Krieges. Es singt sich mit so ganz besonderer Andacht: Eine feste Burg ist unser Gott, wenn man vor einer Festung liegt und die Geschütze donnern von den Forts hernieder; und es klingt so gar gewaltig in der Seele: Jesus meine Zuversicht, wenn Tausende von Kameraden unter diesen Klängen bestattet werden. Am ergreifendsten aber war es immer, wenn am Abend der Schlacht nach gewonnenem Siege das alte protestantische Liedem: Nun danket alle Gott, welches zuerst beim Schluß des dreißigjährigen Krieges so recht aus dem Jammer des deutschen Volkes herausgesungen ist —, wenn dies herrliche Lied noch in der Dämmerung von Regiment zu Regiment ertönte, gleichsam ein christlicher Triumphgesang des Sieges. Wer es am Abend von Sedan hat mitsingen dürfen, dies gewaltige, durch die Abendlüfte gen Himmel brausende, aus hunderttausend Herzen hervorbrechende: Nun danket alle Gott, der wird es sein Leben lang nicht vergessen. „Du magst — schrieb ein Jüngling an Past. Ahlfeld — an manchem Feste und in mancher großen Versammlung das Lied gehört und mitgesungen haben, aber ein solches, wie wir es hier am 2. September gehört

und gesungen haben, kennst Du nicht.“ Dies ging über allen Gesang. — Auch ein gut katholischer Altbaier schrieb darüber nach Hause: „Der Herr Pfarrer hätt's sehen sollen bei Sedan, wie preußische Jäger neben uns nach der Schlacht a geistlich Lied gesungen hobn und die Musik hat dazu gespielt. Wir haben alle gejuchzt aus Freud', aber gleich aufgehört, wie die Preußen zu singen angefangen hobn; geschämt' hobn wir uns a weni, denn uns is koa Lied eingefalle, dös so rühri wor wie das von den Preußen.“ — Ja über dies Singen der preußischen Soldaten haben zwei Engländer mit einander einen merkwürdigen Strauß ausgefochten. Der eine war der ungläubige Professor Beesly, der ohne zu wollen, uns das schönste Zeugniß gab, als er sagte, Frankreich, obwohl dem Namen nach katholisch, sei in Wahrheit von allen religiösen Fesseln frei, während die Deutschen, Protestanten nicht bloß dem Namen sondern auch der Sache nach, ihre Psalmen-singenden Legionen ausgesandt hätten, um den heiligen Boden des Communismus anzugreifen. Darauf hat damals ein gläubiger Engländer, Mr. Alexander, der unter den deutschen wie unter den französischen Soldaten Gottes Wort austheilte, eine herrliche Antwort gegeben. „Ich war — schreibt er in einem lesenswerthen Büchlein, in welchem er Preußen Englands alten Allirten nennt — unter diesen deutschen Soldaten in ihren Lagern um Metz und Paris und kann bezeugen, daß ihr Psalmensingen kein Mythos, sondern ein wirkliches und glorreiches Factum ist, dessen in der Geschichte noch Erwähnung geschehen wird, wenn der Name Beesly — jener

Ungläubige — längst vergessen ist. Mögen die, welche wollen, die protestantischen Psalmensänger verspotten, so bleibt es doch eine Thatsache, auf welche wir Protestanten mit Recht stolz sein dürfen, daß seit der Zeit der Reformation alle rechten Kriege durch sogenannte protestantische Psalmensänger ausgefochten sind, und daß sie ausgefochten sind zur Bewunderung der Welt." Einen so tiefen Eindruck machte das Viedersingen auf einen gut evangelischen Mann Englands. Und in der That ist ein Choral, der durch die Regimenter und Divisionen einer ganzen Armee hindurchgehend, ohne Viederbuch frei aus dem Gedächtniß gesungen wird, ein Stück deutscher Herrlichkeit; aber er ist nur möglich in einem Volke, das in den Schulen seine Kinder die geistlichen Lieder fleißig singen läßt, nur möglich in einer Volkskirche, deren Millionen Glieder alle dieselben Choräle singen. Allzuleicht vergessen in unsern Tagen die Staatsmänner wie die Lehrer, welche Kraft der nationalen Charakterbildung, welches gewaltige Moment der Einigkeit darin liegt, daß ein ganzes Volk denselben Glauben bekennet, dieselben Choräle singt. Auswendig Wissen, wenn es recht gelehrt wird, ist doch zugleich ein inwendig Wissen, das viele Geister um dieselben Gottesgedanken sammelt. Wenn es wirklich einmal dahin käme, daß der Unglaube den konfessionellen Religionsunterricht und damit unsere Kirchenlieder aus den Schulen verdrängte, so würde man zu spät inne werden, daß mit dem Psalmensingen die Regionen auch ihren Heldenthum verlieren. Die Kirchenlieder sind ein köstlicher Schatz der ganzen Nation, soweit sie evangelisch ist. Dasselbe „Nun

„danket alle Gott“, das am Abend des ersten September zu Sedan gesungen wurde, erscholl am Mittag des zweiten von dem Rathhausthurm zu Berlin. Und als in einem Concert während des Krieges zum Schluß der Einzugsmarsch nach Paris verlangt wurde, und der Dirigent nach kurzem Besinnen das große Kampflied der Reformation anstimmte: „Eine feste Burg ist unser Gott“: da sangen auch hier in der Heimath die Zuhörer begeistert mit; auch ihnen brachte der Memorirstoff, den sie gut eingeprägt hatten, eine unvergeßliche Stunde.

Das war die Stimmung in den Tagen der Siege. „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung“, diesen Grundton gab uns die Botschaft des Kaisers, so ging die Botschaft weiter von Mund zu Mund, von Herz zu Herz. Wir alle fühlten die Hand Gottes, die uns auf Wunderwegen dem Ziel der deutschen Einigung entgegenführte. Die Dinge, welche der Arm des Allmächtigen in wenigen Monaten durch unser Volk und an unserm Volk ausgerichtet hatte, waren zu groß, als daß sie Menschenwerke sein konnten. Auch laue Menschen, denen sonst die göttliche Vorsehung eine unbekante Größe war, erkannten in den übermenschlichen Ereignissen den waltenden Gott und stimmten ein in das Bekenntniß ernster Geister: Herr Gott, Dich loben wir! Unsere Kniee beugten sich, und unsere Seelen bekannnten in unendlicher Glaubensfreudigkeit: es ist der Herr. Jenen Sängern im höhern Chor gleich waren wir wie Träumende, die der Herr erlöst hat. Unser Mund war voll Pachtens, unsere Zunge voll Rühmens. Der Herr hatte Großes an uns gethan, deß wa-

ren wir fröhlich. Und auch für uns galt es: die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.

Auf den Schlachtfeldern wie in der Heimath sproß eine reiche Segensernte hervor. Denn nicht bloß das war die Frucht des Krieges, daß die Bibel fleißiger gelesen, das Kirchenbuch häufiger aufgeschlagen, der Choral mächtiger gesungen wurde. Tausend Spuren in Briefen und Berichten, in gelegentlichen Aeußerungen und ausführlichen Gesprächen bezeugen, daß in vielen Herzen der Same der Ewigkeit aufging. Das beständige Wandeln in Todesgefahr hat eine ausreifende Kraft. Es fragt und sorgt so mancher um die Seligkeit derer, die ohne sichtbaren Glauben im Kampfe für Krieg und Vaterland gefallen sind. Nun wissen wir, daß der Tod für das Vaterland nicht genug ist zum seligen Sterben. Aber wir wissen auch; daß viele, die in ihren Wunden daliegen und sterben, in wenigen Stunden innerlich mehr erleben können, als bei gewöhnlichen Zeiten ein Mensch Jahre hindurch erfährt. Die Erfahrungen vom Schlachtfeld und aus dem Lazareth lassen keinen Zweifel, daß unsere verwundeten und sterbenden Soldaten mit seltenen Ausnahmen, wenn ihnen das Wort Gottes nahe gebracht wurde, den Heiland ergriffen als den einzigen Grund ihrer Seligkeit. Nicht viele deutsche Männer reden gern von dem, was in solchen Stunden ihre Seele bewegt; dennoch haben wir tausendfache Kunde von seligem Sterben erhalten. In Heilbronn in der Turnhalle lag ein Brandenburger von Mars la Tour. Er war früher kein frommer Mensch gewesen; aber in dem Kampfe der Schmer-

zen begehrte er das heilige Mahl und konnte mit dem Gebet frommer Lieder, die sein Gedächtniß bewahrte, sich vorbereiten. Als in der letzten Nacht sein Stündlein gekommen war, konnten die Umstehenden bemerken, wie seine Lippen bis zuletzt die Lieder der Kirche bewegten. So empfing manch Einer in der Hitze der Trübsal die Nothreise für die Ewigkeit. — Dir leb' ich, Dir sterbe ich, Dein bin ich todt und lebendig; mach mich, o Jesu, ewig selig: mit diesen Worten schloß ein Würtemberger an seinem Todestage sein Gebet. Sein König war an diesem Tage gerade nach Gmünd gekommen, um nach den Verwundeten zu sehen. Das erfuhr der Kranke und begehrte den König zu sehen. Dieser kam auch, legte dem todtfranken Soldaten die Hand auf das Haupt; das war dessen letzte Freude. — Auch unser Kaiser ging einst durch die Lazarethhe und fand einen Schwerverwundeten schlafend; dem schrieb er auf einen Zettel: mein Sohn, gedenke an deinen König! Beim Aufwachen fand der Kranke den Zettel und sagte, als der Kaiser beim Rückweg durch dasselbe Zimmer ging: Ich werde an Ew. Majestät denken, auch dort oben. — Ja, sie waren in der rechten Gemüthsverfassung, die armen Verwundeten; wunderbar ergeben und ganz bereit, für das Vaterland zu leiden. Einer, der am Kopf so zerschossen war, daß er nicht sprechen konnte, schrieb nichts als das Wort „Gott“ in sein Notizbuch. — Ein anderer Sterbenskranker verwies in dem Brief, welchen der Lazarethpfarrer an seine Mutter schrieb, auf Matth. 18, 8.: „Es ist dir besser, daß du zum Leben lahm oder ein Krüppel eingehst, denn daß du

zwei Hände und zwei Füße habest und werdest in das ewige Feuer geworfen.“ — Ein Dritter lag in der Kirche von Bionville und dichtete unter Schmerzen ein Lied von „Hoffnung und Trost.“

Giebt's für den Kranken schön're Tage  
Als die, wo er mit frohem Herzen  
In Gott zufrieden jede Klage  
Und all' die Leiden, all' die Schmerzen,  
Die er erlitten, schwinden sieht?

Ein Gottvertrauen in der Brust  
Verleiht Geduld, giebt starken Muth,  
Auch große Schmerzen selbst mit Lust  
Zu tragen. Denn im Herzen ruht  
Mir das Bewußtsein, daß es siegt.

Begreiflicher Weise führte nicht immer und überall das Leiden so in die Tiefe; es geschah auch wohl, daß sich Einzelne abwandten und dem Seelsorger den Rücken zudrehten, daß hie und da ein sogenannter Gebildeter offen aussprach: „Ich habe davon nie etwas gehalten, man muß consequent sein“; daß wohl auch einmal ein gottloser Spötter und Lästterer den Krankensaal mit seinen schlechten Reden vergiftete. Aber verglichen mit der allgemeinen Erfahrung waren das nur vereinzelte Fälle, für deren jeden man aus demselben Zimmer viele entgegengesetzte Züge religiösen Lebens anführen könnte, die man nicht erwartet. Es ist doch ebensosehr ein Zeichen christlichen Verständnisses, wie dankbarer Gesinnung, wenn die sämtlichen Kranken eines Saales der pflegenden Diakonissin ihren Dank zu Weihnacht dadurch aussprachen, daß sie ihr in

einem Stui die h. Geräthe zu Kranken-Communionen schenken. Und wenn unter dem Eindruck des religiösen Hauches in Courcelles bei Metz der Lazaretharzt Seelsorge trieb, weil ein Verwundeter das Bedürfniß des Trostes fühlte und ein Geistlicher nicht zugegen war, so zeigt dieser Fall, der wiederum nicht vereinzelt dasteht, daß das christliche Leben die gewohnten Ordnungen, welche es bei uns in Norddeutschland so gern innehält, in seiner Kraft durchbrach. Als der Kranke starb, bat der Arzt einen durchreisenden Pfarrer um die Bestattung desselben. Ich habe — so erzählte er dabei — am Sterbebett dieses Soldaten auch einigermaßen als Geistlicher gewaltet. Ich sagte dem Soldaten: „Sie wissen, daß Sie sterben müssen, aber Sie haben auch gehört, daß es einen Gott giebt, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupt fallen kann. Es ist Ihnen auch gepredigt worden von einem Heiland, der für uns gestorben ist, und von dem wir Vergebung der Sünden haben müssen. Glauben Sie das Alles?“ Darauf nickte der Jäger und bald war er verschieden. — Ich meine — schreibt Oberpfarrer Weikert, der uns diese schöne Geschichte aufbewahrt hat — das Glaubensbekenntniß aus dem Munde eines Arztes muß für den Kranken eine besonders gute Medizin sein.

Das aber ist der allgemeine Eindruck, den nicht bloß die deutschen Aerzte und Geistlichen, sondern auch englische und französische Berichterstatter von unsern Verbandplätzen und aus den Lazarethen mitgenommen haben, daß eine wahrhaft heldenmüthige Geduld fast jeden einzelnen verwundeten



oder sterbenden Mann befeelte. Ein Offizier, der von einem Mitrailleurgeschuß mehr als fünfzig Wunden erhalten hatte, sang am Morgen nach der Amputation seiner Glieder das Lied: Fest steht und treu die Wacht &c. Es kam vor, daß ein Schwerkranker mit voller Seelenruhe auf die Postkarte, die seinen Tod melden sollte, die Adresse seiner Angehörigen schrieb. Und wo etwa Einer die Fassung nicht fand, da fand sich ein Anderer, wie im Lazareth von Maizières, der ihm Trost zusprach: „Lieber Kamerad, was sprichst du so? Weißt du nicht, daß auf Erden alle Wunden schmerzen? Erst im Himmel giebt's keine Wunden und keine Schmerzen mehr. Da wird der Tod nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen.“ Ich habe noch zwei Jahre nach dem Krieg im Lazareth von Metz Verwundete, die von den Schmerzen geradezu zerrissen wurden, Kranke, die halberstorben unter den furchtbarsten Leiden dalagen, in Seelenpflege gehabt; und nie habe ich ein Wort der Klage oder der Anklage von ihren Lippen gehört, sie duldeten freudig für ihr Vaterland, und sie duldeten aus christlicher Ergebung.

Andererseits waren auch die Aeußerungen tiefster christlicher Bewegung nicht etwa bloß durch das Leiden bedingt; sie treten uns überall entgegen. Besonders der Gebetsgeist erwachte; in der Ungewißheit des Schicksals von Tag zu Tag flüchteten sich die Herzen in die Gewißheit des göttlichen Erbarmens. „Setzt betet man nicht mehr“, sagte ein Bürgersmann aus Neufkirchen zu einem Soldaten, der sich von einem

Grisonabruder ein N. Testament kaufte. Was? — antwortete der Soldat — gerade in solcher Zeit betet man, und wo gebetet wird, da ist auch der Sieg. — „Deine Gebete — schrieb ein Soldat an seine Mutter — sollen mein Panzerhemd sein“. — „Eure Gebete haben mir gewiß geholfen“, meinte ein Geretteter von Wörth in einem Briefe an die Eltern. — „Wie danke ich meinen Eltern, daß sie mich beten lehrten. Ich bin getrost. Gottes Wille geschehe.“ schrieb ein Grenadier aus Pommern an seinen Bruder. — „Ohne Beten kommt man nicht aus“, sagte ein Baier aus Franken, dem beide Arme und ein Bein abgeschossen waren, und der doch ein so heiteres Gemüth hatte, daß Alle, die ihn sahen, ihn für übermüthig hielten. — „Kinder, betet“, rief ein Oberst, „die Schlacht beginnt“. — Ein Uhlanenoffizier bat den Feldgeistlichen, ihm eine stille Andacht zu halten in der Stunde, in welcher ihm zu Hause sein Kind getauft wurde. — Und als im Jahre 1872 unser Kronprinz seine erste Inspektionsreise durch Württemberg machte, die einem Triumphzuge gleich, da sagte er beim feierlichen Empfang zu Prälat Kapff: „Wir haben Ihren Gebeten im letzten Kriege viel zu danken.“

Das Gefühl, daß all' unser Kriegen und Siegen nicht Menschenwerk war, herrschte unter Allen und unter den hohen Offizieren am meisten. „Zu Gott beten und hoffen — schrieb der edle General v. Gersdorf kurz vor seinem Heldentod bei Sedan — giebt Muth und Hoffnung, wenn man sagen darf: Du hast uns bisher Kraft gegeben, unsre Schuldigkeit zu thun.“

„Die Ehre des Erfolgs — sagte General v. Dbernitz beim Siegeseinzug in Stuttgart — gebührt vor Allem Gott. Ihm haben wir unsern Dank darzubringen.“ „Gott der Allmächtige hat Großes an uns gethan, Ihm sei Ehre, Preis und Dank“ — mit diesen Worten bedankte sich v. Werder für die Bibel, welche Stuttgarter Frauen ihm schenkten und von welcher er sagte: „sie weist nach oben und führt zu Gott, an dessen Segen Alles gelegen ist.“ Und in einem andern Briefe bald nach den unermesslichen Erfolgen am Jura schrieb derselbe Feldherr an einen Verwandten: Wir selbst wollen demüthig sein und immer demüthiger werden und unsern Herrn Gott loben und preisen, indem wir ausrufen: Du hast unser redliches Wollen gesegnet, Du hast Kraft und Ausdauer verliehen und uns die Maßregeln finden lassen, die das Gelingen ermöglichten. — Anders hat auch Prinz Friedrich Carl bei seiner Rückkehr nicht gedacht, als er zu den Magistratspersonen von Berlin sagte: „Man muß diese Erfolge zurückführen auf die gnädige Hülfe des Höchsten. Dieses Gefühl, Werkzeug in seiner Hand gewesen zu sein, gibt auch so großen Erfolgen gegenüber Demuth und Vertrauen.“ Soll ich daran noch erinnern, wie dieser Geist demüthigster Dankbarkeit für Gottes Treue und Gnade jedes Telegramm unseres Kaisers, jede Kundgebung unserer Kaiserin durchwehte? Als dieser Ton der Kaiserlichen Depeschen in Frankreich, wo man den Krieg sehr menschlich und mechanisch auffaßte, statt Anerkennung Mißbilligung fand, schrieb ein englisches Blatt, der English Independent: „Der König von Preußen ist

ein Fürst von Ehre, und so lange er sich in einem aufgezungenen Kriege glaubt, den er ganz allein zur Vertheidigung seines Landes führt, freuen wir uns seines ehrfurchtsvollen Bekenntnisses, daß er seine Erfolge doch etwas Anderem zuschreibt, als der Masse und Organisation seiner Armeen oder der Klugheit und Geschicklichkeit seiner Generäle. Wenn es irgend einen Krieg gab, in welchem sittliche Gründe den wundervollen Sieg der einen Nation und die äußerste Niederlage der andern veranlaßten, so ist es dieser." Für uns aber bedurfte es dieser Vertheidigung nicht erst; uns Alle, glaube ich, hat der fromme Geist der königlichen Nachrichten begeistert, hat es tief im innersten Gemüthe berührt, wenn der Kriegsherr des deutschen Volks im Schlachtengewirr wie im Siegesjubel, unter dem Weihnachtsbaum wie am Sylvesterabend, als König von Preußen wie als Kaiser von Deutschland Gott die Ehre gab, und daß bei der Kaiserkrönung unter jenem Bilde Ludwig's XIV., welches die Unterschrift trägt: „Der König regiert durch sich selbst“, der erste Kaiser deutscher Nation von Neuem bekannte, er regiere durch Gott.

So groß war doch der Eindruck von dem Allen in Frankreich selbst, daß mitten im Kriege französische Geistliche davon völlig überwältigt waren. „Unsere Leute — so predigten sie ihren Gemeinden — sind mit Tanz, Spiel, Trunk und Lächerlichkeit in den Krieg gezogen; die Preußen mit Gebet, darum haben sie auch den Segen. Sie kommen freudig zum Gottesdienste, zur Beichte, zum heiligen Abendmahl.“ — „Wie fromm

sind Ihre Soldaten — rief ein französischer Priester von Paris aus — wie innig beten sie. Einer hat eine Stunde vor dem Hochaltar gekniet, ein Anderer bei jedem Hochaltar in der Kirche gebetet.“ — „Es ist recht Schade um Sie, daß Sie nicht katholisch sind — sagte sehr naiv eine Nonne zu unseren Leuten — Sie sind bessere Christen.“

So lautete das Urtheil über die Armee während des Krieges. Wer in dieser Zeit mit Augen des Verständnisses in der Heimath das deutsche Volk betrachtete, der entdeckte auch hier bei uns einen besseren, frömmeren Geist. Wie eine Reserve des Gebets stand in wöchentlichen und täglichen Betstunden das Volk hinter seinem Heere. Auch die deutsche liberale Presse, leider dem lebendigen Glauben oft abgeneigt, wurde von einem Hauch religiösen Geistes berührt. Den Prahlereien französischer Zeitungen gegenüber schrieb ein weltliches Blatt am Anfang: Wir vertrauen auf die Wahrheit der an diesem Orte und in dieser Einfachheit doppelt erhabenen Worte, die zu Leipzig auf dem Napoleonsteine zu lesen sind: der Herr ist der rechte Kriegsmann, Herr ist sein Name. So entzündete sich an der Flamme von 1813 das Feuer von 1870 und dem Worte entsprach die That in allen Ständen und an allen Orten. Unzählige persönliche Kräfte wurden durch die Johanniter, durch die Malteser aufgeboten. Dem Aufruf Wicherns und Engelberts zu christlicher Felddiakonie antworteten begeistert unsere Männer und unsere Jünglinge. Diakonissen und barmherzige Schwestern haben miteinander gewetteifert im Erweis der Treue und der Hingebung. An dreizehn Millionen Thaler sind öffentlich zur Pflege

verwundeter und erkrankter Krieger gesammelt. Viel persönliche Liebe und Theilnahme von Männern, Frauen und Jungfrauen hat diese Gaben gesammelt, ausgetheilt und angewandt; ein unermessliches Kapital religiösen Geistes und christlicher Bewährung steckt in solchen Zahlen. Auch unsere Feinde haben es anerkennen müssen, daß ihren Gefangenen und Kranken jede Liebe zu Theil geworden ist, welche ein christliches Volk spenden kann.

Nicht so günstig lautete zuletzt ihr Urtheil über die Armee, welcher kalte Grausamkeit und habgierige Plünderungssucht vorgeworfen ist. Es ist nicht schwer, diese Vorwürfe aus Feindes Mund zu entkräften und auf ihr rechtes Maß zurückzuführen. Daß hie und da in verlassenen Häusern und Schlössern Einiges mitgenommen ist, wer mag das leugnen! Der Krieg ist in gewissem Sinne seinem Wesen nach eine Auflösung der göttlichen Gebote. Wenn er länger dauert, macht er die Soldaten leicht rücksichtslos und gewaltsam. Es geht über die Möglichkeit der Disciplin, eine Million von Männern, die täglich Eigenthum und Menschenleben vernichten sehen, von jedem Unrecht abzuhalten. Immerhin war die Manneszucht im deutschen Heere besser, als im französischen. Professor Monod erzählt selbst, daß der französische Generalstab ein Schloß völlig ruinirt hatte, während in der Nähe der Stab des Prinzen Friedrich Carl sein Quartier unverfehrt ließ. Später sind alle Verwüstungen auf deutsche Rechnung gesetzt. Trotz dem gestehen wir zu, daß mannichfache Unredlichkeiten geübt sein mögen. Aber während Frankreich aus den Plünderungen des Sommer-

palastes zu Peking ein Museum errichtet hat, schrieben unsere Zeitungen voll Unwillen geharnischte Aufsätze über das Verwerfliche des „Rettens und Rollens.“ Daß der Krieg zuletzt oft den Charakter eines unbarmherzigen Racenkampfs annahm, daran sind einzig und allein die Franc tireurs schuld. Der deutsche Soldat ist nicht grausam; hundert Beispiele für eins bezeugen seinen harmlosen Sinn mitten im Krieg und seine Feindesliebe. Ein preußischer Offizier hat einen verwundeten Turko Stunden weit auf seinem Pferde geführt; ein Einundzwanziger verwundete einen Franzosen, der auf ihn geschossen hatte, mit seinem Bajonett, aber pflegte ihn, als er merkte, daß jener schwer verwundet sei; ein Pommer trug einem Franzosen, der in die Gefangenschaft gehen mußte, sein Kind eine weite Strecke Wegs zum Geleit. Bei dem ersten Gottesdienst in der Kathedrale zu Metz sammelten die Truppen für das niedergebrannte Peltre; vor Paris sammelten Jäger für die Kinder einer von französischen Kugeln getödtete Wittwe die Summe von 110 Francs. Ebendort schmückte ein Sachse für die Kinder einer Wittwe, bei der er im Quartier lag, einen Weihnachtsbaum. Deutsche Telegraphenbeamte übernahmen die Pathenstelle bei einem armen Kinde, das sie reichlich beschenkten. Für das eroberte Straßburg offenbarte sich eine wirklich bewundernswerthe Liebe; in Königsberg haben deutsche Bürger den dort gestorbenen Franzosen ein Denkmal gesetzt; und es ist noch in aller Erinnerung, daß wir unsere Frauen sehr energisch erinnern mußten, für die Kriegsgefangenen nicht mehr Interesse zu zeigen, als für die eigenen Krieger. Solche Züge sprechen von selbst

dafür, daß Volk und Heer das schwere Wort Christi: liebet eure Feinde, begriffen und geübt haben.

Noch zwei Einwürfen muß ich begegnen: einem, den französische Protestanten und Pastoren gemacht haben, „wir hätten den Nationalhaß geschürt und die französische Sünde gebrandmarkt, anstatt zum Frieden zu mahnen. Der Vorwurf ist in seiner Allgemeinheit durchaus ungerecht; mit Recht darf man den französischen Protestantismus anklagen — das eine Blatt l'Église libre ausgenommen, welches in der That das höchste Lob verdient, — daß er den deutschen Geist geschmäht hat. Allerdings, liest man heute die Artikel unserer kirchlichen Blätter, die Predigten aus der Kriegszeit wieder durch, so findet man manchen Gedanken, der mit der Liebe nicht besteht, manchen Ausdruck, der vor dem Richterstuhl Christi nicht Stand hält. Mögen unsere französischen Brüder uns entschuldigen, wenn die Ungerechtigkeit der Kriegserklärung uns eine Zeit lang vielleicht ungerecht machte, wenn die wirklich unerhörten Verlästerungen des deutschen Geistes beim Beginn des Krieges unsere Geduld erschöpften, die offiziellen und privaten Unwahrheiten während des ganzen Kampfes unsere Achtung verminderten. Noch lange Zeit nach dem Kriege hat ein französischer Protestant unsere Gottesdienste und Predigten der Heuchelei geziehen. Wer so verleumdet, hat kein Recht, anzuklagen. Doch brauchen die deutschen Prediger die Anklage nicht zu fürchten.

Ich schlage die Predigten der Kriegsepoche nach, sonderlich aus der ersten Zeit und beginne mit dem Dom in Berlin. Die Hofprediger v. Hengstenberg und Kögel mahnen an die



Gelübde von 1866 und strafen das Volk um seinen Undank und Unglauben, wenn auch freilich — wie es nicht anders sein kann — der Ton des guten Gewissens und der reinen Sache hindurch klingt. Carus in Stettin sieht den Krieg als scharfe Zuchtruthe an und ruft zur geistlichen Kriegsbereitschaft. Hoffmann in Halle ist so ernst und streng, daß er von Gott nicht Sieg um jeden Preis zu erbitten wagt, sondern die Sünden der Nation unter die göttliche Möglichkeit einer demüthigenden Niederlage stellt; zugleich mit der höchsten patriotischen Begeisterung haucht Beyschlag der akademischen Jugend, die sich freiwillig zu des Königs Fahnen meldet, doch den Gedanken ein, das Gericht von 1870 müsse für unser Volk mehr Frucht schaffen als das von 1866 und unser Schuldbewußtsein bei dem ungerechten Gesamtzustande müsse tausendfach sein. So haben sie alle geredet, mit höchster Vaterlandsliebe und doch in vollem Bußernst. Auch vor Paris, als der böse Geist der Unzucht unter den Truppen einkehrte, sind erschütternde Strafpredigten gehalten, die keine Menschenfurcht kannten, keine Schmeicheleien sagten, sondern durch Mark und Bein drangen.

Freilich wenn die Franzosen von unseren Geistlichen verlangten, sie sollten die Fortsetzung des Krieges nach Sedan für eine deutsche Sünde und die Eroberung von Elsaß-Lothringen für ein deutsches Verbrechen erklären: so forderten sie eine Unmöglichkeit. Die Église libre selbst hat damals den französischen Protestanten die bittere Wahrheit gesagt, daß sie im Unrecht wären, an Deutschland die Forderung zu stellen, die sie an Frankreich bei keiner Eroberung gerichtet hätten,

und daß es schiene, sie sähen die Eroberung erst für eine Sünde an, seitdem Frankreich dadurch verliere. Und auf die Klagen der protestantischen Pfarrer vor Paris, daß Deutschland den gottlosen und verabscheuungswürdigen Krieg auch nach Sedan noch fortsetze, da doch Frankreich den Frieden wünsche, — antwortete ein kirchliches Blatt Englands sehr treffend: „die Franzosen wollen Frieden schließen, aber auf ihre Bedingungen; sie vergessen, daß der Besiegte den Frieden nicht dictirt, sondern annimmt. Frankreich unternahm den Krieg, um Land zu erobern; da es besiegt ist, dürfen die Deutschen wohl fragen, warum es nicht Land verlieren soll.“ Sei es mit dieser Vertheidigung aus französischer und englischer Feder genug. Wir möchten alte Wunden nicht wieder aufreißen und freuen uns, daß sie anfangen zu vernarben.

Der andere Zweifel an dem religiösen Geiste des deutschen Volks während des Krieges kommt aus deutschem Munde und weist auf die Kriegs-Literatur hin, die in keiner Weise ein christliches Gepräge habe. In der That tragen die Broschüren und Berichte der damaligen Zeit mehr den Charakter des Patriotismus; in den Tausenden von Liedern, die in der Kriegszeit erschienen, suchen wir vergebens den starken, vollen Glaubensklang Arndts oder den innigen frommen Ton Schenkendorfs. Nur vereinzelt weht durch die Kriegslieder der Hauch lebendigen Christenthums. Meist bleiben die Dichter, auch wo sie religiöse Accente brauchen, an der Peripherie der Religion, nicht selten verirren sie sich in Aeußerungen des Hasses und der Feindschaft; sie rufen lieber den Franzosen als sich selbst

zu: thut Buße. Dennoch bringen die Zeitungen jeder Richtung in jenen Tagen Lieder voll geistlicher Anregung. „Mit Gott wolle streiten für euer Vaterland, Gebete euch begleiten, Heil Dir o Kriegerstand“ klingt es aus Magdeburg; — „Bringt ein Hoch der Treue, der Treu', die Gott entstammt“ aus Darmstadt; — „Und will Gott, daß ich falle, so soll's mit Ehren sein“ aus Augsburg. „Und wenn ich wohl nicht wieder komm', dann Weib, vertrau' auf Gott, erzieh' die Kinder christlich fromm, weint nicht um meinen Tod“; so tröstet ein Gedicht der Staatsbürgerzeitung; „Wenn Er's verhängt, daß wir auch unterliegen“ so predigt die Nationalzeitung bei Beginn des Kampfes Ergebung. Als dann statt der gefürchteten Niederlagen eine wundervolle Reihe von Siegen das patriotische Gefühl begeisterte, gab man allgemein Gott die Ehre. Daß der tiefe christlich-poetische Geist der Freiheitskriege nicht aufwachte, lag in den Verhältnissen. Das Glück wird selten die Seele so andächtig stimmen, wie das Unglück. Dennoch hat in manchen Liedern von Geibel und Redwitz, besonders in dem tiefempfundenen Liede der Prinzessin Reuß: „Wir sind's nicht werth“ der christliche Gedanke seinen vollen Ausdruck gefunden. Und was Freiligrath in seinem: „Hurrah, Germania,“ das sich an poetischer Kraft über alle Gedichte erhebt, ausruft: Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir: das war doch der eigentliche Grundton alles Singens und Sagens. Nicht der moderne Gott des Zweifels und der Kritik war es, welchen das deutsche Volk in seinen Kriegsliedern feierte, sondern der alte starke Gott, der mächtige Herr der Heerschaaren, der große Wunder

thut und über die Geschicke der Völker allgewaltig gebietet. Dieser Gott der Offenbarung wird von den Feinden des Glaubens gern todt gesagt; aber in den großen Zeiten unserer Geschichte wird er der deutschen Christenheit immer wieder lebendig und offenbart sich von Neuem hier im Feuer und Sturmwind, dort im leisen, sanften Wehen.

So war der Geist des Krieges; und mit dem Kriege hat er nicht völlig aufgehört zu wehen. Wenn die deutschen Krieger in den Jahren, welche auf den Krieg folgten, nach Wörth oder Saarbrücken, nach Mars la Tour oder St. Privat kamen, um den gefallenen Kameraden ihrer Regimenter oder Brigaden, ihrer Divisionen oder Armeecorps Denkmäler der treuen Erinnerung zu weihen, dann wachte er lebendig und spürbar auf, dieser Geist der Frömmigkeit aus der Kriegszeit. Und viele von den Trauernden, welche die Gräber ihrer lieben Todten aufsuchten, die Wittwen und Waisen, welche einen gefallenen Vater beklagten, die Väter und Mütter, die um tapfere Söhne weinten, die Geschwister, welche einen Bruder betrauertem, sie waren in ihrem Heldenschmerz und in ihrer Christenhoffnung lebendige Beweise der Treue zum Vaterland und des Glaubens an den Herrn. Auch an diese Trauer knüpft sich noch eine gesegnete Arbeit der britischen Bibelgesellschaft. Es wurde von dem Comité desselben der Beschluß gefaßt, den Wittwen und Eltern der Gefallenen ein Exemplar des Neuen Testaments mit Psalmen zu schenken. Man glaubte, daß die heilige Schrift, als ein Andenken an die Verstorbenen dargeboten, mit Ehrfurcht gehegt und mit

Andacht gelesen, den wunden Herzen eine reiche Quelle des himmlischen Trostes aufschließen könnte. Der schöne Plan war nicht leicht durchzuführen, da die Leidtragenden in allen Theilen des deutschen Reichs zerstreut waren. Die Geistlichen waren die geeignetsten Vermittler, um die heilige Sache in den Gemeinden bekannt zu machen; auf ihre Aufforderung hin meldeten sich doch mehr als 15000 und erhielten die sinnige Gabe. Jedes Exemplar enthält den Namen des Empfängers und den Namen des Verstorbenen auf dem ersten Blatt; zwei passende Schriftstellen sind darüber gedruckt, Joh. 11, 25.: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe“ und Sem. 49, 11.: „Wer übrig bleibt von deinen Waisen, denen will ich das Leben gönnen, und deine Wittwen sollen auf mich hoffen.“ Auch der Kaiser erhielt ein solches Neues Testament, das man in seiner Kenntniß des landesväterlichen Herzens ebenso schlicht hatte binden lassen, wie alle andern.

Bedenkt man, daß je 21 unter 100 Verstorbenen Söhne von Wittwen, je 23 verheirathete Männer waren, so wird man doppelt fühlen, wie viel Schmerz zu stillen, wie viel Weh zu heilen war. „Nur das Wort Gottes — so schrieb eine Mutter zum Dank an die Gesellschaft — vermag in dem schweren Kummer vollen Trost zu geben. Menschliche Vernunft und menschlicher Trost sind unter solchen Umständen äußerst ohnmächtig. Gebe Gott uns seine Gnade, daß wir von seinem heiligen Worte einen gesegneten Gebrauch machen, und mögen die Segnungen, die es verheißt, an uns, unsern zehn übrigen Kindern und unsern Nachkommen in Erfüllung gehn.“ Das ist ein Brief

von vielen, die in demselben frommen Geist geschrieben waren. Es kam vor, daß bei einem Brande eins von diesen Neuen Testamenten mit verbrannte; der Trauernde bat um ein anderes und bezugte den empfangenen reichen Segen. — So ist der Ausgang wie der Anfang des Krieges durch die Thatsache bezeichnet, daß das lebendige Gotteswort von ganzem Herzen begehrt wurde; mit den Gedanken Gottes ausgerüstet, zogen unsere Krieger in den großen Kampf, und mit der Liebe Christi tröstete sich unser Volk in dem Schmerz um seine gefallenen Helden. Dieser Sinn war in der deutschen Nation während des ganzen Krieges lebendig; das darf unsere Freude und unsere Hoffnung sein. Gewiß sind in der Zeit der Freiheitskriege mehr und größere religiöse Persönlichkeiten offenbar geworden; die vorangehende Noth hatte sie geboren und erzogen. Aber nie, auch in den Freiheitskriegen nicht, war in einer deutschen Armee der religiöse Geist allgemeiner, durchdringender verbreitet, als in dem deutschen Heere des letzten französischen Krieges.

Es ist schmerzlich, daß das Gedächtniß der göttlichen Wunder nur so kurze Zeit unter uns gedauert hat. Fast als ein unlösbares Problem steht die Frage vor uns, wie es möglich war, daß die Zeit des Krieges für das geistliche Leben unseres Volkes so unfruchtbar bleiben konnte. „Der Herr hat Großes an uns gethan“: dieses Gefühl mußte in Deutschland lebendig werden und bleibende Frucht schaffen. Wie aus den erbeuteten Kanonen des Krieges Glocken zum Gottesdienst gegossen sind, so mußte der ganze wunderbare Reichthum

an Sieg und Herrlichkeit zu Ehren Gottes, zur religiösen und sittlichen Erneuerung unseres Volkes verwandt werden. Gott hatte uns aus großer Gefahr mit allmächtiger Hand gerettet; Er war mit uns gewesen in Kampf und Sieg; Er hatte — was mehr ist als jeder Sieg — über Bitten und Verstehen den alten deutschen Hader von uns genommen und die Sehnsucht eines Jahrtausends endlich erfüllt. Wir waren mit einem Male groß, frei und stark:

mit Gott und unserm Kaiser ein Volk, ein Haus,  
ein Heer.

Aber in dieser großen Wendung der deutschen Geschichte mußte der Geist Gottes unsere begeisternde Kraft werden. Wir hätten den neu gekräftigten religiösen Gedanken, mit dem Gedanken der Einigkeit verschwistert, hinübertragen sollen in die Tage des neuen Deutschlands. Leider ist dies nicht geschehen und Viele finden, es stehe seit dem Kriege schlimmer um das geistliche Leben als vorher.

Mancher freilich hat von den Ereignissen für das Reich Gottes zu viel erwartet. Nicht einmal die Trübsal hat die sichere Verheißung, daß sie den Einzelnen und die Völker zu Gott zurückführt; noch weniger wird man von Siegen und Ehren eine Bekehrung der Personen, eine Aenderung des Volksgeistes erhoffen dürfen. Wir stehen seit Jahrzehnten in der starken Strömung einer materialistischen Weltanschauung, die tief und breit unser Volk durchzieht. Nur die bewußte Rückkehr zu den Anschauungen und Thatsachen des Christenthums kann dieser unheilvollen Bewegung Halt gebieten; ein

Krieg allein vermag es nicht. Der französische Krieg war ein Siegeslauf ohne Gleichen; es wäre das erste Mal in der Weltgeschichte, daß unermessliches Kriegsglück eine Nation religiös erneuert hätte. Vielmehr liegt in einer Epoche von Blut und Eisen immer auch mancherlei sittliche Gefahr: die unvermeidliche Nichtachtung von Leben und Eigenthum, die furchtbare Wirksamkeit mechanischer Kräfte und Gewalten, die Berauschung in Sieg und Triumph. — Gewiß, wenn die Männer eines Volkes, aus der materialistischen Strömung herausgerissen, ihr Leben für die hohen Güter des Vaterlands einsetzen und unter den Gefahren des Kampfes ihre Augen auf Tod und Ewigkeit richten, so muß das heilsam auf die Seele wirken. In der Ungewißheit der kriegerischen Entscheidungen und der persönlichen Schicksale suchen die Gedanken der Streitenden wie ihrer Angehörigen in der Heimath im Glauben und im Gebet den lebendigen Gott. Aber der menschliche Leichtsinne vergißt die Gefahr leicht, wenn sie vorüber ist; er vergißt auch die Rettung und den Retter. So mag denn ein Krieg wohl dazu dienen, daß eine ungöttliche Strömung sich auf einen Augenblick zurückstaut; völlig bemeistern kann er sie nicht. Vorbereiten und anregen kann er die Erweckung; aber eine gründliche Erneuerung ist nur dadurch möglich, daß in den vorbereiteten und angeregten Herzen der Geist Gottes zum völligen Durchbruch kommt. Diesem Geiste war während des Krieges in mannichfacher Weise Bahn gebrochen; ihm hätten nach dem Kriege die Herzen sich ganz ergeben müssen.

Aber mit dem Frieden kamen die Milliarden, und es



4. 5.

begann jener unselige Tanz um das goldene Kalb, an dessen Folgen die Nation noch heute krankt. War schon vor dem Kriege der deutsche Idealismus merklich im Verschwinden; nach dem Kriege ergriff die Gier nach Geld und Genuß alle Stände. Die deutsche Treue und Redlichkeit litt Schiffbruch auf der Silberflotte, die aus Frankreich kam, und in Sturm und Finsterniß fehlte der rettende Leuchtturm, die Macht der Religiosität. Schon vorher war durch ein Ueberwuchern des Materialismus der Einfluß des Christenthums auf das Volksleben geschwächt; der Culturkampf, der bald nach dem Kriege begann, konnte diese unheilvolle Entwicklung nur beschleunigen. Nicht als ob dieser Streit, der mit der Unfehlbarkeits-erklärung anfang, zu umgehen gewesen wäre; bei der Spaltung Deutschlands in eine protestantische und eine katholische Hälfte ist die gegenseitige Bekämpfung der beiden Parteien in aufgeregten Zeiten ebenso unvermeidlich, wie ihre Befremdung auf die Dauer nothwendig ist. Das deutsche Geistesleben verläuft nun einmal in diesem Gegensatz und hat davon, wie von jedem Geisteskampfe mancherlei Schmerz, mancherlei Segen. Aber nicht in dem Sinne der Unkirchlichkeit durfte dieser Strauß geführt werden, wie es, zwar nicht nach der Absicht der Regierung, aber doch von der öffentlichen Meinung geschah. Die Freigeisterei bemächtigte sich des Kampfes, der ein Streit zwischen Berlin und Rom bleiben mußte, und machte daraus einen Krieg zwischen Glauben und Unglauben. Nur dadurch ist der Culturkampf so verhängnißvoll geworden. An sich war es kein Unglück, daß wir nach dem Völkerrkrieg

in einen Geisteskampf gestellt wurden, der die Seele frisch und rüstig erhielt. Wenn Deutschland die große Aufgabe, welche der Culturkampf in sich trug und welche darin bestand, Staat und Kirche im Sinne des staatlichen Rechts und der kirchlichen Freiheit auseinanderzusetzen, wirklich löste, so war das ein Sieg, eben so bedeutend wie Metz oder Sedan. Daß die Lösung so wenig gelang, ist die Schuld des herrschenden unkirchlichen Geistes. Aber sie ist noch heute möglich, wie je, wenn sie im rechten Geiste versucht wird. Könnte der deutsche Liberalismus den Entschluß fassen, sich mit dem lebendigen Christenthum wieder zu befreunden, so wäre die gedeihliche Entwicklung unserer Nation gesichert. Wenn nicht, so stehen unabsehbare geistige Kämpfe vor uns; denn nur von dem Gesichtspunkte des lebendigen Glaubens aus lassen sich die Angelegenheiten der Kirche ordnen. Leider ist uns augenblicklich die Erfüllung dieser Hoffnung in die Ferne gerückt. Ein Mißtrauen gegen die Kirche, das dem Verständniß ihres Wesens und ihrer Aufgaben entgegensteht, verwirrt den öffentlichen Geist, und in dem Lande Luthers stehen die Errungenschaften der Reformation in Gefahr.

Ein falsches Bildungsideal beherrscht bei uns die gebildeten Kreise und wird von einer Presse, die selten auf der Höhe der Gegenwart steht, dagegen oft ohne Gesinnung und Nachdenken arbeitet, in die Volkskreise hineingeworfen. Eine zusammengeraffte Menge von Kenntnissen, besonders auf dem Gebiet der Realien, gilt für Bildung; die sittlich-religiöse Charakterentwicklung tritt dagegen zurück. Unsichere Dogmen

der Naturwissenschaft werden ohne Prüfung geglaubt und nachgesprochen; die religiösen Grundlagen von Jahrtausenden werden ohne Besinnen preisgegeben und zerstört. Man spricht noch von Gott, man will auch noch eine Religion; aber jener ist nicht der Gott der Offenbarung, und diese ist nicht die Religion des Neuen Testaments. Ohne Pietät vor dem geschichtlichen Charakter des germanisch-christlichen Lebens verkennet man den deutschen Geist und die Bedeutung der Religion. Ganz abgesehen von dem Frieden der einzelnen Seele kann auch das nationale Leben des religiösen Charakters nicht entbehren. In den Tiefen des Glaubens sind die starken Wurzeln der sittlichen Kraft. Die Hingebung an das Vaterland ersetzt die innere Gewalt der religiösen Mächte nicht. Wir haben es täglich vor Augen, wie der Atheismus auch den Patriotismus vernichtet. Dagegen ist die gemeinsame religiöse Ueberzeugung ein Band des Friedens um alle Stände und um alle politischen Richtungen. Wo dies Band fehlt, fallen die Interessen auseinander; die politische Einheit vermag den Haß der Parteien nicht zu hindern, das Geistesleben zerfällt sich und der Klassenkampf beginnt. Es giebt doch Anlaß zu den ernstesten Bedenken, daß nach den gemeinsamen großen Thaten des letzten Krieges der nationale Aufschwung so schnell nachgelassen hat und ein Parteienkampf entbrannt ist, der für die deutsche Zukunft ebenso gefährlich werden kann, wie es die frühere politische Zerspaltung in der Vergangenheit war. Alle Prinzipien sind dabei schwankend geworden; die Gewissenhaf-

tigkeit hat Schaden gelitten, der Egoismus ist entfesselt, das geistige Leben droht zu verkümmern.

Aber es will uns scheinen, als beginne eine Gegenströmung sich bereits in starken Wellen Bahn zu brechen. Hier und da mahnen die Stimmen freigesinnter, tüchtiger, im Volk angesehener Männer, es sei Zeit umzukehren, ohne Religion gehe es nicht weiter, man müsse sich auf die Grundlagen des sittlichen und religiösen Lebens zurückbesinnen. Diese Stimmen werden sich verstärken und vermehren; unsere Zustände und Verhältnisse, die Niemand befriedigen, werden den treuen Mahnern je länger je mehr aufmerksame Zuhörer und theilnehmende Herzen verschaffen. Das Christenthum ist und bleibt der Gesundbrunnen der Völker; es giebt auch für uns keine Genesung als in der Rückkehr zu Gott. Aber Eins ist Noth. Wollen wir das Ziel, so müssen wir auch die Wege wollen, die dahin führen. Kein religiöses Volksleben läßt sich denken ohne Kirche, keine wirksame Kirche ohne lebendigen Glauben, festes Bekenntniß, öffentliches Ansehen. Man gönne der Kirche ihre berechtigte Selbständigkeit und erweise dem Glauben die gebührende Achtung. Man höre endlich auf, in Zeitungen und Versammlungen den Glauben Bornirtheit, den kirchlichen Sinn Herrschsucht zu nennen. Man lasse davon ab, dem Phantom einer bekenntnißlosen Schule nachzujagen, das wie Geist aussieht und nur ein Irrgeist ist. Man schaffe dem Volk, und zwar den Beamten wie den Arbeitern, den Fabriken und Werkstätten wie den Eisenbahnen und Posten, den Sonntag wieder; denn ein Volk im Allgemeinen kann nur so

viel Religion haben, als es Sonntagsfeier hat. An diese Aufgaben gehe jedermann, der ein Herz hat für Deutschlands Wohl und Wehe. Von den Höhen bis zu den Tiefen muß wieder der warme Odem des Glaubens durch unser Volk wehen; lebendig fromme Persönlichkeiten mit weitem Herzen müssen in die sittlich-religiöse Bewegung eintreten, die bereits leise beginnt. Unser Volk muß wieder gebildet werden nach dem Bilde Christi. Auch die Armee mit ihrer wundervollen Organisation und ihrem unermesslichen Einfluß hat den Beruf, an dieser echten Bildung mitzuwirken. In einer der Schlachten des Kriegs traf eine Kugel die Brust eines Tapfern, gerade auf das eiserne Kreuz, und nahm Kreuzgestalt an. So müßte der ganze Dienst mit dem Zeichen jenes größten Kampfes und Sieges von Golgatha gezeichnet werden. In diesem Zeichen ist der Krieg geführt, sind die Siege errungen. In diesem Zeichen müssen und werden wir auch die Kämpfe des Friedens ausfechten.

Verzweifeln wir nicht an der christlichen Zukunft unserer Nation. Bewahren wir aus diesen Kriegserinnerungen als einen köstlichen Schatz die Gewißheit, daß das Evangelium unter uns noch mächtig, der deutsche Geist für den Glauben noch empfänglich ist. Und unverzagt, in lebendigem Glauben und unerschütterlicher Liebe, voll Muth und Hoffnung arbeite Jeder, ja Jeder, so viel er vermag, an der Wiedergeburt unseres heißgeliebten Volkes.

## Nachschrift.

Es ist uns unmöglich gewesen, bei all den einzelnen Zügen, die wir erwähnt haben, jedesmal die Quellen anzuführen. Am meisten haben wir aus dem Kriegsbuch von Ernst Haltaus (Stuttgart, Belsler. 5 Bändchen) und aus dem Werk von Rogge (die evangelischen Feldgeistlichen der Königl. Preussischen Armee im Feldzug von 1870/71) geschöpft. Daß wir den religiösen Geist in dem katholischen Theile der Armee nicht mehr berücksichtigt haben, beruht nicht auf Absicht, sondern auf dem Mangel an einschlagenden Berichten. Wir sind überzeugt, daß uns hier dasselbe Bild entgegentreten würde, und bedauern aufrichtig, daß uns die Farben fehlten, dasselbe zu zeichnen.

d. Verf.

4. 5.  
Im Verlage von **Wiegandt und Grieben** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Ist Gott für uns,  
wer mag wider uns sein!**  
Gedenkblätter aus der Geschichte der zweiten Garde-  
Infanterie-Division während des Feldzuges 1870—1871

von  
**Theodor Jordan,**

Divisions-Pfarrer der 2. Garde-Infanterie-Division.

1 Mark.

Ein Stück Kriegsgeschichte der zweiten Garde-Division, und ein Zeugniß der Pastorirung, der Seelsorge beim kämpfenden Heere. Die Predigten sind frisch und fest, recht wie eine Soldatenpredigt, zumal im Felde, sein muß.

**Predigt am Friedens- und Dankfeste,**  
gehalten in der Königl. Garnisonkirche zu Berlin am 18. Juni 1871

von

**Emil Frommel,**

Königl. Garnisonpfarrer von Berlin,  
Divisionspfarrer der 1. Garde-Infanterie-Division.

Zweite Auflage.

30 Pf.

Der Verf. hat es verstanden, bei seiner Textbenutzung theure Erinnerungen der Vergangenheit in den Herzen seiner Hörer wachzurufen, die wunderbaren Gnadenführungen der Gegenwart ihnen recht zum Bewußtsein zu bringen und vor Allem ihren Eifer und ihre Sehnsucht um das Eine, was Noth thut, anzuregen.

**In des Königs Rock!**  
Geschichten aus Krieg und Frieden

von

**Emil Frommel.**

1 Mark 25 Pf.

Die Kirche von ...

# Im Gott für uns

... 1870-1871

## Erster Teil

...

## Zweiter Teil

...

## Dritter Teil

...

## In des Königs Namen

...

## Vierter Teil

...



4.,

Zur politisch-sozialen  
**Harmonielehre.**

**Ziel und Programm**

des

**Demokratischen Vereins für Sachsen.**

Von

**J. G. Findel.**

*Preis = 0,50.*

**Leipzig.**

Druck und Verlag von J. G. Findel.

1881.

zur politischen

# Archivierung

und Programm

von

Emil Ritter für Sachsen.

Von

J. O. Fintel

*Preis 1/2 Rthl.*

Verlag

und Verlag von J. O. Fintel

1881

In einer bereits im Jahre 1775, also vor mehr als einem Jahrhundert, erschienenen Schrift über „Korngesetze und Kornhandel“ sagte der französische Minister Necker: „Wenn wir unser Augenmerk auf die Gesellschaft und ihre Verhältnisse richten, so drängt sich uns sogleich ein allgemeiner Gedanke auf, der jedenfalls in Erwägung gezogen zu werden verdient. Es ist nämlich der Gedanke, daß alle bürgerlichen Einrichtungen zum Besten der Eigenthümer geschaffen sind. Man erschrickt, wenn man die Gesetzbücher aufschlägt und darin allenthalben nur auf Beweise für diese Wahrheit stößt. Man möchte sagen, eine kleine Anzahl von Menschen habe sich in die Erde getheilt und alsdann Gesetze gemacht, um sich gegen die Masse der übrigen zu vereinigen und zu schützen, wie man im Walde einen Berhau macht, um sich gegen wilde Thiere zu vertheidigen. Gesetze über das Eigenthum, die Rechtspflege und die Freiheit sind gegeben; aber für die zahlreichste Klasse der Staatsbürger hat man bisher fast noch gar nichts gethan. Was gehen uns eure Eigenthums-gesetze an? könnten die Arbeiter sagen; wir haben kein Eigenthum. Was gehen uns eure Justizgesetze an? wir haben nichts zu verlieren. Was haben wir von euren Freiheitsgesetzen? Wenn wir morgen keine Arbeit finden, so müssen wir verhungern.“

Diese Worte Neckers klingen fast wie die eines sozialdemokratischen Agitators unserer Tage. Dieses Zitat ist aus der Schrift eines konservativen Staatsmannes entnommen und dieser selbe Schriftsteller fügt hinzu, daß diese Worte noch heute Geltung haben.

Glaube man ja nicht, daß diese Stelle eines leitenden Staatsmannes des vorigen Jahrhunderts nur zufällig

gewählt ist, um in große, Alles bestimmende soziale Bewegung der Gegenwart einzuführen und für dieselbe das Verständniß zu wecken. Ich habe mich im Gegentheil ganz absichtlich an einen konservativen Schriftsteller angelehnt aus zwei Gründen. Einmal, weil wir in Deutschland dormalen unter ganz abnormen Verhältnissen leben, welche die unbefangenen Erörterungen der wichtigsten Fragen ungemein erschweren und jede scharfe Gegenüberstellung von Kapital und Arbeit, von Besitz und Proletariat sofort in den Verdacht verkappter sozialdemokratischer Bestrebungen bringen.

In dieser Hinsicht stehen wir im Grunde jetzt Alle mehr oder minder unter dem Ausnahmegesetz. Das andere Mal, weil vielfach bei den Konservativen ein besseres Verständniß für die sozialen Forderungen und Aufgaben zu finden ist, als bei dem nationalliberalen oder fortschrittlichen Manchesterthum, welches nur den Reichen die Tische deckt und die Brosamen den Armen vorwirft, für die Privilegien der Reichen, für die Sklaverei der Armen eintritt.

Diese Anerkennung der Konservativen soll bei Leibe nicht die Bedeutung haben, als ob der Demokratische Verein für Sachsen, dessen Bedeutung hier dargelegt und dessen Programm erläutert werden soll, irgendwie konservativ-reaktionären Tendenzen das Wort reden wolle. Derselbe bekämpft die Reaktion mit aller Entschiedenheit und geht sogar darauf aus, alle nicht-reaktionären Elemente zu einer großen Heerschaar zu vereinigen. Eine konservative Partei, eine Partei der Erhaltung und der Mäßigung, ist einem gesunden Staatswesen ebenso unentbehrlich, wie eine Partei der Bewegung. Eine konservative Partei braucht auch nicht nothwendig dem Bureaukratismus zu huldigen und einer polizeistaatlichen Bevormundung; sie braucht nicht nothwendig für ein absolutes Beharren einzutreten, noch für ein Galvanisiren spießbürgerlichen Schlendrians. In diesem Sinne richten

denn auch konservative Schriftsteller der Neuzeit ihre Partei auf Erforschung der eigentlichen Triebfedern der Bewegung, um im Sinne mäßiger Fortbildung sie zu leiten, sowie auf das Feld sozialer und wirthschaftlicher Interessen. Ob die konservative Partei der Gegenwart überall ihrem eigenen Ideale und Wesen entspricht, oder ob sie nicht viel mehr rückbildenden Tendenzen, dem Umsturz zu Gunsten einer überwundenen Vergangenheit huldigt, also reaktionär ist, mag dahin gestellt bleiben. Wohl aber soll gleich hier hervorgehoben werden, daß der Demokratische Verein für Sachsen darauf hinarbeitet, das ohnmächtige, sich unter einander selbst zerfleischende Fraktionswesen zu überwinden und das ganze Parteiwesen derart zu vereinfachen, daß es nur zwei Parteien giebt — eine konservative Partei und eine demokratische, eine Partei der Erhaltung und eine der Bewegung, eine Regierungs- und eine Volkspartei.

Was der Demokratische Verein will, liegt schon in seinem Namen: er will den demokratischen Gedanken pflegen und die demokratischen Grundsätze zu einem klareren Bewußtsein bringen, er will diese Grundsätze hinaustragen und die Zeitgenossen für dieselben gewinnen und er will, weil in ihnen das Heil des deutschen Vaterlandes, der ganzen menschlichen Gesellschaft beschlossen ist, die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen im Geiste derselben umbilden und gestalten helfen. Jedem sein Recht, Jedem ein menschenwürdiges Dasein, jeder Arbeit ihren entsprechenden Lohn! Damit ist das Prinzip der Demokratie ausgesprochen: die Rechtsgleichheit Aller, die Humanität, die Arbeit. Sowie für diese Trias die Volksüberzeugung und der Volkswille gewonnen ist, ist auch die religiöse, die politische, die wirthschaftliche Freiheit gesichert. Aber „die Existenz eines starken einheitlichen Volkswillens“ — sagt Joh. Jacobi — „und ohne einen solchen ist Selbstregierung nicht möglich — setzt nothwendig eine gleichmäßige politische Bildung

U und diese wieder eine gewisse Gleichmäßigkeit in der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Lebenshaltung der verschiedenen Volksklassen voraus. Mit anderen Worten: politische Reform und soziale Reform fordern und bedingen sich gegenseitig. Ohne Theilnahme des Arbeiterstandes keine dauernde Besserung der politischen Zustände und ohne Aenderung der politischen Zustände keine wirthschaftliche Besserung des Arbeiterstandes. Die Demokratische Partei muß daher die Umgestaltung der sozialen Mißverhältnisse, die Hebung der arbeitenden und nothleidenden Mitbürger sich zur Aufgabe nehmen — sie muß im wahren Sinn des Wortes eine Volkspartei werden. Die Nothwendigkeit einer Sammlung der gesinnungs- und strebensverwandten Elemente und ihre Zusammenfügung vermittelt einer festen, thatkräftigen Organisation ist allenthalben anerkannt und wird lebendig empfunden; es fragt sich nur, ob der Demokratische Verein einen solchen Aufbau und damit eine Reorganisation unseres Parteiwesens bewirken könne. Behufs Beantwortung dieser Frage werden wir sein Fundament, seinen Bauplan und sein Material d. i. sein Programm und die ganze politische Lage prüfen müssen.

Fragt man, warum denn gerade unser Programm die Kraft haben soll, auf die verwandten Elemente aus anderen Parteien eine Anziehungskraft auszuüben und eine Einigung zu bewirken, so antworte ich mit einer kurzen Geschichte desselben.

Das demokratische Programm ist zunächst aus den demokratisch gesinnten Kreisen der deutschen Fortschrittspartei herausgewachsen und hat eine Reihe von Forderungen aufgenommen, wie sie vor dem Parteitage in Anregung kamen, namentlich Seitens des rühmlichst bekannten Kathedersozialisten Samter in Königsberg. Dieses Programm gelangte auf dem Parteitage zur Vorlage

mit der ausdrücklichen Bestimmung, die Fortschrittspartei nach links zu drängen und auf ihre ursprüngliche Basis zurückzuführen. Bekanntlich wurde damals die verhängnisvolle Losung ausgegeben: Fühlung rechts! Indessen hat die fortschrittliche Parteileitung damals ausdrücklich erklärt, daß sie im Prinzip mit diesem weitergehenden Programm einverstanden sei und nichts dagegen habe, wenn es einzelne Landestheile ihrer Wirksamkeit zu Grunde legen. Bei jener Gelegenheit erklärte gleichzeitig die Presse der süddeutschen Volkspartei, es sei im Wesentlichen mit dem der Volkspartei gleichlautend. Damit aber war offen ausgesprochen, daß es ein geeignetes Mittel sei, Anhänger der Volks- und der Fortschrittspartei zu einigen. Später fanden es auch die Führer der deutschen Sozialdemokratie für annehmbar und ausreichend. Sagten das die Führer, so mußte es um so mehr für Jene annehmbar sein, welche mit der Sozialdemokratie gelegentlich nur gestimmt, ohne deren utopistischen Zielen, Ausschreitungen und Uebertreibungen beizupflichten. Nimmt man nun noch hinzu, daß die Nationalliberalen noch im Jahre 1867 ein ziemlich freisinniges Programm hatten, als dessen zeitgemäße Weiterbildung sich das unsere erweist, so ist klar, daß es geeignet sein muß, um nach links und nach rechts als gemeinsame Grundlage zu gelten. Es vertritt überdies, wie bereits bemerkt, die Rechts- und Humanitätsideen mit all' ihren Konsequenzen für Staat und Gesellschaft und ruht somit auf unanfechtbarer prinzipieller und wissenschaftlicher Unterlage. Es ist ideal genug, um als Zukunftsprogramm gelten zu können, und ist praktisch genug und stellt maßvolle, zunächst erreichbare Forderungen auf, welche die Möglichkeit gewähren, unter dem gleichen Banner der Demokratie Bürgerthum und Arbeiterschaft zu vereinigen, natürlich vorausgesetzt, daß es unter Beiden Leute giebt, welche aus der Vergangenheit etwas gelernt haben und in der Lage sind, neben-

sächliche Punkte ihrer früheren Parteiprogramme zu vergessen.

Einheit in allem Wesentlichen,  
Freiheit in allem Nebensächlichen.

Soviel über das Programm im Allgemeinen; wenden wir uns nun zur allgemeinen Lage, um daran unsere Bestrebungen zu prüfen.

Die Lage der Gegenwart läßt sich kennzeichnen in drei Worten: Reaktion, Nothstand und Verwirrung.

Den Nothstand hat die deutsche Regierung selber anerkannt, da sie über denselben Vorlagen machte und zu dem absonderlichen Rezept der Verbrauchssteuern und der Zollschranken griff, um angeblich die bedrängte nationale Arbeit zu schützen, in der That freilich nur, um die Staatskassen zu füllen. Das Vorhandensein einer Reaktion dagegen wird sowohl von offiziellen Soldschreibern, wie von dem Staatsmann des Nationalliberalismus v. Bennigsen in Abrede gestellt. Gleichwohl ist dieselbe genugsam besiegelt durch das Bündniß der Junker und Klerikalen mit der Kapitalmacht, wenn auch leider das Volk kaum zu merken scheint, wie ihm ein Recht nach dem andern entzogen wird, nachdem schon früher eine ganze Reihe freiheitlicher Bestimmungen der Einzelverfassungen der nationalen Idee resp. reaktionären Tendenzen zum Opfer fielen.

Wer Augen hatte zu sehen, der konnte längst nicht mehr darüber in Zweifel sein, daß die Reaktion, von langer Hand vorbereitet, Schritt um Schritt ihren Zielen näher rückte. Ihre Arbeit begann bereits bei Berathung der norddeutschen Reichsverfassung. Statt gleich hier klare Verhältnisse zu schaffen, künftige Kämpfe durch Einfügung von Grundrechten abzuschneiden und die Freiheit durch Schutzwehren festzustellen, ließ man sich nicht bloß durch diplomatische Redensarten, durch geflügelte Worte ködern, sondern man erfand zum Ueber-

afa!

Lolipor  
Hörwunder



fluß selber solche täuschende Ausflüchte, wie die, man müsse den Reichskanzler in nationalen Fragen unterstützen, um ihm desto leichter liberale Zugeständnisse abzugewinnen. Wir wissen ja nunmehr, daß alle diese staatsmännischen Redensarten eitel Wind waren. An die neuesten Triumphe der Reaktion auf wirthschaftlichem Gebiete, an die Einführung von Verbrauchssteuern und damit die Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse braucht man nur zu erinnern, da alle diese Errungenschaften ja sehr jungen Datums sind, jünger, wie die Berufung des Herrn v. Puttkammer zum Kultusminister und der Gang nach Canossa. Schon etwas älteren Datums ist das Ausnahmegesetz und die Verkündung des kleinen Belagerungszustandes, zwei Momente, welche die sogenannte liberale Aera abschlossen und den abgewirthschafteten Nationalliberalismus in den Schmollwinkel stellten.

Wie nun einerseits die Reaktion allmählich ins Kraut schoß und an Weisheit und Stärke zunahm, so andererseits der Nothstand, der ebenfalls ganz unscheinbar begann mit einer industriellen Krisis, die man in ein paar Monaten für überwunden hielt, während er jetzt nach jahrelanger Dauer chronisch zu werden droht. Nun kann man zwar nicht in Abrede stellen, daß der Nothstand zum großen Theil ein Produkt äußerer Verhältnisse und der ganzen wirthschaftlichen Entwicklung ist, er ist aber offenbar auch mitbedingt und gesteigert durch Zustände, welche der menschlichen Einwirkung durchaus zugänglich und daher überwindbar sind. Dahin ist zu rechnen eine mangelhafte und keineswegs überall gerechte Besteuerungsart, dahin gehört ferner das Ueberwuchern des Kapitalismus und Individualismus in unseren wirthschaftlichen Verhältnissen; dahin gehört das keineswegs nothwendige Uebel der riesigen Staatsschuldenlast, mit der jedes neugeborne Kind in die Welt tritt und sich den Kampf ums Dasein erschweren lassen muß; dahin

gehört auch vor Allem die ganz ungeheuerliche Verwendung der Staatseinnahmen für die unproduktiven Ausgaben des Militarismus, der in rationeller Weise beschränkt werden könnte, ohne unsere Wehrkraft zu vermindern.

Was endlich die herrschende Verwirrung der politisch-sozialen Verhältnisse, die allgemeine Zerrfahrenheit und die Unsicherheit der Lage angeht, so muß dieselbe schon sehr groß und empfindlich sein, da selbst die national-liberalen Blätter, die bekanntlich ans Schönfärben und Bertuschen gewöhnt sind, offen und unumwunden Zeugniß dafür ablegen. Ein flüchtiger Blick auf unser nationales Meffa bestätigt denn auch, daß zur längst zugestandenen „Reichsversumpfung“ nunmehr auch eine gewisse Rathlosigkeit der leitenden Kreise hinzugekommen ist und die reichskanzlerische Unfehlbarkeit im Innern ein großes Loch bekommen hat. Man weiß offenbar nicht mehr, auf welche Partei man sich stützen müsse, welchen Kurs das Staatsschiff nehmen, welcher Kräfte man sich bedienen soll, welche neuen Steuerobjekte man ersinnen müsse. Das System, das nun schon so oft „von Fall zu Fall“ hergehalten, scheint selber dem Fall nahe. Man könnte in der That die Lage heiter finden, wenn sie nicht so verflucht ernst wäre! Von Steuernachlässen keine Spur, vom Schutz der nationalen Arbeit kein Erfolg, von positiven Leistungen für die Arbeiter keine Rede, aber trotz des Ausnahmegesetzes ein glänzender Wahlsieg der Sozialdemokratie in Hamburg! Auf der einen Seite eine Zunahme der reaktionären und absolutistischen Tendenzen, auf der andern Seite das Gespenst einer sozialen Revolution, die selbst von hochkonservativer Seite mit dem Ausnahmegesetz als gegeben erachtet wird.

Giebt es aus diesen Verhältnissen einen Rettungsweg? Wir antworten ohne Bedenken mit Ja, sofern aus der jetzigen Desorganisation eine neue Organisation aus dem Wirrsal des Fraktionswesens eine mächtige

Bewegungspartei hervorgeht, welche dem Volke das verlorene Vertrauen zu seiner eigenen Kraft und zu seiner Zukunft wiedergiebt. Rechts und links wird die Kultur von wohlorganisirten Gegnern bedroht. Die reaktionäre Liga befestigt ihre von Natur aus günstige, weil durch ein konservatives Beamten- und Pfaffenthum gedeckte Stellung durch ein Netz von Vereinen und wirkt durch ihre Agitatoren in Rede und Schrift. Ihr natürlicher Bundesgenosse ist der auf den Geldsack erpichte, kurzfristige Theil des Bürgerthums, der sich durch Anlehnung an die Regierungsgewalten für gesichert hält und das unzählige Heer des geistesträgen und thatfaulen Philisterthums.

Die revolutionäre Liga wühlt unter der Oberfläche des öffentlichen Lebens mit Erfolg, begünstigt durch die Trostlosigkeit unserer Zustände, die Desorganisation der Parteien, wie durch die Schwäche und die Spaltung der Gegner.

Nach rechts und links liegt die Rettung nur in der Sammlung aller vorwärts strebenden Geister, in der Vereinigung aller derer, denen das Freiheits- und Rechtsbewußtsein noch nicht abhanden gekommen, welche ein Gefühl für soziale Gerechtigkeit und in der Wahrung des Kulturfortschritts ein gemeinsames Band haben; es liegt die Rettung in der Organisation des deutschen Bürgerthums gegen die Reaktion, wie gegen die Revolution, nicht gegen, sondern für die Arbeiter, in der Organisation auf Grund eines vernünftigen, in den Forderungen maßvollen, auf Erreichbares gerichteten und dabei doch entschiedenen und idealen Programms, so daß unter Beiseitelassung unwesentlicher Meinungsverschiedenheit alle Elemente der Bewegung unter gleichem Banner marschiren und kämpfen können. Der Demokratische Verein für Sachsen ist nun der Meinung, daß sein Programm im Allgemeinen und unter dem Vorbehalt zeit-

gemäßer Weiterbildung den eben gemachten Anforderungen entspricht.

An der Spitze dieses Programms steht ein allgemeiner Satz, dessen Berechtigung man in Zweifel ziehen könnte:

Die Aufgabe des Staats ist die Wahrung der Ordnung und der allgemeinen Wohlfahrt.

Daß ohne Ordnung ein gesellschaftliches Zusammenleben nicht möglich ist und ein Staatswesen nicht bestehen kann, ist freilich selbstverständlich und von Niemand bestritten; wohl aber bestreitet man, daß der Staat sich auch um die allgemeine Wohlfahrt zu kümmern habe. Es giebt noch Anhänger einer Schule, welche nur den kalten Rechtsstaat fordert, der nur darüber zu wachen habe, „daß Niemand kein Schaden geschieht“. Lassalle hat bekanntlich diese Auffassung des Staatszwecks als eine „Nachtwächteridee“ bezeichnet. Damit können wir heutzutage, namentlich mit Rücksicht auf die wirthschaftlichen Verhältnisse, nicht mehr auskommen. Im Gegensatz zu dieser Auffassung nun wollen wir den Kultur-Rechtsstaat, der sich auch mit Angelegenheiten der allgemeinen Wohlfahrt zu befassen hat, insbesondere mit dem Schutze der wirthschaftlich Schwachen gegenüber einer schrankenlosen Freiheit der Ausbeutung durch die wirthschaftlich Starken.

Der verfassungsmäßig ausgesprochene Wille des Volkes ist oberstes Gesetz. Eine parlamentarische Regierung mit Verantwortlichkeit ihrer Organe soll den durch Bildung geklärten Willen des Volkes zum Ausdruck bringen.

Jedem Staatsbürger gebührt gleiches Recht bei gleichen Pflichten. Wir fordern das Recht der freien Selbstbestimmung, Gewissensfreiheit, Preß- und Redefreiheit, der freien Verfügung

über die Produkte geleisteter Arbeit und das Recht verfassungsmäßiger Betheiligung des Volkes an der Regierung.

Diese Sätze sind selbstverständlich und würden keiner Begründung bedürfen, wenn nicht gegenwärtig noch allenthalben die Traditionen des Polizeistaats mit seiner Bevormundungssucht und des absoluten Regiments lebendig wären, welches letztere das Volk so behandelt, als wäre es nur der Regierung willen da. Jede Verfassung ist ein Freibrief für die Mündigkeit des Volkes und hat nur dann einen Sinn, wenn sie die Regierungsgewalt einschränkt und dem Volke gestattet, seine Wünsche und Bedürfnisse frei und offen zum Ausdruck zu bringen und sich vor Mißregierung zu schützen. Letzteres aber ist nur dann möglich, wenn die Organe der Regierung, die Minister, der Volksvertretung gegenüber verantwortlich sind und in den Anklagezustand versetzt werden können. Die deutsche Reichsverfassung, ein Werk der Noth und Ueberhastung, ist in jeder Weise lücken- und mangelhaft, namentlich auch in Bezug auf die Verantwortlichkeit der leitenden Organe. Moralisch verantwortlich ist allein der Reichskanzler; eine thatsächliche Verantwortlichkeit aber besteht nicht. Gesetze, welche die Volksvertretung giebt, bedürfen zu ihrer Giltigkeit der Zustimmung des Bundesraths, in dem Preußen eine dominirende Stellung einnimmt, und der Genehmigung des Kaisers.

Weiteres über die vorstehenden Sätze des Programms findet man in „Spir, Recht und Unrecht“, 8. Kapitel, „Von den politischen Rechten“. Hier sagt der berühmte Philosoph: „In einem wohlgeordneten Staate muß der allgemeine Wille über Alles entscheiden. Aber es darf freilich auch nichts unterlassen werden, den allgemeinen Willen möglichst erleuchtet zu machen.“ Dies ist nur möglich bei voller Rede- und Pressfreiheit durch eine gutgeleitete Presse, welche der Wahrheit die Ehre

giebt, dem Volkswohl dient, reelle Belehrung bietet und nicht mit Schlagworten operirt und überall für Recht und Freiheit eintritt. Die gegenwärtige Entmannung und Verwirrung des Volksgeistes hat größtentheils die schönfärberische, jede Initiative erstickende und zu blindem Vertrauen mahnende nationalliberale Presse verschuldet.

Soll in dem demokratisch eingerichteten Staate, wie er uns als Ideal vorschwebt, eine parlamentarische Regierung den durch Bildung aufgeklärten Willen des Volkes zum Ausdruck bringen, so muß in erster Linie für eine allgemeine und gleichmäßige Bildung aller Staatsbürger gesorgt werden. Darum ist unsere erste Forderung:

1) Wahrhafte Volksbildung durch unentgeltlichen Volksunterricht in allen öffentlichen Lehranstalten. Trennung des Staats von der Kirche, Trennung der Schule von der Kirche.

Volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Aufhebung aller Monopole und Privilegien.

Wir vermeinen nicht, einen neuen Staat und eine neue Gesellschaft erfinden und über Nacht, gleichsam im Handumdrehen, einführen zu können. Eine neue Gesellschaft braucht neue Menschen, einsichtsvolle, an Selbstbeherrschung und Selbstregierung gewöhnte Menschen, Männer, die ihre Freiheit finden in der selbigen Gebundenheit an das Gesetz. Solche Menschen müssen erzogen und gebildet werden und diese Bildung ist die unerläßliche Vorbedingung für eine Neugestaltung der Gesellschaft auf vernünftiger und humaner Grundlage. Was nützen uns neue Gesetze und neue Staatseinrichtungen, wenn die Menschen nicht dafür reif sind und wenn sie nur die altgewohnte Sklaverei vertauschen mit einer neuen? Die Menschen, sagt ein altes wahres Wort, werden gerade so regiert, wie sie es verdienen.

5.

Eine Demokratie ohne Demokraten ist ein Unding. Wer für eine bessere Zukunft wirken will, der muß den Hebel bei der Schule einsetzen; denn bessere Menschen schaffen sich von selbst eine bessere Zukunft. Ohne wahrhaftige Volksbildung keine aufgeklärte, in sich starke öffentliche Meinung! Die jetzige Volksschule und das ganze Bildungswesen entsprechen mit Nichten den Forderungen der Gegenwart. Formale Kenntnisse und Gedächtnißfram sind noch lange keine Bildung, wie Dressur noch keine Erziehung ist. In dieser Hinsicht giebt es noch unendlich viel zu reformiren. Daß aber gerade auf diesem Gebiete der Hebel eingesetzt werden muß, können wir von unseren Gegnern, von den geschworenen Feinden der Freiheit und Selbstregierung, lernen. Als jüngst auf der Lehrerversammlung in Hamburg die deutsche Lehrerwelt ihre Ansichten, Bedürfnisse und Wünsche kundgab und ein fachmännisches Urtheil über die Ausgestaltung und Hebung des Schulwesens und über die Stellung der Lehrer verlautbarte, fiel sofort die „Nordd. Allg. Ztg.“ über sie her und kanzelte sie ab.

Nun hat zwar die Förderung wahrhafter Volksbildung außer den hartgesottenen Reaktionären keine Gegner in Deutschland, wohl aber die Förderung des unentgeltlichen Volksunterrichts. Und doch ist dies eine einfache Forderung der Gerechtigkeit; denn es ist im höchsten Grade unbillig, daß nur den ohnehin günstiger gestellten Kindern der Reichen die Schulen offen stehen, denen der Armen aber verschlossen bleiben sollen; es ist unbillig, den Armen, die es am nöthigsten haben, die geistige Waffenrüstung zu entziehen, ohne welche sie den Kampf ums Dasein nicht siegreich bestehen können. Das hieße ja eine Prämie auf die Unfähigkeit setzen und den Reichtum privilegiren! Wer Talent, wer Fleiß und Befähigung hat, der soll unbehindert lernen können und vorwärts kommen, er sei reich oder arm, und wer nicht begabt und nicht tüchtig ist, der soll sich im Schweize

seines Angesichts mit niederen Arbeiten sein Brod verdienen. Freie Bahn und freier Wettbewerb für Alle, das ist gerecht. Unter den Sozialdemokraten haben Einige, nicht Alle, die ungeheuerliche Forderung aufgestellt, daß bei gleich nothwendiger Arbeit alle ausnahmsweise gleich gelohnt werden sollen. Nun das wäre eine ebenso große Ungerechtigkeit, wie die Bevorzugung der Reichen, die gegenwärtig noch in unseren Verhältnissen gegeben ist. Die Gerechtigkeit fordert nur, daß das Proletariatskind den Marschallsstab und das Ministerportefeuille ebenso mit auf die Welt bringe, wie das Kind des Reichen oder des Adelligen; im Uebrigen heißt es: mehr und bessere Arbeit, mehr und besserer Lohn!

Wende man nicht ein, der unentgeltliche Volksunterricht in allen Lehranstalten sei eine unausführbare Ideologie. Diese Forderung ist wohl ausführbar, wenn wir nur einen guten Theil unseres Militärbudgets für Kulturzwecke verwenden. Die Forderung des unentgeltlichen Volksunterrichts ist auch nicht etwa funkelnagelneu, sondern sie ist vielmehr ein altes gutes Recht des deutschen Volkes, verbrieft in der deutschen Reichsverfassung von 1849. Wir haben diese Forderung an die Spitze unseres Programms gestellt, nur um sie deutlich hervorzuheben; denn sie kehrt an einer anderen Stelle stillschweigend wieder, da wo wir die Einfügung von Grundrechten in die Reichsverfassung verlangen.

Die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit ist eine selbstverständliche Forderung, die ebenfalls nur von der katholischen Hierarchie und der mit dieser sympathisirenden lutherischen, im Bunde mit der politischen Reaktion, bekämpft wird, wie die Trennung der Schule von der Kirche, um erstere dem erdrückenden Einflusse einer herrschsüchtigen, an überwundenen Dogmen festhaltenden, den Geist verfinsternden Geistlichkeit frei zu machen. Dem Staate, was des Staates, der Schule freien Unterricht und Erziehung für das Leben, und der Kirche, was



der Kirche ist. Eine feste Grenzregulirung schneidet unnützen Streit ab und sichert jedem Gebiete eine gesunde Entwicklung.

2) Organische Gestaltung der Reichsregierung und Erweiterung der parlamentarischen Rechte des Reichstages.

Verantwortlichkeit der Reichsminister.

Mitentscheidung des Reichstages über Krieg und Frieden. Einfügung von Grundrechten in die Reichsverfassung.

Es ist schon angedeutet, in welchem Sinne eine Erweiterung der Befugnisse des Reichstages nöthig ist und warum. Außer der Bewilligung der Steuern ist das wichtigste Recht eines freien, sich selbst regierenden Volkes die Mitentscheidung über Krieg und Frieden, die uns zur Zeit noch versagt ist. Jeder Krieg ist ein Unglück und eine Barbarei, zumal ein Eroberungskrieg. Ihn zu verhüten, ist das Volk stets geneigter, als eine Regierung; denn letztere kann ruhmstüchtig auf kriegerische Erfolge ausgehen, während ersteres mit Gut und Blut einzustehen und die Folgen, die Lasten zu tragen hat. (Vgl. „Bemerkungen über den Krieg“ am Schluß von „Spir, Recht und Unrecht“.)

Die Einfügung von Grundrechten in die Reichsverfassung würde die Rechte des Volkes geschützt und künftige Kämpfe um dieselben gespart haben. Hätten die Nationalliberalen an denselben festgehalten, so würde der Reichskanzler, wie er später gestanden, diese und noch mehr gewährt haben. Das demokratische Programm hat diese alte Forderung im Ganzen wieder aufgenommen, wie es die wesentlichsten Grundrechte auch im Einzelnen enthält. Die deutsche Reichsverfassung von 1849 enthält dieselben in meisterhafter Formulirung.

Gehen wir nun zum dritten Punkte unseres Programms über:

3) Gleichartige Durchführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts in allen staatlichen und Gemeindeangelegenheiten.

Diäten an die Reichstagsabgeordneten. Reichsgesetzlichen Schutz der Versammlungs- und Vereinsfreiheit.

Die Demokratie kann diese Forderung nicht aufgeben, denn sie huldigt ja dem Grundsatz: „Gleiches Recht für Alle.“ Nun werden aber bei uns Alle, auch die untersten Schichten des Volkes, zum Kriegsdienst wie zum Steuerzahlen herangezogen, also zu Opfern an Gut und Blut für die Gesamtheit, da ist es auch nicht mehr wie billig und gerecht, daß ihnen auch das Recht, mitzurathen und mitzuthaten, gewährt werde, wo es sich um Feststellung ihrer Staats- und Gemeindeleistungen, um ihre vitalsten Interessen handelt. Dies um so mehr, als man den niedrig besteuerten Klassen nicht etwa geringeres Verständniß und geringere Befähigung für den Wahlakt zuschreiben kann. <sup>F</sup> Lesse man, was in dieser Beziehung der Philosoph Spir (a. a. D. S. 64) sagt.

*Leporello* *Spir* *der* *gegen* *die* *Ausdehnung* *des* *gleichen*, *direkten*, *allgemeinen* *Wahlrechts* *auch* *auf* *die* *Landtagswahlen* *gejagt* *werden* *kann*, *das* *ist* *im* *sächsischen* *Landtag* *von* *Seiten* *der* *so* *gen.* *Fortschrittspartei* *gesagt* *worden* *bei* *Gelegenheit* *des* *Frentag'schen* *Antrags*. *Der* *fortschrittliche* *Abg.* *Bönisch* *führte* *dagegen* *keine* *sachlichen* *Gründe* *an*, *sondern* *verglich* *lediglich* *die* *Situation* *mit* *einem* *Festungskriege*. *Die* *herrschenden* *Klassen* *befinden* *sich* *in* *der* *Festung* *und* *sie* *hätten* *sich* *zu* *wehren*, *daß* *die* *Angreifer*, *die* *um* *ihr* *Recht* *kämpfenden* *unteren* *Klassen*, *nicht* *hereinkommen*. *Das* *ist* *nun* *freilich* *keine* *Vertheidigung*. *Eine* *Sache*, *die* *man* *mit* *stichhaltigen* *Gründen* *nicht* *vertheidigen* *kann*, *ist* *moralisch* *schon* *verloren*, *ehe* *sie* *noch*

*F* *Dar* *ist* *man* *laß* *ja* *mir* *nimm* *mal* *ein* *zu* *erkennen* *was* *gründlich* *hier* *der* *Philos.* *Spir* *ist*. *So* *z.* *B.* *im* *Schrift*: *Ein* *paar* *gründlich* *ist* *hier* *die* *größte* *Luft* *fließ* *aus*

*2*  
*Wahlrecht*  
*längst*  
*begehrt*  
*zu*  
*werden*

thatsächlich entschieden ist. Der ganze Grund dieser Abwehr ist die blasse Furcht vor der Sozialdemokratie, weiter nichts. Da hat denn doch s. Z. der national-liberale Professor Biedermann richtiger geurtheilt, indem er geltend machte, daß ein vernünftiger Grund nicht vorliege, das gleiche, direkte und allgemeine Wahlrecht bei Landtags- und Gemeindeangelegenheiten nicht gelten zu lassen, nachdem es bei den Reichstagswahlen eingeführt sei; denn ein Wahlmodus, der für die allgemeinen Angelegenheiten und wichtigsten Interessen des Reiches maßgebend sei, müsse auch für die besonderen und minder wichtigen Angelegenheiten gelten.

Zu gleicher Entscheidung der Frage kommt man auch, wenn man nur die praktischen Folgen einer solchen Ausdehnung in Erwägung zieht; denn es ist keine Frage, daß diese Folgen für die Gesamtheit nur günstig sein können. Werden die unteren Klassen zu Kommunalämtern herangezogen, so erhalten sie nicht bloß eine geistige Schulung, die man füglich als eine Mehrung unseres geistigen Nationalreichtums bezeichnen kann, sondern sie lernen auch die reale Natur vieler Dinge kennen, die bei einer praktischen Behandlung sich meist von einer ganz anderen Seite zeigen, als bei rein theoretischer Erörterung. Nach dieser Richtung hin würde die Ausdehnung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts eine eminent konservative Wirkung ausüben.

Das allgemeine Stimmrecht, ein Grundpfeiler des Reiches und der Hoffungsanker für die Zukunft, hat das politische Denken und Trachten in den breitesten Volksschichten geweckt und das Selbstbewußtsein der untersten Klassen gehoben. Es ist aber keine volle Wahrheit ohne Diäten für die Reichsboten. Was diese durch die Diätenlosigkeit bewirkte Verkümmernng des Rechts bedeutet, zeigt sich handgreiflich sowohl in dem Mangel an geeigneten Kandidaten, wie in der Leerheit des Reichstags und in der Hast der gesetzgeberischen Arbeit.

Das allgemeine gleiche Wahlrecht ist demokratisch, und die Diätenlosigkeit macht die Wählbarkeit zu einem Vorrechte der Reichen. Sie hindert den Wähler, dem Manne seine Stimme zuzuwenden, welcher ihm als der passendste Vertreter der Nation erscheint; wer aber selber den Beruf in sich fühlt, in der legislativen Versammlung dem Volke Dienste zu leisten, kann die ihm angetragene Ehre nicht annehmen, wenn seine Vermögensverhältnisse nicht beträchtliche Ausgaben zu diesem Zwecke und die Vernachlässigung seines Erwerbszweiges gestatten. Der Reichstag hat diese Konsequenz der Diätenlosigkeit jederzeit erkannt und verworfen; seit dem Waldeck'schen Antrage von 1869 hat das deutsche Parlament mit immer steigenden Majoritäten die Regierung aufgefordert, den Reichstagsabgeordneten Diäten und Reisekosten zu gewähren; indessen vergeblich. Der Reichskanzler beharrt bei seiner Ablehnung, welche in guten Dingen ebenso ersprießlich, wie bei Verirrungen verhängnißvoll wirken kann.

Alle Einwendungen gegen die Bewilligung von Diäten sind hinfällig. Ein Vergleich mit dem preußischen Abgeordnetenhanse beweist, daß „Berufspolitiker“ hier wie dort zu finden sind, deren Sachkunde übrigens nur nützlich ist. Es hat sich gezeigt, daß das allgemeine Stimmrecht nicht den extremen Parteien allein zu Gute kommt, da ebenso konservativ unter demselben gewählt wird. Der Hinweis auf England spricht für Diäten, da dort die gesetzgebende Gewalt ganz in den Händen der reichen Großgrundbesitzer und der Bankgewaltigen ist. In Frankreich hat die Diätenlosigkeit die Korruption der Abgeordneten des Kaiserreichs erzeugt. Daß die Diätenlosigkeit keine grundsätzliche Berechtigung hat, muß übrigens die Regierung selber zugeben. Wie könnte sie sonst den Abgeordneten Legitimationen zur freien Eisenbahnfahrt geben, für welche das Reich Abfindungen an die Bahngesellschaften zahlt? Wie könnte sie sonst den Mit-

5,  
gliedern der Justizkommission des Reichstages außer freier Fahrt auch noch je 2400 Mark Diäten bezahlen? Alle Rechtslehrer erkennen an, daß mit diesen Maßregeln der Grundsatz der Unentgeltlichkeit der Reichstagsmitgliedschaft verlassen ist. Hoffentlich dringt die bessere Erkenntniß bald so weit durch, daß auch das allgemeine Stimmrecht endlich durch Gewährung von Diäten und Reisekosten an die Abgeordneten zur Wahrheit gemacht und allgemein beherzigt werde, was schon Dahlmann aussprach: „Nur Diäten verbürgen dem Volke, daß seine Wahlkammer dem bürgerlichen Verdienste auch ohne das Geleit des Reichthums offen steht.“ —

Eine der wichtigsten Fragen an jedes Programm der Gegenwart wird immer die sein, wie es der sozialen Noth, der Vermehrung des Proletariats entgegenwirken und womit es eine wesentliche Besserung der Gesamtlage erzielen will, also die Frage, was es biete. Eine Antwort auf diese Frage ist sehr leicht, wenn sich nur um das Versprechen handelt, ohne Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse und auf die Möglichkeit der Erreichbarkeit; anders liegt die Sache, wenn man Realpolitik treibt und nicht mehr versprechen will, als man günstigsten Falles auch leisten und halten kann. Mit Palliativmitteln, mit kleinen Nothbehelfen, mit Flickwerk ist heutigen Tags allerdings nicht mehr auszukommen, darüber ist man klar. Wenn irgendwie gründlich geholfen und unsere kranke Zeit geheilt werden soll, muß der Hebel an Punkten eingesetzt werden, wo ein nennenswerther, den breiten Massen zu Gute kommender Vortheil herauspringt. Diese Punkte sind in unserem Programm, von unseren wirthschaftlichen Forderungen zunächst noch abgesehen, die Militärfrage und die Revision der Erbschaftsteuer, wo es sich nicht um Kleinigkeiten, sondern um Millionen handelt und zwar nicht bloß um einmalige, sondern um alljährliche Ersparung und Gewinnung von Millionen. Wenn man, was zunächst die Militärfrage anlangt, bedenkt, daß

in Deutschland gegen 96 Prozent des Staatseinkommens für Militär- und Verwaltungszwecke, nur etwa 4 Proz. für Kulturzwecke verausgabt werden, so ist es keine Frage, daß diese unnatürliche Ueberbürdung auf die Dauer nicht ertragen werden kann und zu unserem Ruin führen muß. Das Militärbudget ist also in erster Linie der Punkt, wo behufs Ersparung von Millionen, Verwendung derselben für Zwecke der allgemeinen Wohlfahrt und für Entlastung der Steuerzahler, der Hebel angelegt werden muß. Was in dieser Hinsicht in nächster Zeit erreicht und vernünftiger Weise verlangt werden kann, formulirt unser Programm in folgender Weise:

4) Abkürzung der Dienstzeit im Heere, Unabhängigkeit des Vorzugs verkürzter Dienstzeit von den Vermögensverhältnissen, jährliche Feststellung der Friedenspräsenzstärke durch das Statsgesetz.

Diese Forderung ist durchaus ausführbar und sie würde, wenn verwirklicht, dem Volke jährlich Millionen ersparen, ohne doch allzu tief in die gegebenen Verhältnisse einzuschneiden. Sie würde unsere Wehrhaftigkeit nach außen, worauf doch unser ganzer Militarismus zugeschnitten, in keiner Weise verringern.

Von noch größerer Tragweite würde eine durchgreifende Reform des Erbrechts sein, wie sie unser Programm verlangt.

5) Einführung einer progressiven Einkommensteuer unter Beseitigung aller indirekten Steuern auf unentbehrliche Volksbedürfnisse.

Revision der Erbschaftssteuergesetze.

Jährliche Steuerbewilligung durch den Reichstag.

In diesem Punkte könnte ohne Verletzung des Prinzips der Gerechtigkeit Bedeutendes erreicht werden. Es liegt uns fern, irgendwie dem Wesen der Familie, der eigentlichen Basis der Gesellschaft, zu nahe zu treten. Es ist

ein durchaus natürliches und berechtigtes Gefühl, daß der Vater für seine Kinder sorgen, diesen etwas erwerben und hinterlassen will. Das Erbrecht für die direkte Nachkommenschaft und für die nächsten Verwandten bedarf keiner weiteren Beschränkung, als sie bereits durch die bestehende Gesetzgebung allenthalben gegeben ist. Aber je nach der Entfernung der Verwandtschaftsgrade und je nach der Größe des entfernten Verwandten zufallenden Vermögens sollte eine progressive Erbschaftssteuer eingeführt werden von solchen Dimensionen, daß ein namhafter Theil des Vermögens dem Staate, der Gesellschaft zufällt. In dieser Beziehung sagt A. Spir in seiner mehrerwähnten Rechtsphilosophie, daß die Freiheit der Uebertragung des Eigenthums, um ihrem eigenen Prinzip zu genügen, einer Einschränkung unterworfen werden muß. „Denn sonst führt dieselbe zu einer solchen Konzentration des Besitzes bei Einigen, daß Andere dadurch von demselben abhängig werden, und dies widerspricht dem Prinzip des Eigenthumsrechtes, welches die Sicherung der Freiheit (Aller) zum Ziele hat. Eine solche Einschränkung (des Erbrechts) liegt im Wesen des Rechts überhaupt. Alles Recht ist Anerkennung des egoistischen Interesses des Einzelnen bloß unter der Bedingung, daß dasselbe mit dem gleichen Interesse Aller nach einer gemeinsamen Norm zusammen bestehen kann.“ „Es ist ein an sich feststehender Grundsatz“ — sagt derselbe — daß es keine ewigen Schuld-titel geben soll und darf, weil durch solche die Freiheit eines Theils der Gesellschaft in der That aufgehoben, rein illusorisch gemacht wird. Ewige Rechte und ewige Verpflichtungen können überhaupt nie aus einem zeitlich entstandenen Grund hervorgehen, weil sie sonst nothwendig in Kollision mit denjenigen Rechten und Verpflichtungen kommen, welche in den ewigen Prinzipien begründet sind und allein unwandelbare Gültigkeit haben. Darum muß also alles Eigenthum einem Amortisationsverfahren unterworfen werden, welches dasselbe mit der Zeit in den

Besitz der Gemeinschaft überführt, und die am nächsten liegende und gerechteste Art dieses Amortisationsverfahrens ist eben die Beschränkung des Erbrechts zu Gunsten der Gemeinschaft."

Prof. Dr. H. von Scheel hat in der Schrift „Erb= schäftssteuern und Erbschaftsreform“ (1877) den Gegen= stand wissenschaftlich untersucht und ist zu der Schluß= folgerung gelangt, daß „durch die Erbschaftssteuer bei wohlgeordneter Finanzwirthschaft außerordentlich hohe Summen in dem modernen Staatswesen aufgebracht werden können.“ Namentlich für Deutschland empfiehlt sich dieses ergiebige und für Niemand drückende Steuer= objekt, weil bei uns im Vergleich zu England, Frank= reich, Holland die Erbschaftssteuer noch wenig entwickelt ist. Dies ergibt sich schon aus einem Vergleich der Erträge aus dieser Steuer. Während Preußen dafür nur  $3\frac{1}{2}$  Mill. Mark einnimmt, zieht das kleine Italien gegen 24 Mill. Francs, das noch kleinere Belgien über 16 Mill. Francs, Frankreich aber 116 Mill. Francs. Daraus ergibt sich, daß wir bei rationeller Reform des Erbrechts in Deutschland jährlich weit über 200 Mill. Mark gewinnen könnten, also einen Betrag, der für Bildungszwecke, für unentgeltlichen Schulunterricht und dergleichen produktive Zwecke sehr fruchtbringend zu ver= wenden wäre. Jetzt wird bei uns der arme Mann, der eine zahlreiche Familie erzieht und damit der Gesamt= heit produktive Kräfte zuführt, doppelt besteuert, insofern er neben den landesüblichen Steuern noch das Schul= geld zu entrichten hat, während der Reiche, der keine Kinder hat, leer ausgeht.

Der ganze Zug unserer Zeit geht dahin, die bis= herigen Rechte, die sich aus dem Zufall der Geburt er= geben, in solche des Verdienstes zu verwandeln und durch hohe Erbschaftssteuern wenigstens einen beträchtlichen Theil des Erbguts der Volksgesamtheit zu Gute kom= men zu lassen und damit das Zufällige der Güter=



vertheilung, namentlich das nicht durch eigene Arbeit und selbsteigenes Verdienst erworbene Vermögen, wenigstens um etwas einzuschränken. Die Erbschaftsteuer hat das Gute, daß sie nicht einen Kapitalbesitzer, sondern lediglich das Kapital trifft, daß die Steuer in dem Moment erhoben wird, wo das Gut gleichsam herrenlos ist, daß sie nicht verkehrshemmend ist, weil für ihre Entrichtung der Zeitpunkt einer durch den Tod eintretenden Verkehrsunterbrechung benützt wird und daß sie bei entfernten Verwandtschaftsgraden nur einen unerwarteten Kapitalzuwachs trifft.

Wächst doch mit der Entfernung des Verwandtschaftsgrades und der Höhe der Erbschaft überdies die Wahrscheinlichkeit, daß die Gesellschaft, der Staat am Erwerb des betr. Vermögens mindestens dieselbe Betheiligung geltend machen könne, wie die erbenden Privatpersonen. Daß durch eine solche Steuer das Wesen der Familie nicht beeinträchtigt werde, ist schon angedeutet; es ist ferner beachtenswerth, daß das Bewußtsein einer wirklichen sittlichen und wirthschaftlichen Zusammengehörigkeit in unserer modernen Gesellschaft, und je beweglicher sie sich entwickelt, desto weniger, nicht mehr über die nächsten Verwandtschaftsgrade hinaus sich erstreckt. Vom sozialpolitischen Standpunkte aus wird man nicht umhin können, für völlige Freilassung kleiner Vermögen von der Steuer einzutreten, da man kleine Kapitalien möglichst schonen muß. Auch Herr v. Scheel sagt, daß die Erhaltung kleiner Vermögen auf allen Gebieten der Volkswirtschaft zu schonen ist, „eine Rücksicht, die zu allen Zeiten und namentlich in der heutigen zum Großkapital und zum Großbetriebe stark hinneigenden Volkswirtschaft ihre volle Berechtigung hat.“ —

Zu unseren wirthschaftlichen Forderungen übergehend, sei von vornhinein bemerkt, daß ein Theil derselben auch von Anhängern anderer Parteien bis in die konservativen Kreise hinein vertreten wird. Der Demo=



Arbeiter bereits anderwärts erreicht ist, springt von selbst in die Augen.

Von Produktivgenossenschaften will man heutigen Tages wenig mehr wissen. Man bedenkt aber nicht, daß die hinter uns liegenden ungünstigen Erfahrungen um deswillen nicht maßgebend sein können, weil vielfach den Mitgliedern von Produktivgenossenschaften die nöthigen sittlichen, technischen und kaufmännischen Eigenschaften fehlten, woran allein die Unternehmungen scheiterten. Sind erst die für einen gedeihlichen Betrieb unerlässlichen Bedingungen geschäftlicher wie sittlicher Natur, namentlich der rechte Gemeinsinn, ein lebendiges Pflichtbewußtsein und Gefühl der Solidarität vorhanden, so werden die Erfolge ganz anderer Art sein.

Statt einer Erörterung der einzelnen Punkte ziehen wir vor, die bedeutsamen Worte hier zu wiederholen, mit denen Hr. Alb. Lange sein vortreffliches Buch über „die Arbeiterfrage“ (Duisburg, 1865) schließt:

„Kern und Wesen der Arbeiterbewegung läuft auf einen großen geistigen Kampf hinaus, dessen Ziel und Ende nur in der Befiegung der falschen Willensrichtung zu suchen ist, die sich allen großen und durchgreifenden Verbesserungen in der Lage des eigentlichen Volkes von jeher entgegengestellt hat. Dieser Kampf ist aber nicht rein äußerlich zu fassen, sondern er ist zugleich in dem Gemüthe jedes Einzelnen auszufechten. Nichts ist leichter, als daß in erregten Zeiten Berzagtheit in Trotz, Kriecherei in Grausamkeit umschlägt; denn eben wo das höhere Bewußtsein der Berechtigung fehlt, da wird der Durchbruch allgewohnter Schranken leicht zur verwüstenden Ueberschwemmung. Nicht mit Unrecht zittert man vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht; während das Walten des freien Mannes Vertrauen einflößt. Deshalb müssen wir auch wünschen, daß der Arbeiter nicht von der Freiheit im Sturm irgend einer europäischen Bewegung überrascht werde. — Es ist Zeit, daß der großen

Wendung der Dinge, die unausbleiblich herannaht, mit Besonnenheit und Einsicht vorgearbeitet werde. Die Offenheit und Wahrheit ist das große Mittel, welches beide Zwecke erfüllt, welches das Ersehnte befördert und das Gefürchtete abwendet. Darum möge man die Arbeiter nicht nur gewähren lassen, wenn sie ernstem Blicks ihre Lage prüfen, wenn sie, statt sich dem finstern Groll und dumpfen Zagen hinzugeben, ihr Auge dem Sonnenlicht eines neuen Zeitalters zuwenden und die Mittel und Wege erwägen, wie es herbeizuführen sei; man möge sich freuen, daß sie darauf aus sind, sich als menschliche Wesen im Bewußtsein ihres Rechtes und ihrer höheren Bestimmung jene Freiheit erringend, die nur dem Segen bringt, der sie errungen hat. Und wie der Arbeiter diesen Kampf innerlich durchkämpfen und sich zur geistigen Selbstständigkeit und Freiheit erheben muß, bevor er den Sieg erringen und benutzen kann, so können auch die übrigen Klassen der Bevölkerung sich diesem Kampfe nicht entziehen. — Wer den starren Egoismus in sich selbst besiegt, den wird das Rad der Zeiten nicht zermalmen. Er wird selber der Sieger sein, ob er auch ein unseliges Recht zum Opfer bringt. Nicht den wollen wir loben, der die Hebung des Arbeiterstandes rühmt, und in demselben Athemzuge hinzu setzt, daß sie dem Unternehmer Vortheil bringt, sondern den, welcher des äußeren Nachtheils sicher, der Menschlichkeit die Ehre giebt und zur gerechteren Vertheilung von Genuß und Anstrengung mit Bewußtsein die Hand bietet. Wenn eine solche Gesinnung sich allgemein verbreitete, so wären die Opfer gering und die Vortheile unermesslich. Wir hoffen nicht darauf; aber schon die Entschlossenheit weniger edel denkender Männer vermag viel zur Vinderung des Uebergangs und zur Verherrlichung der neuen Epoche. Soll die Menschheit ewig mit der Barbarei wieder beginnen, wenn eine Kulturperiode sich ausgelebt hat und ein neues Zeitalter beginnt? Wir sagen nein! Es ist der Aufklärung der

Gegenwart unwürdig, diesen Gedanken zu fassen. Von der Hand, welche er jetzt dem Arbeiter entgegenstreckt, wird er einst auch das Palladium freieren Denkens und edlerer Sitte entgegennehmen. Eine neue Blüthe der Kunst und Wissenschaft, der Humanität und Sittlichkeit wird sich über den Trümmern der vergangenen Weltordnung schnell und herrlich entfalten. Bildung und Brüderlichkeit werden dann die guten Genien sein, welche die Menschheit von Stufe zu Stufe aufwärts schreitet."

VII. Schwurgerichte für politische und Preßvergehen.

*a la 1849.*  
Aufhebung des Zeugnißzwanges der Presse.

Entkleidung des Eides von konfessionellen Formen.

Abschaffung der Todesstrafe.

Selbstständigkeit und Selbstverwaltung der Gemeinden.

Der Sprung unserer Gesetzgeber von der ersten in die dritte Lesung mit Preisgebung aller vorher warm vertheidigten Forderungen bei Berathung der Justizgesetze ist noch in Aller Erinnerung. Dieser Charakterfestigkeit verdanken wir den in der Debatte für sittlich-bedenklich erklärten Zeugnißzwang der Presse und die Aufopferung der als freiheitliche Schutzwehr bewährten Schwurgerichte für politische Vergehen. Diese Zugeständnisse an den preußischen Partikularismus sind je eher, je lieber zu beseitigen. Die Wiedereinführung der Todesstrafe ist ein reaktionärer Akt; die Nachtheile und das Unberechtigte derselben sind längst nachgewiesen, sowohl vom ethischen, wie vom juristischen Standpunkt aus. Die Selbstverwaltung der Gemeinden ist ein altes germanisches Recht und der reinste Gegensatz zum romanischen Cäsarismus und zur polizeistaatlichen Bevormundung. Die noch übliche Eidesformel ist längst als unzeitgemäß und unter Umständen als ein Gewissenszwang erkannt und verurtheilt.

*Damit man sich nicht täuscht, so sollte man sich bei jeder Lesung des Gesetzesbuchs die folgenden Punkte merken: 1. Aufhebung des Zeugnißzwanges der Presse. 2. Entkleidung des Eides von konfessionellen Formen. 3. Abschaffung der Todesstrafe. 4. Selbstständigkeit und Selbstverwaltung der Gemeinden.*

VIII. Unterstützung aller Bestrebungen für den Ausbau des Völkerrechts und für friedliche Ausgleichung völkerrechtlicher Streitigkeiten behufs möglicher Vermeidung des Krieges. *These!*

IX. Behufs Verwirklichung des demokratischen Staates, also der Selbstregierung des Volkes, verlangt endlich die Partei rastlose und energische Arbeit ihrer Mitglieder auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, unausgesetzte Thätigkeit in Vereinen und Versammlungen wie in der Presse, Betheiligung an der Agitation bei politischen Wahlen unter allen Umständen als wirksamstes Mittel der Volksaufklärung und der politischen Bildung. *Also mal für*

Wie im nationalen Leben der Eine auf den Andern angewiesen ist, so auch ein Volk auf das andere. Für Beide muß das Prinzip der Gerechtigkeit und der gegenseitigen Unterstützung maßgebend sein. Die ganze Menschheit bildet Eine Familie. Eroberung, gegenseitige Ausbeutung, wirthschaftlicher und politischer Krieg sind Akte der Gewalt und dem Völkerrechte zuwider. Die Völker sind Glieder Eines Ganzen und sollen unter einander nur friedliche, sich gegenseitig fördernde Beziehungen unterhalten. Hierzu gehört vor Allem die allgemeine Anerkennung des Prinzips der Nichtintervention, so daß jedes Volk sich auf seinem Gebiete in voller Freiheit entwickeln kann. Differenzen sind durch Schiedsgerichte zur Entscheidung zu bringen. Allgemeine Anerkennung sollte ferner der Grundsatz finden, daß jeder Stamm mit Hilfe des allgemeinen Stimmrechts sich dem Staate anschließen kann, der ihm am meisten zusagt. Theoretisch hat sich das Völkerrecht in der letzten Zeit bedeutend entwickelt, praktisch aber scheitert es vielfach noch am

nationalen Egoismus, an der Herrschsucht und der Geltendmachung der Gewalt. (Vgl. hierzu: Rhamon Völkerrecht und Völkerfriede. Leipzig, 1881.)

Wer erkannt hat, daß im Staatsleben nur eine Macht der andern weicht und daß die Macht des Volkes nur in einer klaren, auf bestimmte Ziele gerichteten und mit charaktervoller Energie geltend gemachten öffentlichen Meinung beruht, also in gemeinsamer Einsicht und einem gemeinsamen Willen, der kann keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, worin die Aufgabe des Volkes im Allgemeinen und worin die einer Volkspartei, also auch des Demokratischen Vereins für Sachsen besteht. Man kann kurzweg sagen: in der Aufklärung, in der politischen Schulung des Volkes und in der Heranbildung einer gemeinsamen Willensrichtung. Aber gerade in der Erzeugung dieser Gemeinsamkeit, in der Erzielung der Einmüthigkeit liegt die Schwierigkeit, zumal in der Gegenwart, wo die Desorganisation der Parteien und die Verwirrung der Ansichten so ungeheure Fortschritte gemacht hat, wo große und einheitliche Parteien nicht vorhanden sind, wo die Meisten sich mißmüthig und vertrauenslos vom öffentlichen Leben zurückgezogen und wo die politischen Strebeziele nicht mehr getrennt werden dürfen von den sozialen. Hier nun ein Programm zu entwerfen, welches weder zu wenig noch zu viel verlangt, weder zu weite noch zu enge Grenzen steckt, welches allen innerlich verwandten Standpunkten möglichst gerecht wird und doch nicht zersplitternd, sondern einigend wirkt, das die Kräfte zusammenfaßt und das desorganisirte Volk für den gesetzlichen Kampf zur Erreichung des nöthigen Maßes politischer Freiheit und zur Herstellung sozialer Gerechtigkeit wieder kampfs- und eroberungsfähig macht — ein solches Programm zu entwerfen, ist ungemein schwierig.

Ob nun unser Programm diesen Anforderungen und den augenblicklichen Bedürfnissen entspricht, das muß

allerdings erst die Erfahrung lehren; einigermaßen aber wird sich dies schon aus einer Prüfung der Parteien ergeben.

Zunächst steht über allem Zweifel erhaben Eines fest: die Erfahrung hat gezeigt, daß die bisherigen Parteien der ihnen zugewiesenen Aufgabe, der Einigung verwandter Richtungen, nicht entsprochen haben, auch nicht entsprechen konnten. Dies zugegeben, resultirt daraus unmittelbar die Nothwendigkeit der Bildung einer Partei, welche mehr als jene geeignet sein könnte, Verwandtes zu sammeln und zu einer großen Bewegungspartei heranzuwachsen. Wenn nun der Demokratische Verein für Sachsen einen solchen Versuch macht, so kann derselbe nur gelingen, wenn er den berechtigten Kern der alten Parteien, ohne welchen sie gar nicht hätten bestehen und wachsen können, in sich aufnimmt und ausreifen läßt.

Ich lasse hier die konservative und die Fortschrittspartei ganz aus dem Spiele.

Betrachten wir für unseren Zweck lediglich die zwei größeren Parteien, die nationalliberale und die sozialdemokratische, und sehen wir zu, ob wir aus Beiden den berechtigten Kern herauschälen und uns zu eigen machen können.

Was die nationalliberale Partei angeht, so hat sie sich mit vollem Rechte auf die nationale Idee gestützt, die wir durchaus als berechtigt anerkennen, wenn wir auch mit Lessing wissen, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört. Jedes Volk ist innerhalb des Menschheitsganzen eine Individualität, ein besonderes Glied, und wir haben nicht für Franzosen und Engländer zu denken und zu schaffen, sondern für Deutsche. Ihr Fehler lag aber in der Uebertreibung des nationalen Wesens bis zum Chauvinismus, und noch weit mehr in der Verkehrung des Deutschthums ins Preußenthum. Die nationalliberale Partei bekämpfte



den Partikularismus in den einzelnen Bundesstaaten und war dabei selber preußisch-partikularistisch. Sie hat ferner den Satz verfochten, daß man Realpolitik treiben und die gegebenen Faktoren in Rechnung ziehen müsse, ein Satz, den auch wir nicht bestreiten, so wenig wie ihre weitere Behauptung, daß des Volkes Augenmerk auf Erreichbares gerichtet sein müsse. Ihr Fehler in dieser Beziehung war aber, daß sie stets nur das für real hielt, was die Regierung dafür ausgab, und nur das für erreichbar, was dem Reichskanzler genehm war. Das führte nothwendig zu Kompromissen ohne entsprechende Gegenleistung, also zu bloßer Unterwerfung, zum Preisgeben der Volksrechte, zur Schädigung des parlamentarischen Ansehens, in letzter Instanz zur Kräftigung der Staatsmacht, schließlich zur Reaktion. Die nationalliberale Partei hat bei ihrer Realpolitik außer Acht gelassen, daß wir für ein konstitutionelles Staatswesen noch gar keine genügende reale Basis haben, daß alle wesentlichen Forderungen der Volkspolitik gegenüber der Regierungspolitik erst noch durchzusetzen und zu erringen sind; sie hat ferner außer Acht gelassen, daß einem glücklichen und erfolgreichen Staatsmanne gegenüber ein zähes Festhalten an erprobten Grundsätzen doppelt geboten ist; statt dessen hat sie sich allmählig zum Aufgeben aller Grundsätze, zur Politik der freien Hand verleiten lassen und den Reichskanzler ermuthigt, mit ihr nach Gutdünken umzuspringen und sie endlich wie eine ausgepreßte Zitrone an die Wand zu werfen.

War die nationalliberale Partei schon in der Zeit ihres Einflusses und ihrer Blüthe unfähig zu organisiren und verließ sie sich lediglich vornehm und unthätig auf den ihr günstigen nationalen Strom, so ist sie jetzt in ihrer Zersetzung, Spaltung und Isolirung erst recht außer Stande, für eine gesunde Volkspolitik einzutreten. Dies Alles gilt natürlich nur von der nationalliberalen Partei

als Ganzes, nicht von ihren einzelnen Mitgliedern, die soweit sie freisinnig sind und ihre sozialpolitischen Pflichten gewissenhaft erfüllen wollen, mit Nothwendigkeit unter das Banner der Demokratie getrieben werden. Sie finden im Demokratischen Verein für Sachsen den gesunden Kern ihrer ehemaligen Partei, die nationale Gesinnung und die Realpolitik, ohne deren Fehler. Wir nehmen die berechtigten Seiten der nationalen Politik auf und hoffen sogar, diese Keime erst zur vollen Entfaltung zu bringen.

Was dann die sozialdemokratische Partei anlangt, so ist sie ein Produkt unserer wirthschaftlichen Verhältnisse und des durchaus berechtigten Dranges nach lohnendem Verdienst für gelieferte Arbeit, nach Sicherheit der Existenz, namentlich im Alter und bei Unglücksfällen, überhaupt nach sozialer Gerechtigkeit und einem menschenwürdigen Dasein. Hat selbst der preußische Minister Eulenburg erklärt, daß die Regierung in deren volkswirthschaftlichen Grundsätzen nichts Gefährliches gefunden, so kann bei ihr der Fehler nur in der Agitationsweise gelegen haben, in der Geltendmachung eines Zieles, das über den Rahmen einer politisch-wirthschaftlichen Partei hinaus lag. Es ist klar — das, was allenfalls das Ziel der ganzen Weltentwicklung am Ende aller Geschichte sein könnte, das kann nicht behufs sofortiger Verwirklichung in einer bestimmten Zeit gefordert werden. Jedes Volk kann in einer gegebenen Zeit, wenn es ernstlich will, sich dem Ideale der in Freiheit, Gerechtigkeit und Liebe geeinten Menschheit allmählig annähern, aber diese Annäherung ist nur Stufe um Stufe, Schritt um Schritt zu erreichen. Das Gesetz der Entwicklung ist ein Naturgesetz, das im Reiche der physischen Welt und gleicher Weise im Leben der Völker Geltung hat. Und je schwieriger die Annäherung an das Ideal der vollkommenen Gesellschaft ist, desto mehr ist nöthig, daß die Menschen erst innerlich reif gemacht und geistig gewonnen werden müssen.

Zugegeben, die Forderungen der Sozialdemokratie wären von A—J theoretisch unanfechtbar und praktisch ausführbar, so wäre damit doch noch nicht bewiesen, daß man sie unter allen Verhältnissen, zu allen Zeiten bedingungslos geltend machen dürfte ohne Rücksicht auf den historischen Prozeß und seine Bedingungen, ohne Rücksicht darauf, ob die Menschen dafür reif sind oder nicht. Klugheit, Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsgefühl können unter Umständen gebieten, eine besonnene Mäßigung zu üben und allzu weitgehende Forderungen zunächst der wissenschaftlichen Prüfung, dann aber künftigen Generationen zur Durchführung zu überlassen.

Es ist Thatsache, daß die sozialdemokratische Partei nicht einmal alle Arbeiter unter ihrem Banner sammeln konnte, geschweige denn auch das Kleinbürgerthum und doch würde eine Partei mit so weitgehenden Zielen, welche eine so radikale Umgestaltung aller wirthschaftlichen und staatlichen Verhältnisse anstrebt, mehr als jede andere Partei auf volle, allseitige freie Zustimmung der Volksmehrheit angewiesen sein. Eine neue Gesellschaft, auch wenn ihr eine siegreiche Revolution völlig freie Bahn gäbe, könnte ohne ein gereiftes Volk, ohne innere Zustimmung nicht einen Monat bestehen; ja sie wäre nicht einmal in einem Lande allein möglich; denn wenn wir heute die kapitalistische Produktionsweise in Deutschland aufheben und alles Privateigenthum in kollektives verwandeln, so würde sofort alles bewegliche Kapital auswandern und Noth und Verdienstlosigkeit wären noch ärger, als jetzt. Um Erfolg zu haben, müßte die neue Produktionsweise gleichzeitig in allen europäischen Staaten eingeführt werden. Nun stehen aber bekanntlich die einzelnen Völker und Staaten auf einer verschiedenen Stufe der politischen, wie der ökonomischen Entwicklung, so daß eine gleichzeitige Revolution und eine gleichzeitige Erneuerung der wirthschaftlichen Grundlage ein Ding

wo nicht der Unmöglichkeit, so doch der höchsten Unwahrscheinlichkeit sein würde.

Wir unsererseits rechnen mit den gegebenen Verhältnissen und wir wollen nichts Unmögliches. Wie wir die berechtigten Seiten der nationalliberalen Partei aufnehmen, so eignen wir uns auch die berechtigten und vernünftigen Forderungen und Ziele der Sozialdemokratie an; aber wir sind keine Revolution = sondern eine soziale Reformpartei. Wir wollen die Klassengegensätze nicht schärfen, sondern versöhnen. Wir arbeiten deshalb nach einem Programm mit maßvollen und zunächst erreichbaren Forderungen, welche die Möglichkeit bieten, unter dem Banner der Demokratie Bürgerthum und Arbeiterschaft zu vereinigen.

Lieber Friedel, lieber Maurer

Laßt nun Pflaß Jan gebaut!

Joseph F. F. Friedel Richard

der Freimaurer Salab Bauhütte

Uebungs gen gen gen

man gen gen gen 1866

ein gen gen gen gen

find gen gen gen gen

aus gen gen gen gen

in gen gen gen gen

mit gen gen gen gen

in gen gen gen gen



Verlag von **J. G. Findel** in Leipzig.

Soeben ist erschienen:

**Witte, Emil**, *Arbeit und Besteuerung des Menschen und der Maschine*. Eine Warnung vor dem Sozialismus. br. Mk. 1,20.

An die Bismarck'sche Wirthschaftspolitik anknüpfend, sucht der Verfasser die Berechtigung des Kapitalzins zu erweisen und macht er den Vorschlag einer Besteuerung der Maschine, die der menschlichen Arbeit Konkurrenz bereitet. „Die Arbeit ist besteuert, die Maschine nicht.“ Seine nur das Grosskapital und den Luxus treffende Steuer verbindet nach seiner Auffassung die Vortheile der indirekten Steuer mit der Wirkung einer direkten.

**Rhamon, Dr.**, *Völkerrecht und Völkerfriede*. (Der Reinertrag soll zu einer **Preisfrage** über die Wege zur Einschränkung des Krieges verwandt werden.) br. Mk. 1,20.

Früher erschienen:

**Dulk, Dr., Alb.**, *Stimme der Menschheit*. I. Bd. Kritische Glaubenslehre. br. Mk. 6,—

— II. Bd. Positive Glaubenslehre oder die Ideelle Religion br. Mk. 4,—.

Tiefe, Klarheit, Wärme zeichnen diese hochbedeutende Schrift des als Philosoph, wie als Dichter bekannten Verfassers aus. Er scheidet darin das Wahre vom Falschen, das Bleibende und Wesentliche von dem, was einem überwundenen Kulturzustand angehört und der Vernunftentwicklung der Menschheit feindlich ist. Der Verfasser negiert nicht, er giebt positive Resultate.

**Spir, A.**, *Denken und Wirklichkeit*. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. 2. Aufl. 2 Bde. Mk. 10,—.

— *Moralität und Religion*. 2. Aufl. Mk. 2,50.

— *Vier Grundfragen*. br. Mk. 2,—.

— *Recht und Unrecht*. Eine Erörterung der Prinzipien. br. Mk. 1,50.

Die Werke des hervorragendsten Philosophen der Gegenwart, gleich ausgezeichnet durch Tiefe und Gründlichkeit, wie durch Klarheit und Objektivität, sind geeignet, das deutsche Volk auf eine höhere Stufe der Erkenntniss, der Sittlichkeit und Wohlfahrt zu führen; sie erweisen sich als zuverlässiger Wegweiser aus den Wirrnissen der Zeit.

5.,

Der

# Einfluss des Zeitgeistes

auf die

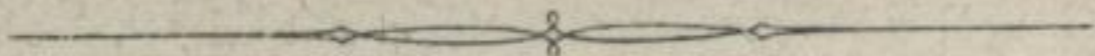
## Entwicklung der Tonkunst.

Von

**Yourij von Arnold.**

~~~~~  
Aus: „Neue Allgemeine Zeitschrift für Theater u. Musik.“
NNr. 1, 2 und 4.
~~~~~

*Preis 1,00.*



**Leipzig.**

Verlag von Paul Rhode.

1867.



Einführung des Zeitgeistes

Einleitung zum ersten Band

Young von Arnheim

1811



Zu allen Zeiten hat es Kritiker gegeben, die, mehr oder minder eingeschult nach traditionellem Systeme, mehr oder minder einzwängt in das Maas einer überkommenen Richtung, stets nur in dieser, in gewisser Hinsicht begrenzten — weil doch eigentlich nicht ganz selbstständigen — Anschauung eine allgemeine, unfehlbare Basis für Beurtheilung sämtlicher Leistungen auf dem Gebiete der Kunst erblicken zu können vermeinten. Auch in unseren Tagen sehen wir solche, einerseits auf die Schultheorie (d. h. auf die traditionelle Lehre von grammatikalischer Technik), andererseits auf die Schulrichtung (d. h. auf die von einer bestimmten Kunstschule festgestellte Norm für Anwendung jener Technik) sich stützende Kritiken vorwalten. Gleichzeitig finden wir aber auch, dass die Einen auf besagten Grundlagen mit

starrer Orthodoxie nicht nur Werke jüngst vergangener Epochen beurtheilen (was noch begreiflich wäre, weil eben die überkommenen Theorien und Normen letztlich in denselben ihren abgeschlossenen Bestand erhalten haben), sondern auch solche Werke, die einer neueren — folglich doch wohl schon nach technischer Seite hin jedenfalls fortschrittlichen — Richtung angehören; während Andere — obschon dieser Fall unvergleichbar seltener eintritt — umgekehrt eine neuere Theorie oder eine neuere Norm ihrer Anwendung als bestimmenden Maasstab eben so streng an Werke auch früherer Zeit oder anderer Richtung angelegt wissen wollen.

Wir vermögen weder die eine noch die andere Art solcher Beurtheilung als allgemeine, sichere Basis für die objective Kunstkritik anzuerkennen.

So fest und bestimmt auch die Grundgesetze sind, auf denen das Entstehen und Vergehen aller Dinge beruht, so wenig existirt dagegen ein absolut fester und bestimmter Bestand dieser Dinge. Alles, so weit nur unser Auge — das geistige Auge sowohl als das körperliche — zu schauen vermag, Alles unterliegt

einer fortwährenden Veränderung, einer ununterbrochenen Entwicklung, einem beständigen Fortschritte, angefangen vom kleinsten kaum noch mikroskopisch bemerkbaren Atome bis weit — weit hinaus in das unendliche All der gesammten Schöpfung. Auch in der Wissenschaft, auch in der Kunst giebt es, ja, kann es kein Gesetz geben, welches dem stets fürder und fürder schreitenden menschlichen Geiste vorschriebe: „Bis hierher und nicht weiter!“

Der Fortschritt in der Wissenschaft wie in der Kunst hängt nie und nimmer von dem bloßen Wollen eines Einzelnen ab, und wäre dieser Einzelne immerhin ein Prometheus an Genie und Kraft; sondern jeder Fortschritt erscheint stets als die natürliche, daher leicht nachweisliche Reflexwirkung der Gesamtentwicklung der ganzen Menschheit. Indem diese allgemeine Entwicklung in den Heroën der Wissenschaft oder Kunst — als den Spitzen der gesammten menschlichen Geisteswelt — ihre Concentration findet, gelangt sie eben durch dieselben zu ihrem Epochemachenden Ausdrücke. Die geistige Gesamtentwicklung aber der Menschheit unterliegt eben so gut gewissen, die Richtung bestimmenden

äusseren Factoren, wie die Entwicklung jedes einzelnen Individuums, ja selbst wie die Entwicklung überhaupt der materiellen Natur, unter deren unvermeidlichem Einflusse Jene sowohl als auch Diese vor sich geht. Der jedesmalige Standpunct der Entwicklung des allgemeinen menschlichen Geistes im Bezug auf eine gewisse in Rede stehende Epoche ist Dasjenige, was gewöhnlich mit den Worten „Der Geist der Zeit“ bezeichnet wird. Die Anforderungen und Bestrebungen nun dieses Zeitgeistes spiegeln sich im Treiben und Schaffen der Protogonen der jedesmaligen Epoche ab, und Niemand ist, der sich dem unwiderstehlichen Einflusse dieses gewaltigsten aller Geister zu entziehen vermöchte.

Ob auch immerhin der eine oder der andere Titane der menschlichen Geisteswelt sich über Zeit und Raum zu erheben scheine, dennoch gehört er unbedingt seiner Zeit und seinem Raume an. Ja! je mehr ein Dichter oder Künstler dem wahren Ideale der Poësie oder der Kunst nahe zu kommen vermag, um so prägnanter treten in seinen Schöpfungen die Eigenthümlichkeiten seiner Epoche zu Tage. Wir alle

können nicht umhin, wir müssen uns als Söhne unserer Zeit erkennen, finden uns demzufolge ihren Einflüssen unterworfen, und nur insofern ward uns individuelle Freiheit, dass wir diese Nothwendigkeit mit dem freien Wollen sich hingebender Liebe erfüllen, dass wir uns berufen und befugt fühlen, aus ganzer Ueberzeugung und mit vollem Bewusstsein die Richtung unserer Zeit zu verfolgen, als Führer die dahinbrausende Locomotive mit lenken zu helfen, nicht aber als blosse Passagiere uns, sammt all' der übrigen willenslosen Masse, nur mit fortreißen zu lassen. „Sich über seine Zeit erheben“ heisst demnach Nichts anderes, als den Geist seiner eigenen Zeit prophetisch erfassen und ihm vollgiltigen Ausdruck verleihen in Poësie, Kunst oder Wissenschaft.

So ward, im Anfange dieses Jahrhunderts, Beethoven in der Tonkunst der Träger und Repräsentant der Idee individueller Freiheit und Gleichheit, der durch den gewaltigen Geist jener Zeit ins Leben gerufenen freien Schaffenskraft, welche die morschen Schranken der zunftmässig eingezwängten Kunstformen und die Fesseln des schon zur Schablone herabsinkenden Geschmackes

*B. Seine selbst Wirkung der Zeit vollzog sich in Rich. Wagner. In seinem Markenn Haupt auf der einen Seite der revolutionären, der andern Seite das nationale flammend. Höchste Qualität nicht der höchsten Idealität die sind. Thronen von Wissen wie Dürer können die zur Wirkung, bei der Menschheit das Volk in seinem nationalen Leben wieder nur einen gewissen religiösen Duryalt (Parcial) ausdrücken wird, vagen wir und wirhand.*

brach. Ehe aber noch dieser Titane unserer Kunst die ihm zu Theil gewordene Aufgabe vollendet hatte, ehe noch die grosse Masse nicht nur seiner Zeitgenossen, sondern selbst seiner Kunstgenossen den aus ihm tönenden gewaltigen Geist jener Zeit zu begreifen und zu würdigen vermochte, trat die Restaurationsepoche und zugleich mit derselben — die Reaction ein.

Die Incarnation der Idee von geistiger Freiheit und gesetzlichem Rechte des Individuums, des grossen „Logos“ des neuen Testaments, das jeder Gesammterhebung der Völker zu Grunde liegt, wurde verhöhnt, verworfen, in Bande geschlagen. In leichtsinnigster Weise verleugnete man die bedeutungsvollen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit und vermeinte, die fernere geistige Entwicklung der allgemeinen Menschheit in die früheren, veralteten Bahnen hineinlenken zu müssen — und zu können, weil dieselben der Reaction nur als willkürlich, nur als gewaltsam, nicht zufolge einer Natur-Nothwendigkeit, verlassene erschienen. Dem früheren Zeitgeiste, dem allgemeinen Streben der Völker zur Denkens- und Gefühlsfreiheit ward — obschon in scheinbar liberales Phrasengeklingel eingehüllt —

ein strammer Hemmschuh angelegt. Was also blieb alsdann dem so gestellten Individuum wohl noch übrig, als sich kopfüber dem materiellen Genusse in die Arme zu stürzen? Was noch übrig, als nur „panem et circences“ (Brod und Spiele) zu fordern und für das „huldvollst“ Verabreichte mit „unterthänigstem“ Jubel zu danken?

Die Poësie, die Kunst, die Wissenschaft — sie alle mussten sich bequemen, dem erschlafte[n] Geiste einer, zur Monotonie inneren Traum- und äusseren Sinnenlebens verdammt[en] Zeit als Mittel zum Vertreibe der langen Weile, zum Rausche und Kitzel künstlich erweckter und geförderter Sinnlichkeit zu dienen. Und es begann das frivole Treiben und Handtiren der modernen Virtuosität, wie eben auch während früherer Epochen des absolutesten Despotismus „von Gottes Gnaden“. Trillernde Primadonnen und falsettirende Tenöre unter dem Paniere des „Schwanes von Pesaro“, — zahlreiche Nachäffer Paganini's mit blitzschnell sausendem Bogen, mit überraschenden Pizziarco-Effecten und mit verblüffenden Flageoletpassagen bis in die unmöglichsten Octaven hinauf, — fashionable, nach Pariser und Wiener Schablonen Süssholz-Varia-

tionen abraspelnde Pianoforterritter — durchzogen und überzogen die Residenzen und Städte nebst Städtchen des zeitgeistlosen Europa's und „enchantirten“ das matte Menschengeschlecht, dass es „alles Harms vergessen“ konnte und zum gemüthlich-ruhigen Philisterthume sich bekehren. Unterhalten sein, sich amüsiren wollte die Menschheit, — unterhalten sein, doch ohne selbst dabei denken zu müssen. Und die Poësie schwang sich auf den gezähmten Hypogryphen und trotete gemüthlich aus dem Reiche der Natur und der Wahrheit ins legitim-decorirte Land der Romantik, und nahm gefälligst die jüngere Schwester — die Musik — gleich mit hinter sich auf den Sattel: denn die Phantasie hatte, wie sich's schickte, einen gehörigen Sattel erhalten, und Zaum und Stange dazu; auch war sie durch bunt verziertes Geschirr nebst anstandsvoller, jedes herbe Bild nackter Wahrheit verhüllender Scha-bracke zu hoffähigem, courmässigem Parade-dienste hergerichtet worden. Es war eben die Zeit der in schauer-, trauer- und thränenreiche Ritter- und Räuberromane umgewandelten Legenden conservativer Tugendrichtung, die Zeit der spanischen Romanzen aus Schwaben, und des



immer reicher und glänzender ausgestaffirten italienischen Opern- und französischen Ballet-Unsinn's, welchem selbst die vorzüglicheren Meister dieser Epoche — der Epoche wiederkehrender Rococo-herrschaft — nicht auszuweichen vermochten, da auch sie dem Geiste derselben unwillkürlich unterlagen.

Und doch war glücklicher Weise in der deutschen Kunstwelt ein nationales Element noch zurückgeblieben, — ein rettendes Riff in der Meereswüste der Reactionsüberschwemmung: das Element ursprünglichen Volkslebens, welches ungefährdet, weil scheinbar ungefährlich, „von Rechtswegen“ geduldet wurde. Und zwischen das bunte Treiben der geistreichen Coquetterie von Seite romantischer Poësie und romantischer Musik zog schlicht und einfach, und doch erfrischend der Volkston hinein, wie wir ihn z. B. in Weber's „Freischütz“ und in Schubert's Liedern finden. Wie wenig dies auch Manchem dünken mochte, so genügte dennoch dieses „Wenige“ schon, um den starren Zauberschlummer der deutschen Tonkunst zu brechen, wie wir später sehen werden.

In Italien unterdess, wo der Pabst, zwei

Habsburg'sche Fürsten und drei Bourbons die Oberhand hatten, ging Alles wieder gut rechtgläubig und conservatissime her. Das Volk betete und hungerte oder räuberte; die Poëten und Componisten scherwenzten um die Impresarij, die Impresarij um die Illustrissimi und Monsignori herum, und Jeder trachtete im Allgemeinen nur darnach, nicht „sein Lebelang ein Narr“ zu sein, — ob auch der italische Wein mehr wilden Rausch erzeugte als Lebenskraft gewährte, das italische Weib mehr die Sinnlichkeit anregte als das Gemüth beseelte, der italische Gesang mehr das äussere Ohr angenehm kitzelte als das Gemüth zur Läuterung erhob! Die materielle Genusssucht führte zu Uebersättigung am Reize — zur Ueberreiztheit, die ihrerseits Erschlaffung und Weichlichkeit erzeugte; auf den glanzsprühenden Rossini und seine katzen-glimmrigen Plagiatoren musste der verzärtelte hypersentimentale Bellini folgen.

Hatte sich, wie allüberall in Europa, auch in Frankreich die Haute-volée vorzugsweise der italienischen Opersingerei zugeneigt, so vergnügte sich dagegen der Nationalgeist (im Einklange mit seiner eigentlichen, frivolen Natur)

*Sehr maß.  
Ital. Kunst.*

zumeist am witzelnden Vaudeville oder an der recitirenden Romanze, und verstieg sich höchstens nur noch bis zur musikalischen Genrema- lerei, d. h. bis zur Conversationsoper. In dieser, zwar piquanten, aber leichtstyligen, mehr geist- reichen als tiefgeistigen Art von Musikdramen excellirte der damals noch junge Auber, ohne dass es ihm übrigens gelungen war, seine Ri- valen, die italienischen Maestri, zu überflügeln. Als nun gegen das Ende der zwanziger Jahre die jesuitischen und absolutistischen Umtriebe der Bourbon'schen Camarilla den, durch die Eroberung von Algier und den Krieg mit den wilden Kabylenstämmen zu frischerem Leben erwachen- den Geist der neuen fränkischen Generation gar zu sehr zu langweilen anfangen, da flosste der- selbe im Jahre 1828 dem aufstrebenden Auber, und im Jahre darauf sogar dem schon alternden Rossini die Ideen zu „La muette de Portici“ und zu „Guillaume Tell“ ein. Es ist bekannt genug, wie die glühenden Melodien und die revolutionären Texte dieser Opern, — welche unter den Werken der genannten Componisten mit Recht als Glanzpuncte dastehen — nicht wenig dazu beitrugen, den schon beginnenden

Brand der Revolution in den Herzen der Pariser zur helllodernden Flamme anzuschüren und so die berühmten Julitage mehr oder minder mit herbeizuführen. Die bisherige Apathie des Zeitgeistes schien einer Heilung entgegensehen zu dürfen, wenn schon dieselbe selbstverständlich nicht sogleich erfolgen konnte.

Die Restaurationsepoche, wie wir sahen, bekundete, wenn noch nicht gänzliche Erdrückung, so doch bedeutende Niederdrückung des geistigen Aufflugs der Völker, so doch moralische Erschlaffung des Individuums: der Geist der Zeit war dem Materialismus verfallen. Fast alle Regung fast alles Streben der sogenannten civilisirten Welt ging allgemein höchstens auf Verfeinerung, auf Raffinement des Lebensgenusses aus. Zufolge aber des nie ganz sich verleugnenden, nie ganz zu unterdrückenden Naturgesetzes für stete Steigerung in der Entwicklung der Gesamtmenschheit, musste sich aus dem raffinirten Materialismus ein geistiger Sensualismus ergeben. Zwar regte sich schon wieder die innere Kraft der Menschheit, ein gewisses Streben nach höherem Ziele, aber die äussere Materie hatte auf das innere Leben

zu großen Einfluss gewonnen, um beim ersten Anstürmen des auflebenden Zeitgeistes das Terrain sofort gänzlich aufzugeben. Zwar fingen die Dichter und Künstler wiederum an, in ihren Schöpfungen einem gewissen inneren Kunstgehalte nachzustreben, aber als ersichtlicher Zweck dieses Strebens stellte sich fürs Erste eben nur der Effect heraus: die Anregung der geistigen Empfänglichkeit zur verstärkten Wirkung auf den materiellen Menschen. Was die Zeit der grossen Ideen durch Beethoven in der Tonkunst Colossales an geistvollen Kunstmitteln geschaffen hatte, verwendete, in der Epoche des theilweisen Auflebens jener Ideen, Meyerbeer in sensualistischem Sinne zu geistreich raffinirten Effecten.

Zeigte nun aber damals der Mode angehende französische Volksgeist überhaupt sich zur deutschen Philosophie hingeneigt, ohne jedoch dem Genusse des materiellen Lebens entsagen zu können oder zu wollen, — hatte man damals in Frankreich angefangen, Göthe und Schiller, Beethoven und Weber zu „goutiren,“ ohne Béranger oder selbst Paul de Kock, Rossini, Bellini oder Auber minder zu lieben,

so müssen wir die eklektische Muse Meyerbeer's als den Rückstrahl des Zeitgeistes anerkennen: sie war also eine durchaus naturgemässe, nicht durch individuelle Willkür erzeugte Erscheinung und musste eben deshalb so Epoche machend auf die Kunst einwirken, wie sie es ja auch unleugbar that. Welche Vorwürfe daher, auf Grund höherer Achtung vor dem Ideale der Kunst, man immerhin diesem Meister zu machen ein Recht haben dürfte\*), zwei Thatsachen lassen sich keinesfalls verneinen; die nämlich, dass er in seinen drei Hauptschöpfungen („Robert der Teufel“, „die Hugenotten“, „der Prophet“) seine Epoche aufs Grossartigste repräsentirte, und sodann, dass ihm das Musikdrama — was dessen äussere

\*) Namentlich ist es der Vorwurf einer, in den äusseren Schein gewissen geistigen Gehalts sich einhüllenden materiellen Frivolität, der Meyerbeer nicht ganz mit Unrecht trifft, nicht nur in Hinsicht auf die routinenhaft-spektakelförmige Scenen-Verarbeitung des Textstoffes, sondern auch in Bezug auf den rein sinnlichen Effect, der zumeist weniger als Mittel dramatischen Ausdrucks, denn vielmehr als Zweck des Strebens aus den Tanzrhythmen und gesuchten Wendungen seiner Melodien hervorguckt.

Forme), und vor Allem die Chöre und Ensembles betrifft — die Erfüllung so mancher seit lange schon gefühlten Kunstnothwendigkeit zu verdanken hat. Wenn Meyerbeer's frühere und spätere Opern nicht auf derselben Höhe, wie die obengenannten drei Werke, stehen, so liegt selbstverständlich wohl der Grund darin, dass vor dem Erscheinen des „Robert“, Meyerbeer nur als Epigone eines prägnanteren Repräsentanten einer schon verbleichenden Epoche fungirte, dagegen noch während selbst des Entstehens des „Prophet“ bereits eine neue Zeit mit neuer, überhaupt geistig schon bedeutend geläuterter Anschauung vom Zwecke der Wissenschaft und der Kunst angebrochen war, deren kräftig strahlender Reflex unwillkürlich auf die Meyerbeer'sche — ihrer Zeit und Richtung treu gebliebene — Muse lähmend einwirken musste.

Auch in deutscher Poesie und Kunst hatte — wie in diesem Aufsätze schon angedeutet worden — während der Restaurationsepoche der Materialismus sich festgesetzt. Gleichwohl lässt sich nicht leugnen, dass, zufolge der überkommenen gediegenen Kunstformen und ästheti-

schen Grundsatzungen, der Materialismus hier in edelerem, mehr künstlerischem Gewande auftrat als im Westen und Süden: ob nun als ungebunden sich ergehende, die Phantasie aufregende und spannende Romantik, oder als wohlklingende und klangreiche, der Sinnlichkeit schmeichelnde Lyrik. In der Musik machte sich die Letztere durch melodisch und harmonisch höchst geistreiches, im Grunde aber doch nur kaleidoskopisches Spiel mit Tonfarbenwechsel bemerkbar, mehr im sybaritischen Genre Rossini'schen Glanzes, als im wirklichen Geiste Mozart'scher Einfachheit, obschon die Schöpfungen des deutschen Meisters als allein maassgebende Muster hingestellt und gepriesen wurden. Die Romantik hingegen trachtete durch ersichtlich mehr oder minder gesuchte Harmonieeffecte (zumeist von grell-düsterem oder ausgelassen wild-lustigem Charakter) den Zuhörer zu fesseln, indem sie sich (mit ziemlich willkürlicher Freiheit, ohne innerliche Motivirung und in Ueberladenheit) derjenigen materiellen Tonmittel bediente, deren Wirksamkeit Weber in seinem „Freischütz“ — aber nicht willkürlich, sondern zufolge der inhaltlichen Nothwendigkeit und



dabei in ästhetischem Maasse — an den Tag gelegt hatte. Die musikalische Romantik sowohl, als die Lyrik dieser Epoche wollten also jedenfalls Wirkung hervorbringen, basirten jedoch dieses, an und für sich nicht unlobliche, Streben einzig und allein auf die materielle Substanz des Zuhörers, auf die minder oder mehr zu erzielende Beruhigung oder Beunruhigung seines Nervensystems durch die rein-physischen Eigenschaften des absoluten Klanges. Sie wirkten somit nur sensuell auf das von aussen her erregte Gemüth des Hörers, nicht aber spirituell auf dessen tiefere, von Seele und Verstand gemeinschaftlich erzeugte Empfindung. Die Musikproductionen der Restaurationszeit forderten im Allgemeinen, — ähnlich wie der, in dieser Epoche gleichfalls zur Culmination gelangte orthodoxe Pietismus — blinden Glauben, d. h. ein absolutes Sich-Hingeben an das materielle Gefühlsleben, ohne irgend welche Reflexion von Seite des Geistes. Merkwürdig genug übersah man, dass schon hundert Jahre zuvor die Schöpfungen Joh. Seb. Bach's und unmittelbar noch wenige Zeit vor der bestehenden Epoche

die Compositionen Beethoven's, ja, zum Theil auch selbst die bedeutenderen Werke Haydn's und Mozart's die Mitthätigkeit des reflectirenden Verstandes zum tieferen Erfassen derselben, wenn auch bisher noch nicht in jedem Zuhörer erweckt, so doch ersichtlich in Anspruch genommen hatten.

Das regere Leben des Volksgeistes, welches mit dem Jahre 1830 in Frankreich und Belgien wiederum begann, konnte selbstverständlich nicht ohne Einfluss auf die Richtung auch deutscher Denker, Dichter und Künstler hleiben. Man fing an, bestimmter die Grenzen abzuwägen zwischen Materie und Geist, und als es immer klarer und deutlicher wurde, dass auch das Innere des Menschen einem gewissen seelischen Materialismus verfallen könne,\*) da gaben sich gegen solche abstracte, der Mitwirkung des Verstandes (oder der Reflexion) baare und

---

\*) Z. B. dem Schwelgen in selbstquälerischer Asketik, — der Lust an vagem, abentheuerlichem Herumschweifen der Phantasie — der, durch den Reiz des blossen Ton- oder Wortklanges auf unser Nervensystem ausgeübten Herrschaft absoluter Verse- oder Musikmacherei, u. A.

ledige, folglich nur negative psychische Thätigkeit mannigfache Erhebungen kund zur Wiederherstellung des natürlichen Gleichgewichts zwischen Materie und Geist. Denn nur in diesem und in keinem anderen Sinne dürfte wohl die damals auftauchende, vielfach verschrieene, weil zumeist einseitig oder kurzsichtig aufgefasste Lehre von der Emancipation des Fleisches zu verstehen sein.

Die eigentliche innere Grundlage, der Kern jeder wissenschaftlichen, dichterischen oder künstlerischen Production hat im geistigen Elemente — im philosophischen oder poëtischen Gedanken zu bestehen, der durch passende materielle Mittel seinen richtigen äusseren Ausdruck erhalten soll. Welche aber von diesen Letzteren in der That als „passend“ sich dazu ausweisen, darüber vermag den Denker, Dichter oder Künstler nur das, auf allgemeine ästhetische Bildung sich stützende Kriterium des reflectirenden Verstandes aufzuklären. Auf die Tonkunst speciell angewendet ist dies so zu verstehen, dass sowohl die allgemeine Form, als auch die melodischen und harmonischen Wen-

dungen eines Tonstückes stets von prägnant hervortretenden, durch irgend welche poëtische, ja selbst rein-philosophische Grundideen in der Seele des Componisten hervorgerufenen und zufolge der Reflexion des Verstandes mehr oder minder analysirten Gefühlsstimmungen motivirt zu erscheinen haben.

Dieser Begriff vom innersten Zusammenhange des äusseren technischen Ausdrucks der Musik mit einem poëtischen Gedankeninhalte war übrigens nicht so neu, als es den Anschein hat. Denn, wenn derselbe auch erst in den dreissiger Jahren, durch ästhetische Analysen (Marx u. A.) und zufolge derselben durch das Beginnen allgemeiner klarer Auffassung und höherer Würdigung der Bach'schen und Beethoven'schen Werke, zum Bewusstsein gelangte, ja sogar noch weit später (namentlich durch Brendel) seine bestimmt ausgesprochene Formulirung erhielt, so finden wir doch jetzt, dass eigentlich die Productionen fast aller älterer Kunstprotogonen seit Palestrina — welchem Lande dieselben auch angehören mochten — dieser Anforderung an das wahrhafte musikalische Kunstwerk mehr oder minder entsprechen. Nur seit der absoluten

Herrschaft der italienischen Sänger in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die Kunst zumeist zur Sklavin des blossen Vergnügens üppiger Höfe herabsank, war man nach und nach unmerklich in das äusserliche Musikmachen hineingekommen, und glitt ebenso — als die Reaction den höheren Geistesflug unterdrückt und die Rossini'sche frivole, daher leicht fassliche, zugleich aber glanzflimmernde Melodie die inhaltvolle, jedoch entgegenkommendes Verständniss erfordernde Muse Beethoven's fast ganz verdrängt hatte, — wiederum in das bequeme Geleis innerlich leerer, äusserlich glitzernder Rococo-Bahnen zurück.

Mit dem Aufzuge der neueren Generation, mit der Rückwendung des Zeitgeistes zur individuellen Freiheit des Denkens, fing man auch wieder an, selbst Gedanken zu haben, dieselben aber folglich gleichfalls von Anderen zu verlangen. Die Lehre von der Emancipation des Fleisches, oder richtiger gesagt: von der gegenseitigen Emancipation des Geistes und des Fleisches war nur eine natürliche Folge des abermals zu Tage tretenden Ringens nach geistiger Emancipation des Volkes und des Indivi-

duums. Die Anforderung an Poësie und Kunst: dass sie den Geist, den „Logos“ in würdiger Weise verkörpert wiederzugeben haben, — diese Anforderung musste ja auch zugleich das oben erwähnte Bewusstsein wecken, dass die Werke grosser Meister nur dann wahrhaft gewürdigt und genossen werden könnten, wenn es gelänge, den in ihnen verkörperten Geist, das Räthsel des Inhalts richtig zu erfassen und wiederzugeben. Reflexion — so lautete die Parole der neuen Epoche: Reflexion, nicht nur in der Dialektik abstracter Wissenschaft, sondern auch in der Kunst im Allgemeinen, sei es nun die Kunst der dichterisch-sprachlichen — der musikalischen, oder der plastischen Darstellung des Gedankens, — Reflexion als sicherste Leiterin und Führerin durch das Labyrinth der technischen Kunstmittel!

Einer der ersten Componisten, der sich gerade von dieser Anforderung unserer Zeit ergriffen fühlte und der Idee von einem in Töne verkörperten poëtischen Gedanken Folge leistete, war Mendelssohn. Als vollkommene Belege dafür dienen vor Allem seine „Lieder ohne Worte“, die Musik zu Shakespeare's: „Sommer-

*Mendels.*

nachtstraum,“ und die Ouverturen zu den Gedichten: „die Hebriden“, „die Fingalshöhle“ und „Meeresstille und glückliche Fahrt“ so wie zum „Mährchen von der schönen Melusine.“ Alle diese Werke sind eben Nichts mehr und Nichts weniger als prägnante musikalische Ausdrücke für die Resultate der (durch Reflexion des Verstandes bewirkten) Analyse verschiedener Gefühlsstimmungen oder Gefühlsbilder, welche im Componisten — zufolge des Erfassens bestimmter poetischer, entweder einzelner Gedanken oder ganzer Episoden — sich hervorgerufen sahen. Mit einem Worte, jene Compositionen waren mit dichterischem Bewusstsein und Vorsatz geschaffene wirkliche Tongemälde oder Programm-Tonstücke. — Wir meinen daher, dass in specieller Hinsicht auf moderne Tonmalerei, Mendelssohn ganz, ja sogar mehr als die meisten Anderen seiner Zeit- und Kunstgenossen, seiner Epoche angehört habe, was auch durch richtige Auffassung des gegenwärtig allgemein festgestellten kritischen Urtheils über diesen Meister sich bestätigt sieht: dass nämlich Mendelssohn (mit den Worten eines Anderen zu sagen) „der grösste Musiker gewesen

sein würde, der jemals gelebt hat, wenn die Musik eine Wissenschaft statt eine Kunst wäre.“

Ganz gewiss sprechen Mendelssohn's gesammte Werke dafür, dass in ihm eine analysirende Reflexion vorwaltete. Doch vermögen wir der ferneren Meinung Anderer darin nicht beizustimmen, als wenn er „kein aus dem Innersten schaffender Künstler“ gewesen sei. Vielmehr glauben wir diesen zu schroffen Ausspruch dahin modificiren zu können: dass Mendelssohn nur dort aus sich selbst zu schaffen nicht sich inspirirt gefühlt haben möge, wo ihm für die musikalische Ausdrucksweise schon bestehende, ausgeprägte Formen als Muster vorschweben mussten, und er demzufolge seine analysirende Reflexion, weniger dem möglichst weitesten Erfassen des Inhalts mit dem Gemüthe und den dadurch aus dem Innern herauszufördernden neuen Gefühlsbildern, als vielmehr der plastischen Darstellung und Gruppierung üblicher äusserlicher Klangbilder auf Grundlage technischer und ästhetischer Wissenschaft zuwandte. Wohl deshalb nur erweisen sich denn auch Mendelssohn's Productionen auf dem Gebiete des Gesanges (mit Text) als die schwächsten.



Vermuthlich, dass bei denselben, zufolge der gegebenen, mehr oder minder schon prägnant sich darstellenden Textworte, ein tiefer eingehendes Analysiren der (zuerst doch stets nur im Allgemeinen) auftauchenden Vorstellungen zur Erweckung im Innern fernerer, potenzirterer Gefühlsbilder ihm überflüssig geschienen haben mag, und er der Aufgabe vollkommen zu genügen glaubte, wenn er, nach den Mustern ihm vorschwebender classischer Meisterschöpfungen, zu den Tonillustrationen dieser Texte die möglichst passendsten unter den überkommenen Formen und sonstigen Kunstmitteln mit grösstem Fleisse auswählte und mit feinstem Geschmacke bearbeitete. Hierin also tritt uns Mendelssohn als ein Sohn nicht der neueren, sondern der vorhergehenden Zeit entgegen, der Zeit der vorzugsweise plastischer Formation sich zuwendenden Lyrik, und erscheint demnach nur als Epigone. Wo hingegen, wie in den obengenannten Werken, er sich der analysirenden Reflexion überliess, um den Geist des nur leicht hin angedeuteten Inhalts in specielle, logisch zusammenhängende Gefühlsbilder umzugestalten, da erreichte er die Höhe treff-

licher Meisterwürfe, denn der, als erster Keim von aussen überkommene poëtische Gedanke gedieh unter der Pflege der Reflexion in seinem Inneren zu einem kräftigen, stattlichen Baume, der eigene reife Frucht erzeugte, worauf die geschickte Hand des kundigen und geschmackreichen Bildners dieselbe zu jener plastischen Vollendung brachte, welche ihn kennzeichnet. Aehnliche psychische Vorgänge mögen wohl auch bei einigen anderen Instrumentalcompositionen Mendelsohn's (u. A. bei seinem herrlichen Octette für Streichinstrumente) obgewaltet haben und wird eine künftige Zeit vielleicht Aufklärung bringen, in wiefern diese — unsere persönliche — Vermuthung eine Täuschung war oder nicht.

Doch scheint wohl in der Anwendung der Reflexion bei der Genesis der Tonillustrationen soleher von aussen nach innen wirkender poëtischer Vorwürfe auch nur eben der ganze Einfluss bestanden zu haben, den der Geist der neueren Zeit auf Mendelsohn auszuüben vermochte. Bei aller — man darf gewiss sagen: höchsten — humanistischen und künstlerischen Ausbildung, deren sich dieser Meister (in Folge

seiner socialen und materiellen, von Haus' aus glücklichen Stellung) zu erfreuen hatte, war seine Weltanschauung — vielleicht gerade um dieser Ursache willen — ersichtlich eine aristokratisch-conservative oder doch wenigstens eine sehr gleichgültige geblieben. Es leuchtet wohl kaum irgendwo aus seinen Musikwerken, noch selbst aus seinen Briefen heraus, dass Mendelssohn sich jemals von tief in das allgemeine Menschen- und Volksleben eingreifenden, den Flammendrang eines wahrhaften Denkers bekundenden, grossen Ideen bewegt gefunden habe. Und in dieser Hinsicht möchte man sich freilich bewogen fühlen, Mendelssohn's künstlerisches Wirken noch den Resultaten der Reaction beizuzählen. Ferner aber dürfte er auch insofern mehr in die Restaurationszeit als in die neu beginnende Epoche hineingehören, als er sich betreffs der Kunstmittel und Kunstformen stets streng conservativ zeigte, und selbst zu seinen — theilweise wenigstens als Neuerung erscheinenden — Tonmalereien Nichts in Anwendung brachte, was nicht durch die Tradition schon sanctionnirt gewesen wäre, so dass — ungeachtet der bei Mendelssohn zur Culmi-

Mendelssohn  
zum  
Volksleben  
etc.

Mendels.  
für  
Mendelssohn  
Verhalten.

nation gelangten Abrundung und Ausfeilung der technischen Formen — die Tonkunst selbst durch ihn doch zu keinem notorischen Fortschritte hingedrängt erscheint.

Hinsichtlich des deutschen Volkstones, schloss Mendelssohn sich an seine Vorbilder Mozart und Weber an. Ueberhaupt hat der Volkscharakter der von deutschen Componisten geschaffenen Melodien sich selten verleugnet; ausnahmsweise etwa, wo es sich um Instrumental-Solosätze handelte, die der Virtuosität geweiht sind. In solchen Compositionen freilich trat zum Oeftersten das neitalienische Genre hervor.

Indessen müssen wir betonen, dass auch bei dieser Volkstonrichtung es sich zumeist um die äusserliche, absolute Musikform, um die materielle Einfachheit der Motive handelte. Der tieferen Auffassung des Volksthümlichen, der mehr auf den inneren Gehalt und auf den diesem entsprechenden Ausdruck gehenden Reflexion, wie solche doch zum Theil schon aus den Schubert'schen Liedern herausklang, begegnen wir zuerst nur bei Robert Schumann wieder.

Und abermals tritt uns ein charakteristischer

Zug der neueren Kunstentwicklungsperiode entgegen. Die erwachte Ueberzeugung, dass die Tonschöpfungen grosser Meister sich nur als Tonverkörperungen poëtischer Gedanken darstellen, nur als solche wahrhaft verstanden und gewürdigt werden können, musste folgerecht zu der Anschauung hinführen: dass die Tonkunst gewisser Maassen eine Sprache ist, die — wenn sie auch nach Seite abstracter Vorstellungen gar keine, und nach Seite physischer Erscheinungen sehr begrenzte Ausdrucksmittel besitzt, — dagegen unleugbar für psychische Vorgänge und Zustände über äusserst vielfache und mannigfaltige, jedem seelisch entwickelten Menschen sehr verständliche Arten der Mittheilung zu gebieten hat. Jede abstracte Vorstellung aber, wie jede physische Erscheinung ruft, vermöge der Reflexion, in unserem eigenen Geiste mehr oder minder deutliche Ideen hervor. Diese, unsere Ideen regen unser Gefühl an. Zufolge dessen entstehen nun in unserem Inneren Gefühlsbilder, welche immerhin durch Töne derart sich wiedergeben lassen, dass auch in Anderen, wenn schon vielleicht nicht ganz die nämlichen, jedenfalls doch

sehr ähnliche psychische Zustände und Vorgänge bewirkt werden. Und so dürfte nicht zu leugnen sein, dass auch selbst abstracte Vorstellungen und physische Erscheinungen sich durch die Musiksprache ganz wohl andeu- ten lassen, insofern ja diese Sprache Gefühls- bilder zu schildern und hervorzurufen im Stande ist, wie solche in seelisch entwickelten Menschen bei jenen Vorstellungen oder bei jenen Erscheinungen gewöhnlich aufzutauchen pflegen.

Aus der neuesten Schilderhebung des wiedergeborenen Volks- oder Zeitgeistes gegen die Stagnationsgelüste der Restauration ersahen wir für unsere Kunst zwei wichtige Resultate für den fernern, wahrhaften Fortschritt in derselben sich ergeben. Das erste war: die Anforderung an die Tonkunst, in ihren Schöpfungen poëtische, wirklich geistige, nicht blos absolut klangliche Vorwürfe zu erfassen, und dieselben in würdiger Weise durch Tonbilder verkörpert wiederzugeben. Das zweite zwar: die Erkennt- niss und Anerkennung der Musik als eine wahr- hafte Ton Sprache, welche psychisch entwickel- ten Menschen, zufolge der in ihnen durch logisch unter einander verbundene Tongebilde hervor-

M

Lo g. C.

die die Lösung

Sinnlichkeit

in Wagners

Bucert. zum

Tonbildes

Vorwörter

Drückt in dem

bekanntem

Violinm.

Spielern.

In dieser

Richtung

wirkte

Wagner

Musikdra-

ma.

gerufenen Gemüthsbilder, resp. Ideen, mehr oder minder verständlich ist.

Der Geist also, der poëtische Ideeninhalt eines Tongebildes soll und muss dem Ausdrucke, der Formation der Klangmaterie zu logisch verbundener, dem Verständnisse Anderer zugänglicher Rede vorangehen. Nur in Dem, wessen man sich selbst klar und deutlich als eines zu verkündenden „Logos“ bewusst geworden, vermag die entsprechende plastische Form zu unserem Bewusstsein zu gelangen; nicht aber lässt sich zu einer gegebenen blossen Form (und sei dieselbe auch noch so regelrecht den Anforderungen der Plastik angepasst) ein wahrhaft poëtischer Inhalt finden.

Dass Schumann von dieser Anschauung völlig durchdrungen war, dafür liegen Legionen von Beweisen vor in seinen Schriften (in den Davidsbündler-Recensionen, in den Artikeln über Musik und Musiker) wie in seinen Tonschöpfungen (z. B. in den Quartetten und Symphonien, noch mehr aber in den kleinern Salonstücken — insbesondere aus der ersten Epoche seines Schaffens, — vor Allem aber in seinen Liedern, Balladen und Epopöen (alias Cantaten).

Ueberall leuchtet deutlich das unwillkürliche und doch eigentlichste Hervorgehen des Motivs und der Form aus der poetischen Idee, und nicht umgekehrt, die Geburt eines unwillkürlichen Gedankens etwa aus irgend einem nur der traditionellen Regel plastischer Formation zu Liebe kaleidoskopisch geschaffenen äusseren Gebilde. Am unzweifelhaftesten aber spricht dafür Schumann's Anerkennung vom Genie des Franzosen Berlioz, desselben Hector Berlioz, welcher seit mehr als dreissig Jahren für die Entwicklung der Tonsprache arbeitend und kämpfend, bis dato sogar und selbst von Seite der Mehrheit deutscher Musiker nicht mehr errungen, als die etwas problematische Anerkennung: als ein gewaltiger Beherrscher der Instrumentationstechnik, und schliesslich etwa noch (in gleichem nur materiellem Bezuge) als ein tüchtiger Symphoniker (resp. contrapunctischer Kunststückmacher) gelobt zu werden.

Schumann, der so gemüthstiefe, an seelischen Bildern so reiche deutsche Tondichter, und Berlioz, der so heissfühlende, von dichterischem Zuge so durchwehte französische Tonmaler, Beide im Innersten ergriffen und



durchdrungen vom erwachenden Geiste der Zeit, waren es, die den Anforderungen des neuen Geschlechts an die Kunst Bahn brachen und dem ewigen Gesetze göttlichen Schaffens: der engsten Verbindung von Geist und Materie — zuerst wieder seit Beethoven — durch Wort und That Geltung zu verschaffen sich bestrebten. Vertiefte sich Schumann in die verborgensten Schichten seines innersten Seins, um den befruchtenden seelischen Stoff zu Tage zu fördern, und schuf dieser Letztere sich sein äusseres, materielles Tongewand aus seiner eigenen Nothwendigkeit heraus, jedoch ohne noch die traditionelle Form verwerfen zu wollen, — so griff Berlioz diese Form schon unmittelbarer und absichtsvoller an. Durch die Macht der Reflexion zur Ueberzeugung gelangt, dass die Materie des Tones sich ohne Widerspruch zum völligen Dienste des Ausdruckes für den Geist, für den inhaltlichen poëtischen Gedanken hergeben, dass sie sich behandeln und wandeln lassen müsse wie die Sprache des Wortes, wie die Farbe des Malers, fing er schon an, mit kühner Hand die hemmenden Schranken der traditionellen Form zu brechen und die Letztere

zu zwingen, selbst für abstracte Vorstellungen und physische Ereignisse als äusseres Ausdrucksmittel zu erscheinen. Dass Beide im Anfange ihrer Laufbahn missverstanden wurden, dass mit der Zeit Schumann, der mehr den geistigen Inhalt wieder belebende, die bestehende Form aber minder verletzende Regenerator, wenn auch nicht schnell, so doch immer eher Anerkennung fand, als Berlioz, welcher voll feuerigen Dranges das gewohnte Kleid, die Schale der Bequemlichkeit geradezu abzuschütteln begann und deshalb auch bis in unsere Tage hinein von der Masse der Alltäglichkeit einzig nach dieser äusserlichen Seite seines Schaffens beurtheilt und zumeist als blos „geistreicher Phantast“ hingestellt wird, — entspricht nur dem natürlichen Verlauf aller Dinge: der Mensch ist nun einmal eine Gewohnheitscreatur (zumal aber der schwerblütige, dem Hopfen und Malze huldigende Mensch) und lässt sich, wenn es durchaus sein muss, weit lieber einen neuen Inhalt, als eine neue Form gefallen, ohne zu überlegen (geschweige denn zuzugeben), dass der Erstere unerlässlich auch die Bedingung der Zweiten schon in sich trägt. Nur in einer

Sache giebt man allüberall dem buntesten Wechsel der äusseren Formen gerne nach: in der Mode! Es ist eben selten und sehr weniger, oft aber gar kein eigentlicher Zweck, oder auch nur Inhalt darin, es sei denn der Zweck der Speculation! Dies aber zieht gerade die Masse an; denn die Masse will stets lieber dupirt als überzeugt sein, lässt sich eher von geistloser Frechheit, als von bescheidener Geistesfülle beherrschen.\*)

Der naturgemässe Fortschritt in der Cultur-entwicklung allein lässt sich weder beherrschen noch aufhalten: ein ächter Pionier des grossen Weltgeistes, bricht er sich Bahn durch die dichtesten Reihen der Schanzkörbe voll zopfigen Pedantismus und eigensinnigster Vorurtheile, ja selbst durch die dicksten, dumpfesten Mauern des Aberglaubens und des Absolutismus hindurch.

---

\*) Die frappantesten Beispiele liefert die Kunst-kritik: wer mit giftigster, gallsüchtigster Unverschämtheit, zumeist nach purer Willkür, ohne Abwägung des maasgebenden Standpunctes, in die Welt hinaus-schreit, der imponirt der Masse und gilt ihr als Prophet, sei es auch nur als gefürchteter Prophet Sapiienti sat!

Ob er auch hin und wieder momentan von der Oberfläche verschwinde: in den tiefsten Schächten des menschlichen Geistes, oft nur im Brüten der Gedanken sparsam über die Erde gestreuter philosophischer Denker verborgen, gräbt er sich seine Tranchéen, legt er die Minen zur Sprengung der Bollwerke geistiger Tyrannei an, und nur zuweilen geben hie und da zuckende Leuchtblitze Kunde vom nimmer ruhenden allgemeinen Ringen der Menschheit nach gegenseitiger Emancipation des Geistes und der Materie, d. h. nach der letztlich nothwendig bedingten, aber eben deshalb freiwilligen Vereinigung derselben.

Und diese Vereinigung hat bereits zu tagen begonnen, wenigstens in Wissenschaft und Kunst! Ob immerhin auch die Dämmerung, nach dem Erlöschen des romantisch lockenden, aber der zeugenden Wärme entbehrenden Mondesglanzes, dem blöden Auge des Uneingeweihten noch dunkler sich darstelle, ob immerhin die grauen sich nur langsam aufrollenden Nebel kaum sich zu rühren scheinen, ob auch das erste Erglühen der neuen Morgenröthe von manchem Ungläubigen und Zagenden nur für das Leuchten eines un-

heilvollen Brandes gehalten werde — dennoch aber glauben wir mit festester Ueberzeugung an das nahe Ereigniss eines allgemeinen Sich-Em-porschwingens der Dichter und Künstler zu höherer, reinerer Kunstanschauung, zum Streben nach jener gegenseitigen Emancipation und freiwilligen Vereinigung des Göttlichen im Menschen mit dem Irdischen, „des Schöpfers mit der Creatur!“

Diese Ueberzeugung kommt uns aus der Wiedergeburt des innersten Glaubens an die „schaffende Urkraft“, wie er gegenwärtig in Wissenschaft und Kunst fast allgemein sich kund giebt, in dem „Theismus“, <sup>x</sup> den freudig zu bekennen die Künstler und Aesthetiker der Jetztzeit sich nicht schämen, noch scheuen. Denn gerade dieser wahrhaft religiöse, die Seele jedes ächten Künstlers tief und ganz erfüllende Glaube — aber „von keinem orthodoxen oder als fromm verrufenen, sondern von einem rein philosophischen Standpuncte aus“\*) — führt allein die Heroën der Wissenschaft und der Kunst zum

\*) L. Eckardt „Vorschule der Aesthetik“ Bd. I. S. 10.

\* *Liebes Lustzeit dacht sich mit liebes Vollendung,  
So liegt in der vollendeten Liebe, göttliches  
Wesen aufgedeckt.*

Ziele: zu jener Vereinbarung der Gottheit und der Creatur in ihrem eigenen Sein.

Mit diesem Glauben aber eng verbunden ist auch das Streben der Menschheit nach geistiger und persönlicher Freiheit. Jener zu erzielenden Vereinbarung liegt ein ewiges Gesetz der Natur zu Grunde: der Drang zur Selbstbefreiung von der Tyrannei der Hypermaterie. Soll aber der Mensch frei von sich selbst werden, so darf ihn nichts Aeusserliches beengen und bedrücken, dessen Nothwendigkeit nicht logisch zu Gunsten seines Daseins und Wirkens begründet ist. Daher das, unsere Zeit vorzugsweise kennzeichnende, stete Ringen nach möglicher geistiger und persönlicher Emancipation bis zu den äussersten Grenzen der durch die ewigen Gesetze der Natur bedingten Nothwendigkeit; daher dies Streben der Besseren unserer Epoche nach Wahrheit in Handlung und Denken, wie nach Ausdruck gleicher Wahrheit durch Wort und Klang, durch Farbe und Meissel.

Diese Richtung des neueren Zeitgeistes bekundete sich nun in der Tonkunst namentlich in Hinsicht des möglichst rechten Ausdrucks für die Gefühlsstimmung des Tondichters. Louis

Köhler, in seinem höchst interessanten (ob-  
 schon noch nicht zu völligem Systeme gelang-  
 ten) Werke: „die Melodie der Sprache“\*), war  
 der Erste, der theoretisch auf das Willkür-  
 liche, oft Unsinnige und Abgeschmackte in der  
 bisher üblichen Manier, Melodien zu schaffen,  
 hinwies. Aber so viel Wahres auch dies Buch  
 enthält, so erscheint der Standpunct des Verfas-  
 sers (mit Brendel's Worten wiederholt)\*\*) „viel  
 zu eng“, und „Köhler kommt in den Fall, Wah-  
 res und Falsches zugleich zu verwerfen.“  
 Richtiger in der That ist Brendel's Ausspruch: „die  
 Erfindung der Melodie ist auch in der neuen  
 Weise eine freie Thätigkeit, Resultat  
 der schöpferischen Phantasie, nur dass  
 dies Schaffen jetzt nicht mehr ein rein musika-  
 lisches ist und auf Kosten des Dichters sich gel-  
 tend machen darf, im Gegentheile in Einheit mit  
 demselben vor sich gehen soll.“\*\*\*) — Setzen  
 wir an Stelle des Wortes „Dichter“, den Aus-

---

\*) Leipzig, bei J. J. Weber.

\*\*\*) Dr. Franz Brendel „Anregungen für Kunst,  
 Leben und Wissenschaft.“ Erster Band (1856) „die  
 Melodie der Sprache“ S. 21.

\*\*\*\*) Ebendas. S. 26.

druck „Gedankeninhalt“, und wir dürften alsdann wohl in diesem Satze den Inbegriff alles Strebens der neudeutschen Richtung aufs Bündigste und Klarste definirt erhalten.

Was Brendel an der hier angeführten Stelle, oder auch sonst noch in seinen zahlreichen, den tief forschenden Aesthetiker bekundenden Schriften über die neueste Tonkunst erörtert und systematisch geordnet hat, fand sich übrigens zuvor schon nicht nur in Richard Wagner's bekannten Werken („Oper und Drama“ und „das Kunstwerk der Zukunft“) angedeutet, sondern mehr noch praktisch ausgeführt in den letzten Tonschöpfungen sowohl Wagner's selbst, als auch Franz Liszt's. Ja — wollen wir weiter hinauf gehen in der Zeit und dabei, von diesem Standpuncte aus, die Compositionen Schumann's als auch Berlioz's analysiren, so werden wir alsbald die Ueberzeugung gewinnen, dass bei Beiden — wie ja oben auch schon erwähnt wurde — die freie Thätigkeit der schöpferischen Phantasie nicht mehr auf das rein musikalische Schaffen, sondern offenbar auf die Vereinbarung des Geistes und der Materie, des Inhalts und der Form gerichtet erscheint: es lag eben in



der allgemeinen Richtung der Zeit, für den Geist die rechte Materie, für jeden Gedanken das wahrheitlichste Ausdrucksmittel möglichst zu erzielen.

Zufolge der politischen Stürme der Jahre 1847 bis 1849, in welchen das Ringen der in der Cultur am meisten fortgeschrittenen Völker nach geistiger und individueller Emancipation von den nicht durch Naturnothwendigkeit gebotenen Fesseln gewaltiger und allgemeiner hervortrat denn jemals, musste folgerecht auch die Tonkunst sich noch mehr auf den Boden der Anschauungsfreiheit stellen, — noch mehr (obschon nur den Bahnen Schumann's und Berlioz's folgend) sich all und jedes beengenden, den Logos ihres innersten Seins tödtenden Formalismus zu entledigen suchen.

Die grosse französische Oper — ein Zwittergeschöpf, der Lüge mehr als der Wahrheit entsprossen, auf alleiniger Routine verbrauchter Effecte beruhend — bedurfte einer völligen Regeneration, sollte die erhabenste der Tonkunstarten nicht völlig gerechter Verachtung und verdientem Spotte unterliegen. Der Glaube an die Göttlichkeit in der Kunst und im Künstler musste sich empören, als er sah, wie das musikalische

Drama zur feilen Buhldirne einer gedankenlosen, nur nach sinnlichem Genusse lechzenden Masse geworden war. Und das hochsittliche Gefühl des Künstlers, gleichsam das allgemeine zeitgeistliche, unbewusste Sehnen der Besseren in sich culminirend, machte ihn zum begeisterten Propheten einer neuen Lehre und Richtung in seiner Kunst. So entstanden Wagner's Opern, so entwickelten sich die in seinen Schriften niedergelegten Principien der völligen Umwandlung des musikalischen Drama's.

In gleicher Weise angeregt von den Anforderungen des Zeitgeistes, aus gleicher Quelle der Erkenntniss schöpfend wie Wagner, musste Liszt — nach den romantisch-dramatischen Programm-Ouverturen Mendelssohn's, nach den lebendigen Tonschilderungen Berlioz's, nach all den in Töne verkörperten Klagen und Freudensergüssen Schumann's — durch die unerforschliche Macht seelischer Intuität von der Idee sich begeistert finden, Wort-Dichtungen durch symphonische Dichtungen wiederzugeben. Dass aber die Letzteren sich nur in neue, aus dem Inhalte selbst hervorgegangene Formen legten,

war eine ebenso unwillkürliche als durch die Natur der Sache selbst gebotene Bedingung. —

Und somit glauben wir, das historische und naturgemässe Hervorgehen und Entstehen der neuesten Richtung aus dem unleugbaren Einflusse des Zeitgeistes auf die Entwicklung unserer Kunst, folglich aber auch die Berechtigung der neuen Principien aufs Deutlichste und Unzweifelhafteste bewiesen zu haben. Inwiefern nun die Werke der Meister oder der Jünger jener Richtung geeignet seien, diesen Principien Geltung und Anerkennung zu verschaffen oder nicht? — diese Frage lässt sich freilich nur durch wissenschaftliche Analysen der Werke beantworten. Blosses phrasenhaftes Loben vermag eben so wenig dafür, als oberflächliche Abspreechung und gemeinplätzig, persönliche Angriffe dagegen schwer in der Waage zu liegen.

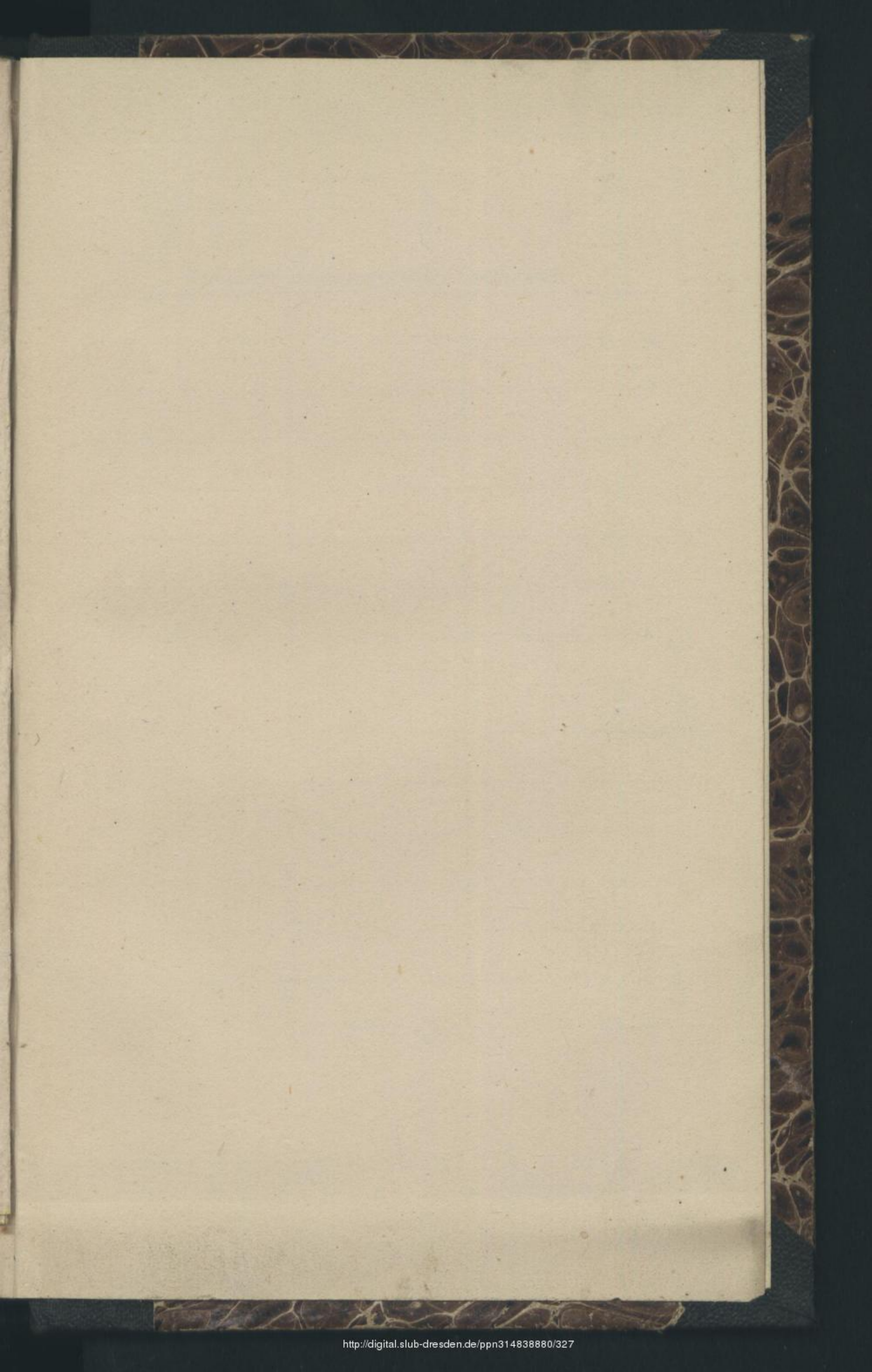
Es ist kaum zu erwarten das Darf in die  
 Zusammenord überzuführen. In eingeführten  
 Studien über Wagner und Lisel Kant er  
 so wohl trifft man bei Wagner was er vor und er  
wirklich and er ist. — das musikal. Stroma  
ist, wo die Wagner er ist für  
alle, gewaltigen Produktion Kommen.  
da er ist man in die Er ist Wagner.

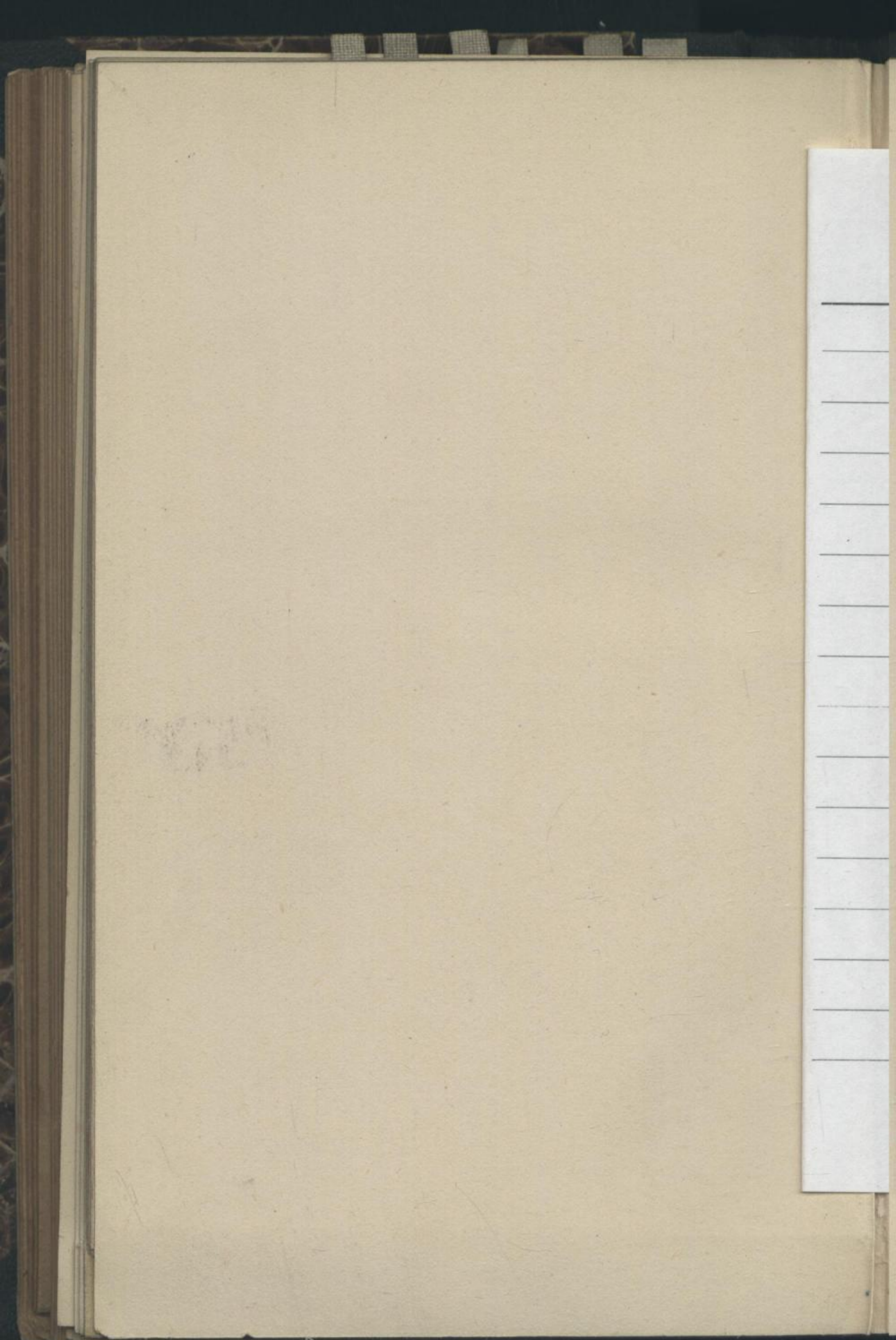
Leipzig.

Druck von A. Th. Engelhardt.











X

950

Op. var. 950

Broschüren-  
und  
Collectaneen-  
Sammlung.  
A. Jädicke.

